Feuchtersleben, Ernst <<von>>

Ernst Frhrn. von Feuchtersleben's sämmtliche Werke mit Ausschluß der rein medizinischen

Bd.: 5

Wien 1852

Ernst Frhrn. von Feuchtersleben's
sämmtliche Werke.

Mit Ausschluß der rein medizinischen.

Herausgegeben
von
Friedrich Hebbel.

Fünfter Band.

Wien 1852.

Verlag von Carl Gerold und Sohn.

Beiträge

zur

Literatur,

Kunst- und Lebens-Theorie.

Einleitung.

— Botenpflicht ist sprechen. Damit gut.
Goethe.

Ein Theil dieser Aufsätze, in periodischen Blättern (zumal in den Blätt. f. Literat. zur Oesterreich. Zeitschr. für Geschichte und Staatskunde) bereits mitgetheilt, hat sich einen Kreis denkender und strebender Freunde erworben. Diesen Kreis zu erweitern, und demselben vom eigenen Streben und Denken eine klare, auf ein Ganzes deutende, Rechenschaft abzulegen, — war, einem so wenig gehofften Erfolge gemäß, der verzeihliche Wunsch des Verfassers, und der Grund zur Veröffentlichung der vorliegenden Bogen.

Die vorhandenen Arbeiten wurden gesichtet, abgekürzt, wo sich gelegenheitliche Zusätze fanden, erweitert und ergänzt, wo es das Wesentliche galt, — vermehrt, genauer bestimmt, geordnet, untereinander verbunden, die Lücken ausgefüllt, die Formen so viel als möglich Einem

Typus genähert, und dabei die Hinsicht auf den Einen Hauptzweck nie aus dem Auge gelassen; so, daß wohl zu hoffen wäre, einem wohlwollenden, verständigen Leser werde Sinn und Absicht des Ganzen, bei einiger Bemühung, kein Räthsel bleiben.

Einige Bemühung aber vom lesenden Publikum verlangen, heißt unhöflich sein und unsere Zeit verkennen. Der Kritiker, über die Zumuthung lächelnd, einem Autor auf seinen Lebenswegen nachzuspüren, hält sich an die Vorrede, die der neue Koch als Probegericht des ganzen Essens ihm vorzusetzen verbunden ist; aus dieser Assiette schmeckt er die Schule heraus, zu welcher der Koch gehört, — und die Gäste, sobald ihnen der Herold die Schule namhaft gemacht hat, wissen sofort, woran sie sind. Denn ein Mensch ist verstanden, sobald man weiß, in welche Koterie er gehört. Das ist die Weisheit unserer Tage.

Bei diesen Umständen thut man wohl am klügsten, wenn man dem kritischen Ritter lieber selbst auf den Sattel hilft; wenn man eine Einleitung schreibt, wodurch man ihm das lästige Studiren des ganzen Buches erspart; und wenn man in dieser Einleitung sein Geschäft antizipirt, und dem guten Publikum offenherzig sagt, zu welcher Gattung Autoren man gehört. Damit erspart man den Vielen, die gleich ganze Gattungen verwerfen, gar manche Zeit, die am Spieltische weit fruchtbarer zu ver-

wenden ist. Man braucht also, um unsere Aufsätze zu würdigen, nur die folgenden Zeilen zu überblicken.

Wenn wir aus den Verwirrungen des sozialen Lebens, die uns immer wüster umschlingen und unser reines, tiefstes Selbst immer mehr zu trüben und endlich völlig, daß wir es selbst nicht wieder erkennen, zu verfinstern drohen, — uns in die Ruhe verheißenden Regionen der Kunst und des Wissens zu flüchten gedenken, — so finden wir hier ein Chaos, noch hoffnungsloser als jenes, das uns herein trieb; hoffnungsloser, weil feinere, geistige Gewalten es geschaffen haben, und thätig sind, das Verwickelte durch neue Verwickelungen für immer unauflösbar zu machen. Wir müßten an unsern heiligsten Hoffnungen verzweifeln, wenn wir nicht wüßten, daß die Finsterniß aus sich selbst, auch ohne es zu wollen, das Licht gebiert.

Die Bücher haben aufgehört, Denkmale und fruchtbares Lebenserbtheil weiser und großer Menschen zu sein, seit sie zur Waare geworden sind. Auch ist die Menge der Waare zu groß, als daß nicht Schätzmeister nöthig würden, sie zu taxiren, ihre Sorte, ihren Werth zu bestimmen. Diese Schätzmeister, die selbst nicht erzeugen, sondern nur sortiren, schaffen das, was wir Literatur nennen, und haben das Chaos auf ihrer Seele, das uns

ängstet. Werfen wir nun einen Blick auf die neuesten Chorageten dieser Gilde, um zu untersuchen, wie sie es anfangen, die Verwirrung zu verewigen, so finden wir bald den Kern des Uebels. Es liegt darin, daß sie lehren, statt zu lernen. Die ganze Literatur ist eine Anstalt zur Bildung. Was selbstständige Geister schaffen, ist Element, welches fördernde Talente für sich und die Welt zur Kultur verarbeiten sollen. Wahrheit sollen wir suchen. Lesen wir Alles, was die edlen Schöpfer der Kritik in unserer letzten großen Epoche über Literatur gearbeitet und uns hinterlassen haben, so finden wir, daß sie alle in diesem Sinne gedacht und gewirkt. Lessing, Herder, Goethe, Schiller erscheinen in ihren Schriften zur Literatur als Suchende, Lernende. Ganz anders die Aristarchen der jüngsten Zeit. Sie suchen nicht mehr, sie haben gefunden; sie lernen nicht mehr, sie lehren; fördern wollen sie weder Andere, noch sich; Andern wollen sie imponiren, sich verherrlichen; und so verdunkeln sie sich und der Welt auf ewig das Auge, und es nachtet immer tiefer.

Bei einer solchen Lage der Dinge kann es verfehlt genug erscheinen, die babylonische Verwirrung dadurch, daß man seine eigene Sprache mit darein erschallen läßt, noch zu vermehren; aber manchem Denkenden wird es anders scheinen. Gerade da, wo sich die Wege des Labyrinthes am dunkelsten verschlingen, wird die redliche Stimme eines Führers am wünschenswerthesten; je größer das Chaos,

desto nöthiger solche, die orientiren. Und zu diesen wünscht der Verfasser dieser Blätter gezählt zu werden. Das ist der Standpunkt, auf den er sich stellt.

Allein wer entscheidet über den Beruf zu einem solchen Amte? wer bestimmt, was Anmaßung, was redlicher Wille und Einsicht sei? Sagt nicht Jeder, der uns auf neue Irrpfade lockt, daß er gekommen sei, uns den Weg der Wahrheit zu weisen? Ich glaube, daß diese Fragen weit leichter zu beantworten sind, als es scheint. Wenn in dem, was der Verheißende spricht, keine Parteisprache anklingt, wenn vielmehr der reine Wohllaut redlicher Gesinnung darin zu erkennen ist (und ist dieser so leicht zu verkennen?), wenn er überall beweist, daß er fähig ist, die Vorzüge würdiger Geister zu schätzen, das vorhandene Große und Gute zu würdigen, statt es herabzuziehen, — und endlich, als Resultat und letzte Bestätigung: wenn es dem denkenden, unbefangenen Leser, während er Blatt nach Blatt übersinnt, heller vor der Seele wird, und Klarheit sich über die Gegenstände ausgießt, — dann hat sich der Schriftsteller legitimirt. Dann dürfen wir ihm wohl trauen, ihn wenigstens hören. Hören? Ja, da liegt es eben. Wird die stille, reizlose Stimme des Wahren auch gehört werden in dem Lärme, den Aberwitz und Leidenschaft verbreiten? Frage sich so, wer will. Mir schien es da, wo Alles durcheinanderbraust, gerade am geziemendsten, daß auch der sein Wort ergehen lasse, der sich eines

herlichen Wollens, eines ungetrübten Blickes bewußt ist. Sollen nur die Lügen das Wort haben, und das Gute, das Aechte soll für ewig schweigen? Werfet immer den goldenen Samen auf die wüsten Fluren hinaus! irgendwo ist noch unzertretenes Erdreich; da wird er aufgehen und sich verhundertfachen.

Wer sich nun solche Aufgaben gesetzt hat, und darüber nachdenkt, wie sie zu lösen sind, dem wird es klar, daß, was das literarische Treiben betrifft, zwei Wege vor der Hand einzuschlagen sind, die auf die rechte Straße führen. Der Eine ist das Festhalten dessen, was Großes und Aechtes schon unter uns vorhanden ist, damit es erkannt, genossen, studirt werde, und nicht verloren sei. Eine lebhafte, stürmische Jugend, die immer von vorne anfangen will, setzt sich gern übermüthig an die Spitze, und verdrängt, was hin gehört. Aber damit kommen wir nicht vorwärts. Nie hat übertriebene Autorität des wahrhaft Großen so geschadet, als Verachtung aller Autorität. Autorität ist der Hebel der Bildung. So wirkte der Vater, die Mutter auf uns; und wollen wir im Kreise der Literatur auch Bildung erlangen, so müssen wir auch hier Vater und Mutter ehren. Nichts ist hierin so hinderlich, als die Parole: Modern. Als ob das Höchste, was die Menschheit aus sich entwickelt, das geistige Besitzthum, der Mode unterworfen wäre! Die Sturm- und Drangperiode war immer, weil immer eine Jugend war. „Die Natur-

gemäßen" — sagt die geistreiche Rahel — „heißen jetzt Genies. Dies nennt man beständig fort die alte und neue Zeit."

Am Naturgemäßen lasset uns also festhalten, unbekümmert, ob es veraltet heiße, oder modern!

Der zweite Pfad in's Freie, von dem ich oben sprach, ist die Richtung vom Leben aus, in's Leben. Das Leben muß die Probe über den Kalkul der Literatur ziehen, und vom Quell des Lebens müssen schöpfen, die da geben, und die empfangen. Im Leben sehe ich Heil für Kunst und Wissen; in der steten Hindeutung auf diesen Pharus die Pflicht des Steuermannes.

Diese beiden Wege nun sind in den nachfolgenden Aufsätzen einzuschlagen versucht worden; ob auch das früher geforderte Selbststreben des Autors aus ihnen bemerkbar wird, wird der geneigte Leser entscheiden. Ich würde sie, um diese Eigenschaft auszudrücken, „Studien" betitelt haben, wenn ich nicht besorgt hätte, eine so ernsthafte Miene auf dem Titelblatt würde mir schon im Voraus die Gunst eines Publikums entwenden, das doch eigentlich Bücher nur zur Hand nimmt, um der Pein eines lebenzerstörenden Ennui's, für eine Stunde, zu entfliehen.

Das Wort Publikum erinnert mich, daß ich, da ich es einmal übernommen, meinen Standpunkt selbst zu bezeichnen, schuldig bin, auch noch das Publikum näher zu bestimmen, das ich mir bei Ausfüllung dieser Blätter ge-

genwärtig gedacht habe. Denn wer für Alle schreiben will, schreibt für Niemanden. Und doch gestehe ich meine Verlegenheit, indem ich mich hierüber erklären soll. Ich weiß nur so viel, daß ich Alles, was Zunft und Gilde heißt, mir aus meinem Auditorium wegphantasirte, und eine warme, lebhafte, thätige Theilnahme an dessen Statt substituirte.

Anders also wüßte ich das Publikum, das ich mir wünsche, nicht zu bezeichnen, als: die Freien, Strebenden. Frei von jeder vorausshemmenden Bedingung, — strebend und dürstend nach dem lebendigen Wasser der Bildung. Daß es deren noch gibt, darauf beruht die Hoffnung der recht wollenden Schriftsteller, die Hoffnung der Menschen überhaupt, der denkenden, thätigen, guten!

I.

Kritik und Literatur.

Schaffen muß Beruf und Lust sein!
Auch Homer schuf mit Bewußtsein, —
Aber nicht nach Theorie'n.
Seht! das trennt uns von den Alten;
Jene lernten aus Gestalten
Sich Gesetz und Regel zieh'n;
Wir verlangen, daß aus Sätzen
Kunstgebilde sich entfalten:
Nun, so laßt die Zeiten walten - -
Laßt uns literarisch schwätzen!

Die Kritik.

— Kann die Formel Leben je bereiten?

Grillparzer.

Warum schreiben wir denn eigentlich Kritiken? und warum lesen wir sie? ist Kritik überhaupt nicht am Ende überflüssig? und wenn sie's nicht ist, wer gibt uns eine Kritik der Kritik? wem sollen wir glauben? der Autorität wohl nicht? also hat ächte Kritik ihr Kriterium in sich? welches ist denn dieses? ja was ist denn im Grunde Kritik?

Das heißt mehr in Einem Athem gefragt, als man, ohne ein Buch zu schreiben, in Einem Athem beantworten kann. Und jetzt so zu fragen! jetzt, da die Kritik längst da ist, ausgebildet, wirksam, verbreitet, beliebt, mächtig, ja einflußreicher, als die kritisirte Literatur selbst — jetzt sollten diese Fragen nicht barock scheinen? sollten nicht post festum kommen? ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß ich im Publikum so fragen gehört habe. Und ob es praktischer ist, über das Werdende oder über das Gebildete zu reflektiren, entscheide die Geschichte. Nachdem die Poesie ihre Wunder geschaffen und hingestellt hatte, da ruhte das Auge des Griechen mit sinnendem Wohlgefallen auf ihnen, und an diesem herrlich Vorhandenen

entwickelte der Stagirite seine Gesetze. So scheint es nun an der Zeit, über Kritik zu reden, ihr Wesen, ihre Verhältnisse, ihr Gesetz zu studiren, — weil sie als fertige, lebendige Erscheinung vor uns liegt. Beiträge zu solchen Studien wünsche ich in Folgendem zu geben.

Die ersten jener Fragen führen auf das Verhältniß des Kritikers zu sich selbst, und auf das wechselseitige zwischen ihm und dem Publikum; die letzteren auf ein Ideal der Kritik. Vor Allem muß die letzte beantwortet werden; vielleicht ergeben sich dann die Lösungen der ersteren von selbst.

Das griechische Stammwort deutet freilich auf ein entscheidendes Urtheilen, — auf ein Richten hin; allein es schließt auch den Begriff des Sichtens, des Erkennens in sich: und wenn wir den Zustand unserer Literatur vor Augen haben, so bemerken wir alsbald, daß wir bei dem Worte Kritik bei weitem nicht stets an das literarische Forum denken, sondern überhaupt Alles darunter begreifen, was über Geschriebenes und Gedrucktes geschrieben und gedruckt wird. Zwischen den Produzenten und Genießern bewegt sich eine emsige Schaar zubereitender Köche; wir nennen sie Kritiker; zur Legion ist ihre Zahl angewachsen, ihre Herrschaft zur Tyrannei; man rührt keine Schüssel an, die sie nicht gezuckert haben. Hierin schon sind ihre Bezüge zu Autor und Publikum prästabilirt; sie stehen als Vermittler zwischen Beiden. Jenen sollen sie studiren, erfassen, und wenn sie ihn haben, dem Publikum

zu nähern suchen, indem sie, je nachdem es Noth thut, seine Lücken ergänzen, seine Ecken durch Erklärung ründen, seine Dunkel hellen, seine Größe überschaubar, seine Eigenheit, durch Uebersetzung, der Menge mundgerecht machen; das Publikum sollen sie gegen den Schriftsteller vertreten, ihm dessen Bedürfen, Vermögen und Wollen verdeutlichen, damit seine Flamme nicht einsam verlodere, sondern Früchte zeitige. Schon ergibt sich hieraus die erste Pflicht des Referenten (denn allerdings entspricht dieser Titel mehr dem Amte, dessen Umfang wir eben bezeichneten); sie heißt: Achtung; Achtung vor dem Verfasser, Achtung vor dem Publikum. Ohne sie, wie soll er in Jenen eingehen, wie soll er dieses vertreten, daß es dem Autor nicht verächtlich werde? Wie soll das Publikum sich selbst respektiren lernen, wenn es nicht respektirt wird? Englische und französische Kritiker bekennen und befolgen diese edle Maxime; warum gestatten nur wir Deutsche, daß Rezensenten uns für Narren halten? daß der literarische Sansculottismus seine Fahne aufpflanze, und das Ehrwürdige, das Schöne beschmutze? daß soi-disants-Genies, die „Alles gleich weg haben", die Frucht eines mühevollen, jahrelangen Reifens aufknacken wie eine hohle Nuß? warum müssen unsere Dichter mit Grillparzer klagen:

War eine Wiese, wo ich Blumen pflückte,
— Die Rinderzucht d'rauf hingetrieben, frisch
Wo nur ihr Fußtritt in den Boden drückte,
Lag Schlamm und Gras in ekligem Gemisch:
Was nicht zu sagen, davon ging die Rede,
Was auszusprechen nicht, das sprach ihr Wort; u. s. w.

Warum müssen wir die Wahrheit dieser Anklage so bitter fühlen? warum werden an den Kritiker allein nicht die Forderungen gemacht, die jede gute Gesellschaft an den Menschen macht? Soll er, der uns bilden helfen soll, allein ungebildet sein dürfen? Ja, er bilde sich nicht einmal ein, zu wirken, wenn er seiner Rohheit behaglich die Zügel schießen läßt; für den Moment wirkt er vielleicht, seinem Namen, seinem Buchhändler, seiner Faktion zu lieb, — aber auf die Dauer gewiß nicht; denn die vox populi wird einmal mündig, und wird ein anderes Gericht ergehen lassen, wobei ihm nicht wohl zu Muthe sein wird; die Schonung aber, die Mäßigung, die Ehrfurcht haben noch nie fehlgesprochen. — So viel von diesen Verhältnissen des Beurtheilenden; er hat aber auch eines zu sich selbst. Nicht nur den Autor, nicht nur den Leser, auch sich selbst soll er fördern, indem er sich Rechenschaft über das Gelesene ablegt; indem er diese Rechenschaft zu einem Ganzen ausbildet, das nun auch ein Werk sein und darstellen soll. Er muß also seine Stellung gegen den Schriftsteller und gegen das Publikum richtig beurtheilen; das heißt: er muß sich selbst erkennen. Ob er zum Kritiker berufen ist? wird hierbei die erste Frage sein. Daß hierüber nur praktische Einsicht in eine Sphäre der Bildung und Darstellungsgabe entscheiden, liegt wohl am Tage. Ich kann hierin mit Bauernfeld nicht ganz übereinstimmen, der in einem vortrefflichen, aus dem innersten Gefühl dessen, was Noth thut, hervorgegangenen Aufsatze (in Nr. 7, Jahrg. 1835 für Literatur, Kunst und Kritik, zur Oesterreich. Zeitschrift für Geschichts- und Staats-

kunde) zu wünschen scheint, daß nur der bereits Anerkannte das Richtschwert in die Hand nehme. Man kennt den Löwen an der Klaue; und, da es vielleicht bloß kritische Naturen so gut wie bloß produktive gibt — wie sollen jene sich Anerkennung verschaffen? Eine Kritik muß doch die erste sein; ich glaube vielmehr mit Goethe: daß wer mit Liebe einem Gegenstande treulich Jahre lang anhängt, das Recht habe zu reden, und wenn gar Niemand seiner Meinung wäre. Ein Anderes aber glaube ich mit Bauernfeld: daß nur, wer praktische Einsicht habe, befugt sei, über einen konkreten Gegenstand zu reden. Mit welchem Gewinn hören wir einen Grillparzer über dramatische Kunst sprechen, — wie unbefriedigt dagegen läßt uns das Urtheil des denkendsten, gelehrtesten, aber unpoetischen Polyhistors über dichterische Schöpfungen! Das Sprichwort: man soll über nichts reden, was man nicht besser machen kann, ist nicht so übertrieben, als man gesagt hat; — nur das Wörtlein „besser" mag ausbleiben, und dann ist die Wahrheit übrig, daß nur der vollständig aufzufassen und darzustellen fähig ist, der in das Geheimniß des Machens eingeweiht ist — eine Wahrheit, die Schillern nach mühevollen Anstrengungen klar ward. Eine zweite Forderung, die man an den Kritiker wohl machen darf, ist die, daß er lesen könne; und wie Wenige können es! Sich ganz in's Buch hineinleben, dem Mysterium seiner Zeugung und Geburt nachlauschen, heuristisch diviniren, sich selbst verläugnen, wie Sokrates den Geist Heraklits aus dem Buch aufbeschwören, — kann, will das Jeder? — Ist aber nun der Beruf entschieden, so wird der Rezen-

sent im bestimmten Falle vorerst zum Autor sein Verhältniß festzustellen suchen. In diesem schon wurzeln dreierlei Arten der Kritik; denn der Kritiker steht entweder über dem Autor, und das gibt den Urtheilsspruch, die Kritik im engeren Sinne; oder er steht neben demselben, auf gleicher Stufe der Bildung, und das gibt die Ansicht, die darstellende, entwickelnde Kritik; oder er fühlt sich unter dem Schriftsteller, und da wäre freilich das Schweigen am rathsamsten; indeß mag, bei solcher Stellung, die Beschreibung dessen, was das Buch in ihm wirkte, für ihn, für andere Leser, ja für den Verfasser nicht ohne Nutzen sein. Nach Feststellung dieses Standpunktes wird der Rezensent daran gehen, sich vorerst selbst über das Gelesene Rechenschaft abzulegen. Er sehe, welche Methode ihm dabei zu Statten kommt. Für Werke der Poesie hat Goethe zu diesem Behufe ein Schema vorgeschlagen (man sehe Bd. 45 der Duodez-Ausgabe), worin sie nach Naturell, Stoff, Gehalt, Behandlung, Form und Effekt kurz zu bezeichnen wären; nur ist dabei bloß das Allgemeinste auszusprechen; für das Individuelle eines wahren Kunstwerks möchte es bei weitem nicht hinreichen. Mit solchem Ernst aber muß man zu Werke gehen, wenn man ehrlich und nützlich sein will. Ferner hat er seinen Sinn unbefangen zu öffnen, und das Werk rein und ohne Vorurtheil auf sich wirken zu lassen; nicht aber der verderblichen Maxime moderner Zoilusse zu folgen: „Jedes Menschenwerk hat seine Licht- und Schattenseite; zeige ich bloß jene, so hält man mich für schwach; spür' ich diese auf, so glänze ich und behage.“ Eine Kritik in diesem Sinne wird wenig

Licht auf's Werk, viel Schatten auf den Krittler werfen. Abgesehen vom Feindlichen und Hemmenden jenes Ausspruchs (denn wie soll bei einer solchen, im Voraus offensiven Stellung das Große wirken?), ist er auch nicht einmal wahr; denn das vollendete poetische Produkt ist kein Menschenwerk, im gemeinen Sinne des Wortes; es löset sich als Blüte vom Stamme des dichterischen Daseins, und ist frei von den Mängeln, denen der Dichter als Mensch allerdings unterworfen bleibt. Diese Ansicht ist wahr, und muß dem Kritiker heilig sein. Er schreibe auch nicht, um sich zu produziren, um sein Wissen, seinen Styl, seinen Witz zu zeigen, seine Ansichten auszukramen, sein Herz auszuschütten; er gedenke, daß das Buch, welches vor ihm liegt, sein eigentliches Objekt ist, und Vermittlung seine einzige Aufgabe. Wenn er diese löst, so hat er alle seine Fähigkeiten auf's Schönste bethätigt; er hat den Leser gefördert, und das muß ihm dieser im Stillen mehr danken, als wenn er durch Possenreißen und Schmähen sich zum Thersites, und den Leser zu noch was Schlechterem erniedrigt hätte, indem er ihm zu verstehen gibt, daß er ihm schadenfrohes Behagen an der Schwäche des Nebenmenschen zutraut. So auch habe er nicht den Mann, sondern das Buch vor sich; nicht was Jener für Fähigkeiten und Kenntnisse beweise oder nicht beweise; nicht wie es mit seinem Charakter moralisch oder bürgerlich stehe, sei sein Augenmerk, sondern: was in dem Buche steht; es müßte denn dieses ohne jenen durchaus nicht zu begreifen sein, wie es z. B. bei der Lyrik meist der Fall ist, welche die Blüte eines individuellen

Daseins darstellt; wie es bei jenem Autor der Fall ist, der in jedem Blatte den Abdruck seiner selbst gibt, dessen ganze Bildung einen Kreis bezeichnet, wo ein Segment ohne das andere krumm und unbegreiflich ist. „Ein Autor, — sagt einer der ehrwürdigsten unter ihnen — gibt mit seinem Buch einen Theil seiner Seele dem Publikum Preis. Er offenbart nicht nur, womit sich sein Geist angelegentlich beschäftigte, was er für Zweifel und Auflösungen im Gange seines Lebens fand, mit denen er sich bekümmerte oder aufhalf; sondern er rechnet auch (denn was in der Welt hätte es sonst für Reiz, Autor zu werden und die Angelegenheiten seiner Brust einer wilden Menge mitzutheilen?), er rechnet auf Einige, vielleicht Wenige, denen im Labyrinth ihrer Jahre ähnliche Ideen wichtig wurden. Mit ihnen bespricht er sich unsichtbar, und dieß unsichtbare Kommerzium der Geister ist die größte, die einzige Wohlthat der Buchdruckerei." Zu diesen Einigen, Wenigen, nur nicht zu jener wilden Menge zu gehören, das sei der Beruf, das der Stolz des Kritikers! Wenn er alle diese Forderungen erfüllt, so werden wir bald begreifen, daß sein Wirken keineswegs geträumt, daß die Kritik keineswegs überflüssig, sondern, wenn auch nicht für den Genießenden, doch gewiß für den Schaffenden und Lernenden labend und fruchtbar ist. Und so hätten sich alle Fragen am Eingange dieses Aufsatzes dem Weiterdenkenden wohl zur Genüge beantwortet.

Sollen nun aber die Eigenschaften der Kritik genauer betrachtet werden, so dürfen wir nicht vergessen, daß diese vielfach ist, je nach den Objekten, die sie behan-

delt. Denn weit andere Forderungen macht man mit Recht an die Beurtheilung philosophischer, als an die poetischer, historischer, technischer und anderer Werke; und in diese einzugehen, würde hier zu weit führen; genug, wenn wir uns über jene Punkte verständigen, die von einer jeden Kritik zu fordern sind; wiewohl wir nicht läugnen, daß wir in diesen Zeilen vorzüglich die Beurtheilung dichterischer Erzeugnisse im Auge haben; denn bei andern handelt es sich erstens und letztens um die Wahrheit: und hat der Kenner in ihrem Lichte gerichtet, so sind wir zufrieden, und mäkeln nicht an seinem Worte.

Wenn ich die Kritik im Allgemeinen betrachte, nach ihrer innern Form (die äußere mag nun die gewöhnliche, oder epistolarisch, wie z. B. Enk's Briefe über Faust, oder dialogisch, z. B. Götter, Helden und Wieland, oder wie immer sein); so bemerke ich beiläufig folgende Varietäten, von denen ich jedoch die fehlerhaften, als: die oberflächliche, die mißwollende, die absprechende, die sich produzirende, die vandalische, die pedantische, die schmeichelnde, die einseitige, die über den Leisten gearbeitete, die seitwärts vom Gegenstand schweifende, die beschränkte u. dgl. ausschließe, und nur die giltigen aufnehme; ohne jedoch dem Leser zu wehren, nach seiner Kenntniß neue hinzuzufügen.

Die beschreibende Kritik gleicht, um mich fremder, bezeichnender Worte zu bedienen, dem Tageslicht; indem sie die Gegenstände aller Art mit einer heitern Gleichgiltigkeit beleuchtet, und sie eben dadurch jedem Urtheile offenbar vorlegt. Sie findet besonders bei poetischen Werken Statt, wo sich nicht sowohl raisonniren als darstellen

läßt; findet besonders dann Statt, wenn sich der Referirende unter oder neben dem Werke fühlt, und dient trefflich, sowohl zu seiner eigenen Belehrung und Uebung, als zur Bildung des Publikums, dem der ächte Trank, gleichsam durch ein verwandtes Sieb geläutert, besser mundet, und das Herbe verliert. Das Muster dieser Gattung möchte wohl Friedr. Schlegel's Darstellung von Meisters Lehrjahren in den „Charakteristiken und Kritiken" sein. Es wäre zu wünschen, daß man dieser Art sich häufiger bediene. Fällt die Beschreibung mehr in's plastische und humoristische Charakterisiren, so haben wir den Standpunkt Heine's bei Besprechung von Kunstwerken und Poeten. Entwickelnd, genetisch wird diese Art, wenn zu der reinen Darstellung sich die Nachweisung des Entfaltungsprozesses eines Produktes oder Menschen gesellt; wenn sich das Ganze, ein wachsender Organismus, Glied für Glied, vor unsern Augen, unter der Hand des Entwicklers aufbaut, wobei der Kelch die Krone trägt, und diese den Kelch erklärt und schmückt. So formt sich das Bild von Voß's und Hebel's Gedichten, Zug für Zug von Goethe's Pinsel gemalt, allmälich vor uns zum schönen, klaren Ganzen.

Ist aber die Leistung vom Leistenden untrennbar, so werden wir aufgefordert, in den Lebenskreis des Letzteren zu dringen, und es entsteht die biographische Kritik, welche nach Umständen, wenn zum Verständniß, zur Rechtfertigung des Autors die Betrachtung einer abnorm modifizirten Natur unerläßlich ist, zur pathologischen wird. Wer wollte die Schriften eines Staatsmannes ohne seine Le-

bensgeschichte verstehen? wer so manche abenteuerliche Produktion neuerer Romantiker ohne pathologische Rücksicht entschuldigen?

Findet sich zwischen der Eigenheit des Schriftstellers und dem Typus der Kultur seines Publikums eine solche Kluft, daß sie nur durch Hilfe eines tiefen, besonnenen, wohlausgedrückten, vermittelnden Verständnisses auszufüllen ist, so wird die aufklärende Kritik nöthig, welche, je schärfer sich der Gegensatz im Publikum ausspricht, desto mehr zur vertheidigenden sich steigert. Einen ganzen Band literarischer Ehrenrettungen hat uns Lessing hinterlassen.

Wo es solcher Rechtfertigung nicht bedarf, wo das Große, das Aechte, das Schöne mit seiner geistigen Allmacht vor uns hintritt, daß wir uns überwältigt fühlen und freudig gedrungen, das Herrliche zu verkünden, und, so viel es mit Worten thunlich ist, zur Anregung Anderer, zu schuldiger Würdigung, zu erhebender Stärkung im Rechten darzulegen, — da wird unser Referat panegyrisch, im edelsten Sinne des Ausdrucks. Alle großen Kunstwerke, die der Begeisterung ihren Ursprung, der besonnenen Meisterschaft ihre Vollendung danken, können nicht wohl anders als auf diese Weise behandelt werden, da die Rede des gewöhnlichen Verkehrs sich über ihr gemeines Maß erheben muß, um eine Ahnung von der Wirkung jener Mittel zu geben, durch welche der Künstler seine Wunder schafft. Hier ist es, wo der Referent nicht bloß mit dem Verstande zergliedern, mit der Phantasie schwärmen, mit der Empfindung rühren darf, — wo er mit allen Organen zugleich zu vernehmen, mit allen wiederzugeben hat; denn alle spricht das

Kunstwerk an, und seine Darstellung desselben, soll sie es anders wiederspiegeln, muß selbst wieder ein kleines Kunstwerk sein: lebendig, ganz, eins, organisch, ein höheres Dasein ausdrückend, und, wie es Leben aus Leben bildet, begeisternd. — Wenn ein Kunstwerk solcher Höhe in die Hand eines gestaltenden Denkers gelangt, so entsteht die legislative Kritik; die erste, die es gegeben hat. Nachdem sich nämlich der Verstand von der ersten Ueberwältigung erholt und gleichsam befreit hat, erwacht die gewohnte, intellektuelle Selbstthätigkeit, und er spürt dem Gesetze nach, dessen Walten der Künstler, mit oder ohne Bewußtsein bethätigt hat. So hatte Aristoteles die Wunder Aeschylos, Sophokles, Agathons vor sich, und an und in ihnen entrollte er die ewige Theorie. — Wenn Schiller Bürger's und Matthisson's Lyrik sich gegenüber stellte, so wünschte wohl der edle, nie unbillige Philosoph dadurch nur seine damalige Ansicht über das Gesetz der Lyrik überhaupt in's Licht zu setzen, und lieferte so an zwei eben sich bietenden Erscheinungen, die ihm bloß Vehikel waren, den Versuch einer theoretisch vergleichenden Kritik. — Literaturhistorisch wird diese Art, wenn vom Kunstwerk der Uebergang auf den Künstler gemacht, und dieser in seiner Stellung zu seinen Zeitgenossen, zur Kultur seiner Nation, in seiner Wirkung auf dieselbe betrachtet wird. Die Kritiken der Ausländer über unsere Autoren sind meist in diesem Sinne abgefaßt, weil es ihnen vor der Hand mehr um Verständniß unserer Literatur als unserer Autoren zu thun ist.

Ist ein Buch von großem, reichem Gehalte, der mit-

theilbar, und durch Mittheilung fruchtbar, aber im Werke selbst diluirt, verhüllt, oder auf irgend eine Art minder offenbar und genießbar ist, so macht sich die extraktive Kritik nöthig, die den Kern herauszutasten und aus den Hülsen zu schälen versteht — ein Fall, der zumal bei wissenschaftlichen Hervorbringungen in Deutschland gar oft eintritt, und solche Kritiken sehr wünschenswerth macht. Im Fach der Heilkunde z. B., wo so häufig eine fruchtbare Erfahrung in einen Brei von gelehrter Ostentation verkocht ist, wird sie zum Fortschritte unentbehrlich. Genau schließt sich ihr die resumirende an, die der Referent meist zu eigener Erleichterung unternimmt, um das Resultat im Werden auf einen Blick zu überschauen. Er legt diese Arbeit zu seinen Papieren, und bewahrt sich so das Nöthige stets gegenwärtig, ohne mit dem Wiederlesen eines breit ausgeführten Ganzen Zeit zu verschwenden. Dieselben Vortheile schafft er, wenn er seine Synopsis veröffentlicht, dem Leser.

Alle bisher angeführten Arten der Kritik eignen sich für den Standpunkt des Referenten unter dem Autor vorzugsweise. Glaubt sich jener diesem ebenbürtig, so wird er, in Bezug auf's Werk, entweder Uebereinstimmung, oder Widerspruch in sich empfinden. Aus der erstern geht dann die doktrinäre Kritik hervor. Er hat nämlich an des Autors Ansichten nichts zu verneinen, nichts zu ändern, nichts zu loben — es sind die seinen; er ergreift mit Behagen den Anlaß, sein Kredo, als Begleitung einer verwandten Stimme, lauter in die Welt zu rufen. Sind die Meinungen des Verfassers die des Berichterstatters, schei-

nen sie aber diesem zu sehr durcheinander geworfen, so daß er fürchtet, die verworrenen Klänge möchten ununterschieden im Lärm des Tages verhallen, so fühlt er sich zur ordnenden Kritik bestimmt, wofür er den Dank des Autors und der Welt erwartet. Merkt er Lücken im Werke, das er zu ordnen versucht, so glaubt er demselben einen Dienst zu thun, wenn er die Bahn der ergänzenden Kritik einschlägt; so, daß dann sein Versuch, mit dem des Verfassers zusammengenommen, erst ein befriedigendes Ganzes darstellt.

Glaubt er jedoch, bei gleichem Niveau, nicht ganz mit dem Buch harmoniren zu dürfen, so thut er am besten, sich zur dialogischen Kritik zu entschließen. Ich nenne so — abgesehen von der äußern Form — jenes Verfahren, wo Ansicht an Ansicht, in freundlicher Zwietracht, frag- und antwortweise, entwickelt und parallelisirt wird, — wo dann das Publikum das eigentliche Forum ist, an welches appellirt wird — eine fruchtbringende Unternehmung, die wohl auch öfters, statt des Absprechens und Aburtheilens, zu versuchen wäre. Denn aus dem Austausch der Gedanken schöpft das Wissen, entquillt die Wahrheit. Nur wo Zusammenklang auf keinem Wege zu erzielen ist, wo der Widerspruch im Wesentlichen wurzelt (immer noch bei gleicher Höhe), mag und muß die polemische Kritik gestattet sein. Zu ihr wird Schärfe des Intellekts, Kraft, Ueberzeugung, ruhiger Ernst, Selbstverläugnung für's Wahre, reine Auffassung des Fremden, Würde und Gabe des Vortrags gefordert; auf daß aus dem Streite der Kräfte siegreich die Wahrheit sich verkläre. Nie wage sich an diese

Kritik, wer sich jener unerläßlichen Eigenschaften nicht bewußt ist!

Ganz anders jedoch verhält sich die Sache, wenn der Kritiker über dem Werke (deßhalb nicht stets über dem Autor) steht. Hier ist das Urtheil am Platz; und die eigentliche Kritik, die Kritik im engern Sinne findet Statt. Manche der vorigen Arten wird auch hier anzuwenden sein, mit veränderter Farbe, — wenn der Verfasser nicht irrt, aber auf diese oder jene Weise Begränzung kund gibt, als: die ordnende, die ergänzende; da, wo er sich überhebt, wo er die Schranken vernünftiger Gesetzlichkeit durchbricht, tritt die Kritik als begränzende hinzu, und ruft die voreiligen Stimmen zur Ordnung zurück. Da, wo Wahrheit und Irrthum in einem, dem Autor wie dem Leser gefahrdrohenden Knäuel sich verschlingen, wo die alte Sophistik ihr tückisches Netz unter gewirkten, lachenden Teppichen ausspannt, — da schlichtet die berichtigende Kritik das Chaos, — an Wirkung die edelste von allen. Ein Spezimen derselben haben wir an Goethe's Versuchen über Diderot's Traktate von der Farbe und von der Zeichnung — ein Spezimen, in welchem sich die ordnende, berichtigende, polemische, ergänzende und dialogische Kritik zum geistvollsten Ganzen ründen. Allein, ein so delikates Verfahren ist den Usurpatoren der kritischen Throne zu unbequem, und unter ihrer Amtswürde; das Kind sammt dem Bade ausschütten ist bequemer, sieht gigantischer aus. — Wo aber der Irrthum, wo die Lüge, wo die Bosheit ihre Larve vor's Antlitz nehmen, und sich der Welt aufzudringen wagen, da tritt, mit der Kühnheit

des bewußten Berufes, die enthüllende Kritik, die höhere Schwester der polemischen, hervor, und reißt die Binde von den Augen der Betrogenen, denen sie zugleich den Spiegel der Wahrheit vorhält *). Wer gedenkt hier nicht mit dankbarer Ehrfurcht unseres unsterblichen Lessing, dessen eigentlichste Sphäre dieses Schlachtfeld des Lichtes und Rechtes war, auf dem ihn die Welt mit immer gleichem, edlem, rastlosem, heiligem Muthe kämpfen und vernichten sah? Wenn überhaupt Deutschland das Vaterland ächter und tiefer Kritik sich nennen darf, so war Lessing der Phönix, aus dessen Asche sie glorreich hervorging. In ihrer Flamme hat er sein Irdisches verbrannt und das Ewige geläutert, — uns aber die ewige Verpflichtung hinterlassen, sein Andenken zu ehren, das heißt: in seinem Geiste zu denken und zu wirken. Lasset uns, Jeder nach seinen Kräften, diese Pflicht zu erfüllen streben!

Wie viel wäre noch zu sagen! wie sehr fühle ich das Skizzenhafte meiner Arbeit! Allein, wenn das Bestreben, der letztgenannten Aufgabe nachzukommen, nicht ganz in ihr zu verkennen ist, so habe ich für jetzt meinen Zweck erreicht, und darf getrost abschließen, um meine Leser nicht noch mehr zu ermüden, als sie es durch meine Gattungen

*) „Die polemische Methode — sagt der gehaltvollste Repräsentant ächt deutschen Humors, Hippel, — ist die Läuterung, das Streben, die Verwesung in der Erkenntniß, ehe wir zu Licht und Leben kommen."

der Kritik wohl schon sind. Gerne hätte ich ein Wort über den schädlichen Einfluß niedriger Interessen, als: des ökonomischen, modischen, nepotistischen, zünftigen, — zumal auf die periodische Kritik hinzugefügt, wenn ich nicht hier, über auf Menzel's „deutsche Literatur" verweisen dürfte- wo am Schlusse diese Materie (venusina digna lucerna!) trefflich abgethan wird; gerne noch über die Kritik der Kritik etwas beigebracht, welche Bauernfeld im erwähnten Aufsatze mit Recht fordert, und wovon Goethe durch Besprechung des Urtheils im Quarterly Review über den Grafen Carmagnola ein Beispiel gegeben hat. Wenn ich gleich selbst versuchte, Enk's Urtheil über den zweiten Theil von Goethe's Faust zu revidiren, so möchte uns doch für jetzt dieser Weg von Kritik zu Antikritik, von dieser zu Hyperepiantikritik u. s. w. in infinitum von dem nächsten Ziele zu weit abführen; und wir werden es vielleicht schneller erreichen, wenn wir vorerst jede einzelne Kritik so unbefangen, redlich, aufmerksam und gut machen, als es uns möglich ist. Wir haben uns ein hohes Ziel gesteckt, wir haben große Forderungen gemacht; dieß ist Pflicht bei allem Streben: ob wir unserer Aufgabe genügen, ob wir uns jenem Ziele nähern, müssen Zeit und Wirkung entscheiden. Dieses aber wollen wir nie vergessen, und als Devise vor dem Pulte aufhängen, an dem wir unsere Kritiken schreiben: daß die Kritik nicht zum Zerstören da ist, sondern zum Schaffen; und daß sie selbst da, wo sie zerstören muß, wie die ewige Natur auch schon die Keime des Lebens ausstreut. So wird sie werden, was sie werden soll: Läuterung und Bildung des literarischen Chaos

zu einer Welt des geistigen Lebens; so wird auch sie ihr zugemessen Theil schaffen am großen Werk der Menschheit, um dessentwillen That, Kunst und Wissenschaft in die Geschichte treten, um dessentwillen alles Beseelte strebet und ringt, so lang es in den Kreis des Vergänglichen sich geschlossen sieht. Dieses ist unser Kredo, in welchem wir pflanzen und bauen wollen!

Die Leser*).

Ei, welch' ein Einfall Dir kommt! Du richtest die Kunst mir, zu schreiben,
Ehe Du selber die Kunst, Bester, zu lesen gelernt.
Heinr. v. Kleist.

Groß sind die Forderungen, die unsere, die jede gebildete Periode an den produktiven Schriftsteller macht; sich zum urtheilenden aufzuwerfen, erscheint fast immer als Anmaßung; jenen läßt man nur mit Schwierigkeit gelten, diesen frägt man nach dem Abzeichen seines Amtes; — ob aber Jemand fähig sei zu lesen, darüber ist selten oder nie die Frage. Und doch läßt es sich ohne Widerrede behaupten: manche schöne Eigenschaften setzt die Kunst

*) Wie der Acker zwischen Same und Frucht, so liegt das Publikum in der Mitte zwischen Autoren und Kritik; und so mögen die folgenden Zeilen, als einfaches Ruheplätzchen zwischen den wichtigern Betrachtungen, die vorangehen und nachschreiten, eine Stelle finden. Wer sich bewußt ist, lesen zu können, überschlage sie! — Uebrigens ist der Kritiker nichts als ein Leser, welcher drucken läßt; und wer sich bemühen wollte, den vorigen Aufsatz in diesem Sinne durchzugehen, und immer statt „Kritiker" „Leser" zu lesen, würde manches Resultat erhalten,

des Hervorbringens voraus, — mehrere und ernstere die Kunst des Urtheilens, — die meisten und wichtigsten die Kunst des Lesens. Und soll ich in dieser aufgegriffenen Zusammenstellung fortfahren, so sage ich: Unsere Zeit hat wenige Schöpfungen, die einen großen, eigenen, fortzeugenden Geist beurkunden; noch wenigere tief eingehende, redliche und fruchtbare Kritiken; aber gewiß! am allerwenigsten wahre Leser. Und wenn ich hinzufüge: hierin liegt der Quell der gerechten Klagen aller ächten Freunde der Bildung, so werde ich nicht weit vom Ziele getroffen haben. Einige erläuternde Bemerkungen über einen für uns Schriftsteller so bedeutenden Gegenstand werden hier nicht am unrechten Orte sein. Es ist eine egoistische Erholung für einen Handwerksmann, seinen Kunden weitläufig zu erklären, daß sie von seiner Arbeit eigentlich nichts verstehen.

Ist es schon längst aus der Mode gekommen (wenn es unter den Kindern Adams überhaupt je Mode war), sich bei irgend einem Beginnen um das Warum zu fragen, so gilt das wohl vom Lesen insbesondere. Ob wohl unter hundert Lesern Einer ist, der sich ehrlich fragt: zu welchem Zwecke nimmst du nun das Buch zur Hand? — Ich rede hier von Büchern, die sich auf die Bildung des Menschen im Ganzen beziehen, wohin eigentlich die poetischen und sogenannten literarischen gehören. Denn in bestimmten Fächern ist es wohl anders. Der Arzt weiß recht gut, wozu er liest: um sich und Andern Worte vorsagen zu können, wo die Begriffe und Anschauungen abgehen; der Linguist weiß es recht gut: um mit tausend ausländischen Lappen die Blöße seines Innern zu bedecken; der

Historiker weiß es recht gut: um für sein Eigenthum auszugeben, was unter dem Moder von Jahrhunderten verschüttet liegt; der Gelehrte überhaupt weiß es recht gut: um zitiren zu können. Was aber die Leser im Allgemeinen, denen die nach meiner Ansicht wichtigsten Bücher, die das Leben betreffen, in die Hände kommen, — was diese betrifft, so habe ich, außer den wenigen ächten Lesern, zwei Gattungen unterscheiden gelernt, als ich mich, in ihre Seele hinein, fragte: warum lesen wir? Die erstere gab zur Antwort: um eine, mit den Sitten der Zeit übereinstimmende, Zeit-Tödtungs-Beschäftigung zu haben. Die zweite, um ein Haar bessere, gestand: um mich in meinen Einsichten und Empfindungen bestätigt zu fühlen. Von Büchern, die ihnen das leisteten, sagten sie: sie haben uns angesprochen.

Von der erstern Gattung darf ich wohl hoffentlich nicht viel Worte machen. Wie könnte man hoffen dürfen, Leser zu beleben, die eben lesen, um zu tödten? Die Zeit nämlich, die der Stoff des Lebens ist. Das sind die ganz gemeinen Leser. Auch damit, daß sie sich vorsagen, ihre Unterhaltung zeitgemäß zu wählen, ist gar nichts Reelles gewonnen. Denn die Zeit ist ein gar flüchtiges Ding; und das wahrhaft Große hat kaum Zeit, gehörig auszuwirken, wenn die Zeit eilends wieder etwas Anderes unterschiebt. Noch jüngst sagte ein gemüthlicher, ein trefflich begabter Dichter zu mir, als wir von den Dichter-Ausgaben in Einem Bande sprachen: „Es versteht sich ja ohnehin, daß man jetzt nicht eigentlich mehr in den Werken Goethe's liest, sondern sie mehr zum Nachschlagen

braucht!“ — Hinc illae lacrimae! dachte ich im Stillen, und kam mir doch dabei sehr albern und außer der Zeit vor, — ich, der ich noch mit meinem Aristoteles nicht fertig bin. — Genug! daß wir Autoren von dieser Art Lesern keine Ehre zu hoffen haben, ist einleuchtend; haben sie doch auch kein Heil von uns zu erwarten, — denn sie wollen keins!

Ein Anderes ist's mit der zweiten Familie. Diese hat ein gutes Herz; und gute Herzen nehmen eher einen guten Rath an, als gute Köpfe. Allen also, die aus Empfindung lesen, ertheile ich den etwas bittern, aber wohlgemeinten Rath: Leset, liebet und überdenket nicht jene Bücher, die euch bestätigen, sondern jene, die euch widersprechen *). Das sind die guten. So wie im Leben der mein Freund ist, der mir sagt: Narr! wenn Du diesen dummen Streich machst, bist Du bankrott; — so in der Bücherwelt. Sagt nicht mit blinzelnden, sentimentalen Augenlidern: o wie hat dieser Dichter mir aus der Seele gesprochen! ganz wie ich's fühle! — Wenn er weiter nichts geleistet hat, so hat er, für euch, nichts geleistet. Auf diese Weise geht es keinen Schritt vorwärts. Und daß es vorwärts gehe, darum lesen die Wenigen, die ich die ächten Leser genannt habe. Wie sie es machen, davon in möglichster Kürze ein paar Fingerzeige! nur ein paar,

*) „Ich habe — schrieb Fichte einem Freunde — zu wenig Talent, mich zu pliiren. Dies war Ihnen ein Grund, daß ich an keinen Hof tauge; mir ist's ein Grund, daß ich an einen Hof muß.“

— um die erste Klasse nicht zu ennuyiren, das Herz der zweiten nicht zu verletzen, und der dritten nicht vorzusagen, was sie ohnehin besser weiß — weil sie es thut, — und was sich, wie alles Gute, doch im Grunde bloß thun, aber nicht völlig sagen läßt.

Für's Erste lesen sie mit Sammlung. Das ist, sie nehmen nicht in einem Zirkel lachender Gesellen das stille Buch, das aus des Autors Thränen gepreßt ist, in die rechte, und in die linke Hand die Pfeife — die Mundwinkel im Voraus zu behaglichem Lächeln präparirt. Einen lebendigen Menschen mit solcher Gleichgültigkeit zu behandeln, würde für Impertinenz gelten, — wie man einen Narren oder Hanswurst etwa verächtlich mit halbem Ohre anhört; ein Buch, welches der dargelegte Mensch im Menschen ist, und zwar im bessern, — genirt sich Niemand zu verachten.

Für's Zweite lesen sie ein Buch *ganz*, und schließen weder bei Menschen nach den Aufschlägen auf ihre Seele, noch hier aus Schlagwörtern oder Einleitung auf den Geist. Wer den Wilh. Meister nur bis zum siebenten Buch gelesen hätte, möchte die Aeußerungen Novalis vernünftig finden.

Für's Dritte haben sie die Maxime — und diese kann ich aus eigner Erfahrung als probat empfehlen, — ein gutes Buch nach langen Zwischenräumen wiederzulesen. Das Objekt bleibt, das Subjekt ändert sich. Manche Knöpfe geh'n spät genug auf; manche Eindrücke wirken erst, nachdem ihnen Erlebnisse den Boden aufgelockert haben. Was ein großer Geist in Jahren zusammengedacht hat, kann

ein kleiner nicht in Stunden beurtheilen *). Wie oft seufzen wir: o wäre der Freund jetzt gegenwärtig, der mir damals rieth! ich fühle, jetzt würde ich ihn verstehen. — Das Buch ist ein solcher Freund, und Du kannst es immer wieder fragen. Das Leben theilt, wie es fortschreitet, dem, der es beachtet, Schlüssel aus, womit man die lange versperrten, innersten Gemächer tüchtiger Gebäude des Geistes öffnet. Weniges, öfters, mit prüfendem Bezug auf's Leben lesen, — ist ein Arkanum, welches sich, wenn sie dessen Kräfte ahnten, gar viele Alles-Leser wünschen würden.

Für's Vierte — doch aller guten Dinge sind drei, — und ich fühle, daß ich des Guten schon zu viel gethan! Suchen wir erst mit diesen Dreien fertig zu werden. Ich habe nur schließlich für diese Exkursion, die ich zu meiner Erholung unternahm, um Vergebung zu bitten. Wer wird auch gebildete Leser, in einem mehr als schicklich populären Tone, darüber belehren wollen, wie sie lesen sollen! Es ist pure Schriftsteller-Furchtsamkeit, die sich a priori gegen Tadel waffnen möchte. Oder sollte es mehr sein? sollte eine solche Apostrophe, heutzutage, selbst für Bessere, Bedürfniß sein? Also ein Wort zur Zeit?

Vilia nosse difficile, seria vero facile.

Hippocr. de flatibus.

---

*) Auch ein anderer großer nicht. Goethe staunte über die neue Welt, die sich ihm öffnete, als er, nach Jahren, Spinoza's Ethik wieder aufschlug (Bd. 32).

Moderne poetische Literatur.

Scribendi recte, sapere est principium et fons.
Horat.

„Literatur, literarisches Treiben" sind Begriffe, die, wie sie aus der modernen Bildung hervorgegangen sind, auch nur in ihrem Sinne gehörig verstanden werden können. Innerliche Bedürfnisse, früher nur von einzelnen begabten Geistern empfunden, sind jetzt allgemein, — und die Literatur ist der Jahrmarkt, der für ihre Befriedigung sorgt, periodische Schriften zumal sind die Waarenlager dieses Artikels. Hat gleich die Lust, gelehrt zu scheinen, zu diesem Kommerzium den ersten Impuls gegeben, — die Nothwendigkeit, sich mit dem Diluvium des allgemeinen Wissens in's Niveau zu stellen, verbunden mit einem transitorischen Wohlgefallen an den Waaren, es befördert, — so ist doch die Fruchtbarkeit, der weitausgreifende Gewinn gar nicht zu berechnen, den dasselbe für die Menschheit im Ganzen und Großen hat und haben wird. Wir wollen deßhalb nicht allzu vornehm und prüde, mit doktrinärem Kastengeist auf das Wühlen und Weben der literarischen und Journalwelt herunterblicken, weil etwa der einzelne Autor dadurch den Nimbus einbüßt, der bisher sein ehrwürdiges Haupt um-

leuchtete, — wir wollen bedenken, daß jede Erscheinung der Zeit, dünke sie uns auch noch so flüchtig und willkürlich, eine tiefere Wurzel habe, daß unser Werth nur gesteigert und verklärt erscheint, wenn er sich in dem Schmelztiegel des Urtheils einer ganzen Epoche als Gold bewährt, — und daß, wenn auch unser Fuß nicht alle Schritte der Zeit mitmacht, doch unser Auge, wenn es irgend klar sehen will, ihnen unablässig zu folgen verpflichtet ist.

Was ich hier von der Literatur im Allgemeinen vorausgesandt, gilt von der poetischen im Besondern. Die Poesie, jene herrlichste Schöpfung unsers Geschlechtes, einst das freie, wunderbare Gebilde des Genius ganzer Völker und beglückter Sterblichen, ist nun zur poetischen Literatur geworden. Die Kultur der Welt hat sich dieses Elements bemächtigt, und wer nur irgend sich zu denen zählt, die an ihrem Lichte theilnehmen, fühlt sich berufen, auch in dem dichterischen Bezirke sein Lämpchen leuchten zu lassen, und so zu dem großen Austausch aller Gedanken, Gefühle und geistigen Wirksamkeiten genießend beizutragen. Allein bei allen, in's Unendliche modifizirten, individuellen Formen, die natürlich beim Durchgang eines geistigen Stoffes durch so viele Köpfe und Herzen zum Vorschein gekommen sind, haben sich die Ur- und Grund-Typen der Poesie, weil sie aus ihrem Wesen fließen, noch immer kenntlich erhalten: Epos, Lyrik, Drama. Es ist gewiß, daß die Posie, sobald sie hervortritt, in Einer dieser Formen erscheinen muß, — daß alles, was nicht in sie paßt (wenn sie recht bestimmt und verstanden werden), nicht Poesie ist, — daß sich alles, was wirklich Poesie ist, auf sie zurück-

führen läßt, — und daß auch wir, bei Betrachtung der modernen Zustände der Poesie, am füglichsten von ihnen ausgehen, sie zu Grunde legen.

Statt aller metaphysisch-ästhetischen Grillenfängereien suchen wir uns zuerst — damit wir uns verstehen und etwas zu Tage bringen — über das Wesentliche dieser Formen auf dieselbe Weise klar zu machen, wie wir seit Lessing gelernt haben, die Gränzen menschlicher Bestrebungen gegeneinander abzumarken. Der Zweck ist in der Poesie, wie in allen Künsten nur Einer: Darstellung des Ideellen; das wodurch unterscheidet die poetischen Formen; und wir sagen kühn: im Epos durch Geschichte, in der Lyrik durch den Ausdruck innerer Zustände, im Drama durch Handlung. Diese Bestimmungen, wohlbegriffen, und wie es sich bei weiterer Anwendung thun lassen wird, wohlerläutert, genügen uns völlig zum praktischen Gebrauch, wie zur praktischen Beurtheilung. Sie genügen uns, aus ihnen abzuleiten, was der Dichter überhaupt, und (welches hier unser Hauptaugenmerk ist) was er zu unserer Zeit zu leisten haben wird, wenn er sich und ihr genügen soll. Denn diese letztere Frage scheint mir — mit Verlaub der Herren poetischen Zunftgenossen — von großer Wichtigkeit, und dennoch seltener gefragt zu werden, als sie sollte. Wir singen und klingen in die Zeit hinein, und wohl nur den Besten unter uns fällt es in langweiligen Stunden einmal ein, sich zu katechisiren: was will ich? und wie will ich's machen? Und doch — sagte der Pfarrer vom Kahlenberge — geht alles Gescheidte in der Welt nach diesem A B C.

Habe ich mir den aufgestellten einfachen Kanon der Poesie deutlich gemacht, so werde ich von den armen, durch tausenderlei — aber gehetzten Dichtern nichts mehr a priori postuliren; ich weiß, was jeder Dichter, von Jubal angefangen, wollte und will; ich lasse ihn auf mich wirken, und fordere nur, daß er die Kraft habe, mich den nüchternen Bedingungen einer leidigen Alltäglichkeit durch eine Aura vom Helikon zu entreißen. Es ist mir völlig einerlei, ob der Romanschriftsteller seine Dekorationen aus dem Hochland oder aus Berlin verschreibt, — wenn er mir nur in einer wahrhaft symbolischen Geschichte menschliches Leben und Weben zu schauen gibt, daß mich das Bild, wie ein Spiegel, über mein eigenes und über die Gegenwart aufkläre; einerlei, ob der Dramatiker Pelasger, Chinesen oder Tiroler auftreten heißt, wenn er nur durch das Sinnbild einer wahren, von Innen aus motivirten Handlung mir meine eigenen erklärt und bestimmen hilft; einerlei, ob der Lyriker Bilder, Reflexionen, oder wer weiß was sonst noch, aus Island oder Teneriffa holt, und in Anapästen, Ghaselen oder Sonetten auftischt, wenn er nur etwas Erlebtes mittheilt, — etwas Erlebtes, das auch ich wieder durchleben kann, das ich fasse, das ich fühle, das mich innerlich bildet und fördert. So hält sich denn die Lyrik ganz in den Grenzen eines Individuums auf, geht vom Einzelnen aus, und wirkt vorzugsweise auf den Einzelnen; der Roman (das moderne Epos) sucht eine Zeit zu repräsentiren und deutend zu bewältigen; das Drama, die gebildetste aller dichterischen Formen, stellt

reine Menschheit dar, und hat es mit der Menschheit zu thun.

Wie es nun mit diesen Bezirken poetischer Literatur gegenwärtig beschaffen sei, und wie sie, für uns und die Enkelwelt zu fröhlichem Gedeihen zu bebauen wären, — dieß zu besprechen, machen sich die folgenden, in gedrängten, aber entschiedenen Umrissen skizzirten Aufsätze zur Aufgabe.

I. Lyrik.

Ich fange mit der Lyrik an, weil der einzelne Dichter gewöhnlich mit ihr anfängt, und weil hier der geeignetste Raum ist, das zu sagen, was wir dann bei den übrigen Formen nicht mehr zu wiederholen brauchen. Und doch muß ich gleich hier mit einer Wiederholung anfangen: in den Ausdruck innerer Zustände setzte ich oben das Essentielle der Lyrik; und dieses muß hier Basis sein. Gewiß ist diese Definition (oder wie man es nennen will) aus dem Ursprung der Sache herausempfunden; den ersten Lyriker trieb es von innen heraus, die Herrlichkeit des Zustandes, dessen er sich selig bewußt ward, so gut es gehen wollte, mitzutheilen und festzuhalten; da quollen Rhythmen aus überfülltem Busen, das befreiende Element theilte sich auch Andern mit; der es zuerst aus sich entwickelte, ward gepriesen, und weder die Welt noch der wahre Dichter läugnete das est deus in nobis, agitante calescimus illo! Aber sehen wir einmal, was sich alles aus jener Tiefe entfaltet, denn die Fruchtbarkeit ist die wahre Probe einer Definition. Es hieß: i n n e r e Zustände; das

sogenannte hochgelobte Objektive, das bloß Malerische fiele also weg, wenn es nicht Folie des Innern ist; es fiele ganz weg aus der Poesie, denn auch die epische kann es nur brauchen, in sofern es die Folie der Geschichte, auch die dramatische nur, in sofern es die Folie der Handlung wäre; und die sogenannte beschreibende Lyrik, die wir früherhin als beliebten Artikel aus England bezogen haben, fiele ganz durch, als Zwittergattung, als Null, so lange es nicht Zweck der Poesie ist, die Naturgeschichte, sondern die Prosa des täglichen Daseins zu verdrängen. Nie kann sich die Lyrik des Subjektiven entäußern, und sie soll es nicht; ihre höchste Aufgabe bleibt nur, das Subjektive möglichst zu veredeln, zu verklären. Doch hievon später. Nur kindliche Menschen, und kindliche Völker haben am Aeußern ein dauerndes, gründliches Behagen; wir können aus unserer Bildung nicht heraus, wenn wir auch wollten; und wozu wollen? ich wenigstens sehe nicht ein, wozu es gut sein soll, daß wir uns geschickt und täuschend in die Jacken und Beinkleider von Jägern, Müllern, Fischern, Neugriechen und Lazzaronis verstecken lernen? Lange genug haben wir uns daran ergötzt, wenn große Talente sich in solchen Spielen ergingen, versuchten sie auch wohl selbst mitzuspielen; aber nun wollen wir auch einmal wieder versuchen, wir selbst zu sein, und zu reden, wie uns der Schnabel gewachsen ist, oder, um besser und schicklicher zu sprechen, wie gebildete Menschen aus dem neunzehnten Jahrhunderte sich ausdrücken. Jene Manier ist aus dem Enthusiasmus für das Volkslied entstanden. Das Volkslied aber ist nicht nachzumachen. Wir sind nicht Völker,

sondern Menschen. Wenn Goethe als Schöpfer dieser objektiven Lyrik gerühmt wird, so frage ich, wo seine lyrische Größe steckt: in den Versen vom Edelknaben und der Müllerin, oder in den Liedern und Elegien, in welchen er seine ganze reiche, tiefe Seele ausströmt? Auch wird etwas Elegisches allen guten neueren Gedichten beigemischt sein. Das Elegische liegt nicht in den Dichtern, sondern in der Zeit. Oder noch tiefer? in der Menschheit? Hättest Du wahr gesagt, alter, herrlicher Lucrez?

. . . medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angat.

Die neuesten Dichter zeigen durch die That, daß sie von dem Gefühle bestimmt werden, welches ich hier theoretisch äußere, und Lenau steht als Lyriker, der fast alle Motive aus dem Leben der Natur greift, und doch dabei ganz subjektiv ist, zum Merkzeichen dessen da, was unserer Zeit gemäß ist. Ferner hieß es in unserer Definition: Zustände; also nicht bloß Gefühle, nicht bloß Reflexionen, nicht bloß Phantasien, nicht bloß sinnliche Wahrnehmungen; ein Zustand ist eine, aus allen diesen Dingen gemischte Verfassung des inneren Menschen, — ein Erleben, und dieses muß in's Gedicht übergehen, wenn es von da sich auf den Lesenden und so weiter lebendig fortpflanzen soll; und ist es nicht genug geleistet, wenn ich einen mit Wonne oder Weh durchdrungenen Moment meines unaufhaltsam dahineilenden Daseins, einen Moment, der mir an Bedeutung zum Mythos ward, in Rhythmen zu bannen, und mir wie Andern zum Nachsin-

nen, zum Nachgenusse, zu verewigen glücklich genug bin? Dazu reicht weder die genaueste Zergliederung dessen hin, was ich damals dachte, noch die objektivste Beschreibung der Bank, auf der ich saß, des Laubes, das mich umsäuselt und der bombyx quercifolia-Raupe, die darauf kroch; der Mensch, der ich damals war, muß in's Gedicht hinein; das Gewesene muß, wenn längst sein irdischer Aschenantheil in die Lüfte der Jahre zerstiebte, seine unsterbliche Seele im Liede zurückgelassen haben, daß sie in alle Zukunft hinaus zeuge und wiederzeuge! Nicht Bilder und Gleichnisse aus allen Zonen häufen, nicht nach dem Schön! Charmant! der ästhetischen Dame jagen, um das Herrlich! Neu! des übersättigten poetischen Schlemmers buhlen, soll der lyrische Dichter, sondern rein und einfach — Zustände wiedergeben. Scheint euch das so wenig? wer es könnte! — Daß übrigens keine der angegebenen Richtungen von der Lyrik ganz auszuschließen sei, versteht sich von selbst, — eben weil sie alle in den Zuständen enthalten sind. So wenig wir das bloß pittoreske Gedicht oben gelten ließen, so wenig lassen wir das bloß didaktische gelten; aber nur ein Ununterrichteter wird das didaktische Element, das Verständige, aus unserer Lyrik ausstreichen wollen. „Ein Reflexionsdichter!" sagt man, rümpft dabei die Nase, zuckt die Achseln, und meint etwas Vernünftiges gesagt zu haben. Die Alten — heißt es — wußten nichts von Reflexion, sie waren unschuldig, waren objektiv. Nun gut! wenn es bei den Alten anders war, so sind wir nicht die Alten; aber jene Behauptung ist ganz aus der Luft gegriffen, und die Namen Archilochos,

Alkaios, Pindar, Horaz, Tibull, Propertius reichen hin, uns zu erinnern, daß jene Reflexion, die wir dem Lyriker gestatten, ja die wir von ihm fordern, den Alten eben so bekannt und eigen war als uns. Je höher ein Mensch an Bildung steht, desto mehr wird der Verstand in seinen Werken sichtbar werden; und ist er nun Dichter, soll es da anders sein? Wir verlangen nicht, daß der Gedanke das Gedicht beherrsche, oder daß das Gedicht den Gedanken ausschließe; wir verlangen jene totale Stimmung des ganzen Menschen, jenen „Wechsel zwischen Bewußtsein und Nichtbewußtsein", der nach Rahel's Ausdruck den Dichter macht. Es entsteht hierdurch eine symbolische Darstellung, in welcher Reflexion, Empfindung und Anschauung durch das poetische Genie so innig in Eins verschmolzen sind, daß kein Auge mehr ihre Grenzen entdeckt. Dieß ist das Ideal der modernen Lyrik. Wenn man die mythischen Dichtungen J. Mayrhofer's liest (Memnon, Prometheus, Herkules u. s. w.), dieses edlen, Genius begabten Dichters, den ich bei Schilderung dieses Ideals der künftigen Lyrik im Herzen hatte, so fühlt man, besser als ich's sagen konnte, was ich meinte. Derjenige nur wäre der Aufgabe völlig gewachsen, der sich die gesammte Bildung der Zeit, wie sie aus ihren schmerzlichen Geburtswehen hervorging, angeeignet, und doch dabei, von den Göttern und Musen freundlich begabt, die ursprüngliche Kraft und Gesundheit des Herzens bewahrt hätte. Er würde leisten, was wir vom Lyriker erwarten; denn wir fordern nicht von ihm eingelullt zu werden in die Ammenträume phantastischer Geisteskindheit, zurückzukehren in die dämmernde

Bilderwelt des Ostens oder des spanischen Mittelalters, wohin uns mancher jüngere Dichter verlocken will; wir verlangen Trost und Kräftigung in unseren verworrenen Zuständen; mehr oder weniger bringen wir ein leidendes Herz zum Lesen mit. Ein leidendes Herz aber wird nicht durch Tändeleien, sondern durch höhere Anschauungen geheilt. Hier nun komme ich auf die Hauptsache, auf das letzte Ziel dieser Betrachtungen über Lyrik. Indem ich nämlich diese Form der Poesie ganz dem Subjekte zuwies, wollte ich dadurch zugleich andeuten, daß also die schönste *Ausbildung* der Subjekte der Weg sei, von welchem wir, daß er zum Ziele führe, zu hoffen haben. Denn sollen wir einem fremden Geiste Wirkung auf den unsrigen gestatten, so begehren wir mit Recht, daß er dem unsrigen, wenigstens zum Theile, überlegen sei; sollen wir empfangen, so muß man uns etwas geben. Denn der Zweck aller Poesie ist am Ende — wie ich gesagt habe — uns innerlich zu erheben, zu fördern; und Zustände eines Andern, seien sie auch noch so glücklich ausgedrückt, fördern uns nicht, wenn sie an und für sich nicht der Mühe des Betrachtens werth sind. Das war es, was Goethe gemeint hat, als er das Wort an die jungen Dichter richtete (Bd. 45), das ihm viele von diesen, leider nur zu ihrem eigenen Schaden, so übel nahmen. — *Möglichste Läuterung und Bildung des Subjektiven* also ist der einzige und rechte Weg, den die Lyrik jetzt einzuschlagen hat, — und wie schön, daß diese Aufgabe so völlig mit den übrigen zusammenstimmt, welche

unsere Zeit an den Strebenden stellt; überall heißt es: bilde Dich aus! —

Es wäre noch gar viel zu sagen, über die formelle Symbolik der lyrischen Dichtung, die Allegorie, das Bild, den politischen, sittlichen, sozialen Inhalt, die antike Mythologie u. dgl. m., aber es soll nicht aussehen, als ob ich mir selbst und meinen Versuchen in dieser Gattung eine Defensionsrede hielte; und von der Hauptsache ist durchaus genug gesagt, um einen denkenden Kopf zu den letzten Resultaten zu bringen.

So ist denn eine Sammlung guter lyrischer Gedichte veluti votiva descripta tabella, worauf ein Menschenleben verzeichnet ist. Aber wer mag lernen, wo er Verse sieht! ein einzelnes Gedicht wird aus dem Ganzen gerissen, wie ein Herz aus dem Leibe, das soll unterhalten, das soll piquiren! nach Deinem Lebensgange, Deinem Glück und Elend forscht Keiner! Dich verstehen will Keiner! da man doch nur nach langem, liebevollem, geistigem Umgange zu einem lyrischen Dichter sagen darf: ich verstehe Dich! Was jahrelange Leiden und Freuden, was bittere Erfahrungen und Gefühle jeder Art in den aufgefurchten Tiefen der Brust gereift haben, sendest Du in die verworrene Welt hinaus, in das Babel des Wahnes und Egoismus. Nicht Beifall suchst Du, wie ihn der Seiltänzer heischt, den ein Bravo für sein verrenktes Bein entschädigt; es sind ja nicht Luftsprünge, was Du produzirst; Theilnahme heischest Du, denn Du schließest Dein Inneres auf; diese aber wirst Du nicht von der Menge erwarten, wenn Du kein Kind bist, das von der Welt noch nichts

weiß, sondern von Wenigen; denn die Verstehenden sind Wenige, — und für diese Wenigen hast Du geschrieben, — bloß für sie. Draußen aber, in der Wüste, erfährt die hesperische Frucht die verschiedensten Geschicke; hat sie das Glück, mit dem Modegeschmack übereinzutreffen, oder dem Gaumen eines Tonangebers zuzusagen, — dann wirft sie, wie einen Spielball, einer dem andern zu; auf keiner Tafel, wo man nach der Welt dinirt, darf sie fehlen, und die Gäste, gern oder ungern, müssen sie hinunterwürgen. Man preist, man hätschelt, man schreibt Kommentare, man zitirt, — und wehe dem, der etwa redlich gestünde, daß seinem dummen Munde das Süße süß, das Saure sauer vorkomme! Der altfränkische Thor! er ist unter Bauern aufgewachsen, er gehört nicht unter uns! — Wie anders ergeht es Dir, Armer! wenn das Schicksal dieselben Früchte Deiner heiligsten Saat auf den Nachtisch desselben berühmten Zoilus versetzt, womit er seinen Gästen aufwartet, und wenn er nun bemerkt, daß diese Aepfel zu seinen Bonbons auf keine Weise passen! er spricht das Anathema über sie aus — und von nun an wehe Jenem, der sich der armen im Vorübergehen erbarmen, der es gar wagen wollte, sie süß zu finden! er mag sie höchstens geheim für sich genießen, — weit, weit von der guten Gesellschaft, die sie verpönt hat. Vergessenheit ist ihr Loos, und sie müssen unrettbar faulen, entpflückt dem Aste, der sie getragen und väterlich-liebevoll mit Blättern und Blüten geschmückt hat.

Faulen? nicht doch! sie haben nicht umsonst gelebt, wenn auch nur ein vorüberwallender Pilger an ihrem ge-

sunden Safte sich erquickt, und Stärkung für den Rest seiner Wanderschaft in der Wüste in ihnen gefunden hat. Darum erheitert euch, ihr, die ihr mit hoffnungslosem Drange die Kinder eurer tiefsten und höchsten Liebe in das Gewühl hinaussendet! seid guten Muthes, und lacht über Jene, die eurer lachen:

„Ein Lied ist bald gesungen!"
Herr Krittler spricht's und lacht; —
Kritik ist bald verklungen,
So bald fast, als gemacht!
Ein Lied, das ungezwungen,
Mit ächten Frohsinns Macht
Erklingt von wackern Zungen,
Hat Manches angefacht,
Was Krittler nie erschwungen,
Was Krittler nie gedacht:
So sei es frisch gesungen,
Und Krittler ausgelacht!

II. Epos.

Ein Epos, im eigentlichen Sinne des Wortes, kann nicht gemacht werden, ein Epos entsteht. Es entsteht da, wo, um mich eines gewagten Ausdruckes zu bedienen, die Geschichte eines Volkes krystallisirt. Das Flüchtige, Mythische, welches allen Ursprüngen eigen ist, bildet die Folie, und das Menschliche, das Nationelle, prägt sich zu festen, bleibenden Formen aus, welche das Epos festhält und überliefert. Diese theoretischen Thatsachen sind uns aus der Geschichte der Poesie bekannt. Eben so wenig

kann es uns entgehen, daß die Bedingungen, welche nach solchen Voraussetzungen zur Geburt dieser poetischen Form zusammenzutreten haben, zu unserer Zeit, wenigstens bei uns, die wir uns gebildete Nationen nennen, nicht mehr vorhanden sind. Wir sind krystallisirt, sat superque, und unsere Poeten haben vielmehr die Massen des allgemeinen chaotischen Lebens mit dem Hauche, den sie aus ihrem eigenen Geiste schöpfen, zu erwärmen und zu ordnen, als daß der Geist dieser Massen den ihrigen poetisch überwältigen und sich in ihm darstellen könnte. Mit dem Epos also wäre es so ziemlich aus. Aber das epische Element, wird es auch aussterben? Gewiß nicht, so lange die Poesie nicht stirbt, von der es ein Lebensbestandtheil ist, und — so lange es Begebenheiten gibt. Denn diese sind, wie wir gesagt haben, der Teig, aus welchem es gestaltet. Da es uns aber nun einmal unmöglich, also auch unerlaubt ist, die Intelligenz, das Reflektive oder wie man es taufen will, das wir von unserer Zeit-Kultur überkommen haben, und in welchem wir leben und weben, abzuwerfen und zu verläugnen, wie wir bei der Lyrik gesehen haben, so bleibt uns nichts übrig, als: die Begebenheiten, die in ihrer objektiven Nacktheit unser Inneres unbefriedigt lassen, im Konflikt oder in Harmonie mit Gesinnungen darzustellen. Daß das nicht heißen will, unsere Gesinnungen in die Begebenheiten hineintragen, brauche ich nicht zu erwähnen. Genug, wir wissen nun, worin die Aufgabe des Romanes besteht, welchen unsere Poesie dem verlornen Paradiese des Epos substituirt. Ob dieser Roman nun in Prosa, oder etwa in Versen abgefaßt ist, macht es nicht

aus; Jedermann wird fühlen, daß unsere Ansicht and Forderung nicht auf die Form, sondern auf das Wesentliche geht. —

Die ganze neuere Roman-Literatur drückt faktisch das Gefühl von dem aus, was wir eben als Theorie festgesetzt haben, und Wilhelm Meister wird wohl als Grundbild dieser Form aufgestellt bleiben dürfen. Nun aber dringt sich uns, wie wir mit prüfendem Wohlwollen auf die wohl aufgespeicherten deutschen Meß-Kataloge der letztern Jahre blicken, schon den Kranz in Händen, nur ein würdig Haupt suchend, dem wir ihn aufsetzen könnten, — da drängt sich uns die Frage auf: warum, bei der großen Beliebtheit und ihr entsprechenden Anzahl solcher Produktionen, wir doch so Wenige finden, die eines frischen Kranzes würdig sind? Zugleich aber fühlen wir, wie nahe die Antwort liegt. Wenn wir schon bei der Lyrik, die es doch nur mit dem Individuum des Dichters vorzugsweise zu thun hat, uns die Schwierigkeiten nicht verhehlten, welche die Forderung eines sehr gebildeten Jahrhundertes an die Bildung des Poeten, diesem in die Bahn stellet, — wie sollen uns die noch weit größeren verborgen bleiben, welche eine poetische Form begleiten, die eine Zeit zum Gegenstande hat? Denn wenn gleich Jeder aus uns eben von der Zeit seine Bildung erhalten hat, und aus dem Verhältnisse zu ihr gar nicht los kommen kann, wer ist sich selbst so objektiv geworden, um dieses Verhältniß so aufzufassen und darzustellen, als ob er außer demselben wäre? Welcher Deutsche besonders ist gewohnt, die Welt, die ihn umwogt, auch einer Betrachtung zu würdigen? keiner phi-

losophischen, denn daran haben wir Ueberfluß, sondern einer praktischen, denn dieser bedarf die Poesie. Darum haben uns in diesem Fache, was die Quantität des Guten betrifft, von jeher andere praktische Nationen, zumal Engländer, übertroffen, wo das Auge des Einzelnen mehr geübt wird, von der kurzsichtigen Mikroskopirung des eigenen Innern, das doch Keiner je begreifen wird, sich in's Breite, Freie zu wenden, wo das Spiel, das wir zu Hause spielen, täglich poetischer, großartiger, verständlicher vor uns aufgeführt wird.

Ferner verlangt der Roman, wie das ursprüngliche Epos, da er ein großes, mannigfaches, aus Theilganzen gegliedertes, und eben in diesen Gliedern mit überall gleicher Sorgfalt ausgearbeitetes Eins darstellen soll, zu seiner Vollendung eine gewisse liebevolle, ausharrende Intention, ein dauerndes Behagen am Aeußerlichen, Mittelbaren; wie es z. B. in Walter Scott ganz vorzüglich vorhanden sein mußte, um jene so oft mit Unrecht getadelte Breite zu bedingen, die wesentlich episch ist. Es versteht sich von selbst, daß es auch hier ein Zuviel und ein „am unrechten Orte" gibt. Diese Eigenschaft des Romans nun trug bei, seine Kultur bei uns zu erschweren, — da der Deutsche sich lieber der inneren Einheit zuwendet, als der vielfältigen Erscheinungswelt, und nebstbei gar oft in den Fehler geräth, das Höchste, mit Ueberspringung der unerläßlichen Mittelstufen, gleich im Rausche des Augenblickes in's Leben zaubern zu wollen. So entstand in unserem Vaterlande, oder bildete sich doch hier aus wie nirgendwo, der philosophische Roman, eine weit zwitterhaftere

Spezies, als der historische. Denn daß alle Poesie in einem gewissen Sinne philosophisch sein muß, und nicht anders sein kann, wenn sie den Menschen zu sich selbst erheben soll, haben wir anerkannt. „Das Publikum", schrieb Goethe an einen seiner Verehrer, „lernt niemals begreifen, daß der wahre Poet doch nur als verkappter Bußprediger das Verderbliche der That, das Gefährliche der Gesinnung, an den Folgen nachzuweisen trachtet. Doch, dieses zu gewahren, wird eine höhere Kultur erfordert, als sie gewöhnlich zu erwarten steht. Wer nicht seinen eigenen Beichtvater macht, kann diese Art Bußpredigt nicht vernehmen." Das ist nun vortrefflich gesagt; — allein wie lehrt der Dichter? wie das Leben, in Symbolen; dieses Wie macht die Dichtkunst, wie es das Leben zum Gedichte macht, und unterscheidet beides scharf von der Wissenschaft, der es um kein Wie, sondern ewig um das Was und Warum zu thun ist. Ein philosophischer Roman also ist so gut oder so schlecht als ein wissenschaftliches Gedicht, oder eine poetische Wissenschaft, oder ein brennendes Wasser. Anders verhält es sich mit dem historischen Roman. Wenn die Zeit und ihre Gestalt, wenn die Begebenheit im Spiele mit der Gesinnung, das eigentliche Terrain des Romans ist, so sehe ich nicht ein, wie er, ohne absichtlichen Winkelzug, der Geschichte aus dem Wege gehen soll; und wenn seine Mutter, die Epopöe, eine Schwester der ehrwürdigen Historie ist, und diese letztere, von Urzeiten her ohne Tadel und Nachrede oft auf der Bühne und auf anderen Spielplätzen der Poesie gesehen worden ist, so sehe ich nicht ein, warum gerade der Roman von

dieser Gunst keinen Vortheil ziehen soll; wenn er sein Wort gibt, wie er seine Rechte zu wahren gedenkt, auch die mütterlichen der Geschichte ehrfurchtsvoll an ihrem Orte zu belassen.

Wenn gleich seit Xenophon's Kyropädie die Geschichte oft genug als Roman, und der Roman als Geschichte behandelt ward, so ist es doch Walter Scott, von dem an wir eigentlich jene beliebte Gattung datiren, die wir den modernen historischen Roman nennen. Dieser ausgezeichnete und, trotz der Launen einer leichtfertigen Mode und der Grillen pedantischer Zünftler, unsterbliche Schriftsteller kannte genau die Bedürfnisse seiner Zeit und Nation, und war der Mann sie zu befriedigen. Er machte die Geschichte, und zwar die vaterländische, zum Hintergrunde seines Romans, ohne an ihr übrigens das Geringste zu schnitzeln; sie gab nur dem Erfundenen Würde und Interesse, ohne sich damit zu vermischen. Ich rede hier von seinen besten Werken; wo er jene Maxime verließ, entstanden Zwitter, die dem Historiker Verdruß, dem Romanleser Langeweile machen. Im Ganzen hielt er die Ansicht fest: Der höchste Zweck des Romans darf nicht außer dem Romane liegen. Es ist Entweihung der Dichtkunst, wenn ihre tiefste Bedeutung faktischen Interessen untergeordnet wird, und nur der ganz Ungebildete freut sich einer Geschichte, die man ihm vorerzählt, erst dann, wenn man ihn versichert, daß sie sich wirklich zugetragen hat; es ist Erniedrigung der Geschichte, wenn die Resultate tiefster Forschung die müßigen Stunden romanlesender Damen tödten sollen, und nur der Verbildete zieht das Piquante ergötzlicher Lügen der einfachen

Wahrheit vor. Was also Scott's beste Werke dem gebildeten Leser so werth macht, ist nicht das Historische, sondern das Menschliche in ihnen. „Das Rüst- und Rumpelzeug aus Abbotsford", das man ihm zum Vorwurfe macht, kann nur der für Walter Scott selbst ansehen, dessen Augen nicht gelernt haben, durch Tempelvorhänge zu blicken. Die große Moral des Rechts und der Liebe im Herz von Midlothian, der gelöste Zwiespalt von Ideal und Leben im Robin, die tiefe Welt-Poesie im Guy-Mannering, — hängen die alle auch im Ankleidezimmer von Abbotsford? und sind nicht eben jene Werke Scott's, zu denen dieß Ankleidezimmer am wenigsten beitrug, die schönsten, die gehaltvollsten? Glaube doch Niemand, daß man mit leeren Flittern die Herzen aller Zeitgenossen trifft! Aber wir Deutsche sehen nur da Tiefe, wo uns philosophische Phrasen aus Abgründen, wie Trophonius Orakel, entgegenqualmen, und wollen der tiefen Klarheit des Lebens die Ehre nicht geben.

Von Scott's Nachfolgern oder den durch ihn angeregten Schriftstellern haben die Einen jene Grundmaxime anerkannt, und, wie Cooper, Tüchtiges geleistet; oder, wie Washington Irving, verkannt, und sind dabei übel gefahren. Allein ganz außerordentlichen, von der Idee durchdrungenen Geistern gelingt wohl auch das, was wir gewöhnlichen unmöglich nennen; und so hat Salvandy im Alonso eine geschichtliche Dichtung erschaffen, von der wir nicht sagen können, ob die historische, oder die innere menschliche Bedeutung der Hauptzweck sei; ihm sind wir Menschen zur Geschichte geworden, die Geschichte hat sich

ihm vermenschlicht; sein Geist, weltumfassende Gedanken zeugend und gestaltend, hat da zu vereinen gewußt, wo wir trennen und klassifiziren; wir beugen uns dem Genius, und lassen uns von ihm belehren, indem er uns bezaubert. Salvandy hat gezeigt, was ein, mit der ächten Lebensmilch der Geschichte getränkter, die ganze Menschheit in sich betrachtender und erlebender Dichter zu Tage zu fördern vermag. Aber, um wie Salvandy zu begeistern, um wie Bulwer das übergüldete Leichentuch von dem Kadaver des sozialen Lebens zu reißen, muß man Salvandy's Haupt haben und Bulwer's Herz. Die Historie innerhalb des Romans macht es nicht aus; der Roman soll mich nicht ethnographisch, sondern poetisch aufklären, und hier bin ich wieder, wo ich ausging, und wohin ich wollte: wollt ihr in diesem Bereiche das Große, das Rechte leisten, so greift in's Leben, schaut es ruhig an, und laßt es auf eure Blätter warm und leise übergehen! „Alle Zufälle des Lebens", sagte schon ein Schriftsteller, der, wenn er gleich dem Wilhelm Meister die Poesie abspricht, dennoch auf jedem Blatte zeigt, wie viel er aus Wilhelm Meister gelernt habe, — „alle Zufälle des Lebens sind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen. Wer viel Geist hat, macht viel aus seinem Leben. Jede Bekanntschaft, jeder Vorfall wäre für den durchaus Geistigen erstes Glied einer unendlichen Kette, Anfang eines unendlichen Romans." Besucht nun einen Sterblichen, wie Goethe von sich rühmte, die Weltgeschichte in seinem Hause, seinem Garten, um wie viel größer wird die Ausbeute sein! Kommt dann noch dazu, daß eben diese Form,

theils wegen der Bequemlichkeit, mit der sie zu genießen ist, theils wegen der Nähe, in welche wir bei ihr zur Poesie gerathen, theils aus hundert Gründen, die herzuzählen hier kaum thunlich ist, weil es eben hundert sind, — der Zeit, in der wir leben, ganz besonders lieb, angemessen und gedeihlich ist, so muß es uns fast wundern, daß wir noch immer rufen müssen: Greift in's Leben, und verdient den Kranz, den wir bereit halten, und der schon seit dem ersten Theil vom „Aufruhr in den Cevennen" ein würdiges Haupt im Vaterlande sucht, auf das er sich senkt!

III. Drama.

Handlung! Handlung! und immer wieder Handlung! — Gerade die Handlung ist es, was man an denjenigen dramatischen Werken vermißt, die mir als die höchsten in ihren Arten gelten, — an den Trauerspielen der Alten, an Nathan, Tasso, Eugenie, an den Lustspielen Bauernfeld's u. a., und gerade die Handlung ist es, was ich als dramatisches Prinzip aufstelle, dessen Begriff uns praktisch fördern soll. Hier steckt ein Mißverständniß, und ich will das Meinige thun, es zu lösen. Es wird mir um so leichter, als ich mir durch die Bestimmung des epischen Grundsatzes bereits vorgearbeitet habe. Dieser hieß: Begebenheit, und es wird darauf ankommen, daß man diese zwei Begriffe scharf auffasse und sondere, um mir mein ganzes Theoretisiren zu ersparen. Die Begebenheiten ereignen sich außerhalb des Menschen, werden durch ein, man darf wohl sagen, dämonisches Element motivirt, wobei das, was wir

Zufall nennen, sein Recht geltend macht; der Mensch erscheint dabei nur als aufnehmend, ablehnend, bestimmt werdend. Ganz so haben es die besten Romandichter stets gehalten. Anders ist es mit der Handlung; diese zeigt sich dem Denker als ein, aus Wollen und Müssen wundersam zusammengesetztes Wesen; ihr Motiv ist innerhalb der menschlichen Brust; man mag es immerhin auch dämonisch nennen, — gewiß ist es, daß der Zufall hier ausgeschlossen bleibt, wo höhere Mächte ihr bedeutungsvolles Spiel beginnen. Die ächten Dramatiker haben ihn stets vor die Pforte von Melpomene's Tempel verwiesen, und den Menschen zum eigentlichen und ausschließlichen Stoffe ihrer Gebilde gemacht; sei es nun, daß, wie bei den Alten das Müssen, oder wie bei den Neuen das Wollen, die Vorhand habe. Sie gaben die That und ihre unvermeidlichen Resultate, — ob es nun gewollt oder gemußt war, oder ob das Wollen und das Müssen höheren Orts Geschwisterkinder hießen, legten sie in eine Nuß, und gaben sie den Philosophen zum Aufbeißen. In diesem Sinne kann man, mit einem scharfsinnigen Autor, das Theater „die thätige Reflexion des Menschen über sich selbst" nennen. Es kann nun, nach dem Bisbergesagten, wohl Verstandenen, bei einer Handlung sehr viel Begebenheit, und auch sehr wenig sein, wenn sich nur die Charaktere genugsam entwickeln, und in jenen Konflikt mit einander gerathen, den wir dramatisch nennen. In den Schutzflehenden des Aeschylos kommen die flüchtigen Danaiden mit ihrem Vater, dem greisen Danaos, nach Argos, und flehen den König der Archiver um Schutz an. Dieser, nach mannig-

fachem Erwägen und Berathschlagen mit seinem Volke, gewährt ihnen endlich, was sie flehen. Nun nahen auch die rohen Verfolger, und Gewalt will der Milde den herrlichen Gewinn abtrotzen; Menschlichkeit und Barbarei liegen im Kampf, die Jungfrauen nimmt die wallumschirmte Stadt auf, und während der Zuschauer wünscht, freundliche Gottheiten möchten draußen dem biedern Könige den Sieg verleihen, — schließt das Stück. — Wie wenig Begebenheit! wie viel Handlung! wie viel Entfaltung einfacher, wichtiger, menschlicher Gemüthszustände, — kontrastirender Charaktere! — Mag es an diesem Beispiele genügen, das geschilderte Verhältniß in's rechte Licht zu setzen.

Ehe ich nun der Anwendung dieser Sätze auf unsere dramatische Praxis näher rücke, muß ich noch festsetzen, daß das Drama in zwei Klassen zerfalle, wenn wir den hergebrachten Typus aus der Natur dieser Dichtungsweise leiten. Die Handlung bewegt sich entweder in den hohen, ernsten Sphären menschlichen Interesses, — oder im flachen Sande des weltlichen. Dort ist sie tragisch, hier komisch. Mögen die Aesthetiker phantasiren und distinguiren, wie sie belieben, — dieß und nichts anderes unterscheidet die Tragödie von der Komödie, und ein Drittes gibt es nicht, oder soll es nicht geben. Es ist Ein menschliches Leben, Ein Kämpfen und Leiden, welches der Tragöde darstellt, wie der Aristophanide; überall der Konflikt des Menschlichen mit dem Dämonischen, nur ist der Dämon dort Dämon, und hier Kobold; dort braucht er Mißgeschicke, hier Verlegenheiten; dort kommen die hohen, und hier die niederen menschlichen Verhältnisse zur Sprache. Dieß hat wohl Hardenberg gemeint, wenn er sagte: Das

Trauerspiel ist bei dem höchsten Leben eines Volkes am rechten Orte, so wie das Lustspiel beim schwachen Leben desselben. — Der gute oder schlimme Ausgang ist ein Unterschied für neugierige Weiber und Kinder, nicht für Denker. Diese wissen den Witz im tragischen Fatum, und den Ernst hinter der Jokusmaske gleich gut zu schätzen, und suchen auf der Bühne, wie im Liede und im Romane, immer nur — das Leben.

Leben! das verlangen wir vom Dramatiker, und nun lasset uns sehen, was wir mit diesem Verlangen bei der modernen poetischen Literatur richten. Wir sehen, daß von den Mährchen der grauesten Vorwelt, von Ossian's nebeligen Helden bis zu den Nibelungen, Hohenstaufen und Napoleoniden, kein Stoff so interessant, keine Geschichte so breit und übergroß zu finden ist, welche nicht irgend ein moderner Enkel des Sophokles auf die Bühne beschworen hätte; aber es war und blieb eine Gespensterbeschwörung — denn die guten Sophokliden hatten nicht erlebt, was sie darstellen wollten, und wie sollten Rauch- und Schattenbilder Gegenwart werden? Gesetze, scharfsinnige, aus dem farbigsten Schaum der Poesie abgeschöpfte, unvergleichliche, destillirte, rektifizirte, wurden aufgerichtet, und der tragische Körper über das Gerüst der kritischen Weisheit gelegt; aber es war eben ein Prokrustesbett, — das Leben erlag der Folter, und ein Leichnam enttäuschte und entsetzte das erwartungsvolle Auge.

Eine Oase in dieser Dramenwüste, stehen Grillparzer's lebendige Schöpfungen da. Von der Ahnfrau bis zum treuen Diener seines Herrn — Alles wahr, bedeu-

tend, erlebt. „Es sind nicht Griechen, die in der Sappho handeln" — wendet die gelehrtthuende Kritikasterei ein; gut! antwortet die lebendige Kritik: sind es nicht Griechen, so sind es Menschen. Man lese die empfundene Entwickelung der Medea (in den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik zur Oesterreich. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde, Jahrg. 1835, 77), und man wird mir eine weitere Analyse erlassen, sich des Großen, Aechten, Tiefen freuen, was auch unsere Zeit aus dem ewig fruchtbaren Schooße des Lebens fördert, und mit dem Verfasser jener Abhandlung gerne einstimmen, wenn er sagt: die geheimnißvolle Operation, wodurch das Wort zum Körper (zum vollständigen Ausdruck der Seele) wird, gehe im Reiche der Kunst seltener vor, als man denkt.

Nun wird es auch dem Unbefangenen klar sein, wie ich, im Bezirke des modernen Lustspiels, Bauernfeld's Produktionen so hoch stellte, als ich es oben that, — unbekümmert um Satzungen, Parteien oder Herkommen, den richtenden Blick einzig und unabirrend auf die Richtschnur der Wahrheit und Natur geheftet. Es sind nicht Hinz und Kunz, Hans und Peter, nicht A und X und Z, die hier handeln, sondern Menschen; es sind nicht Begebenheiten, die unsere Neugierde an den Stoff fesseln, sondern Charaktere und Zustände, die eine innere Handlung bedingen, an der wir, wenn wir nur Verstand und Willen genug besäßen, sattsam zu überdenken fänden. Wir sehen einen kräftigen, scharfen, edlen und heitern Geist das Chaos unserer Thorheiten durchdringen; ein gebildeter Leichtsinn erhebt ihn weit über diese dumpfe Atmosphäre, und im wol-

kenlosen Aether hält uns der Poet den klaren Spiegel der Dichtung und Wahrheit vor. Ein großer Sinn spricht aus dem leichten Scherz. Menschlichkeit, Wahrheit, Kraft und geistige Gesundheit, Sittlichkeit des Charakters, Aufopferung des Egoismus, Billigkeit ist die Philosophie, die hier gepredigt wird; befreien will uns ihr fröhlicher Apostel, und er befreit uns, so lange wir ihn hören. In diesem Sinne ist Bauernfeld ein Dichter der Humanität; wie es jeder ächte Dichter ist, wenn er unverwandt das klare Auge auf's Leben gerichtet hält.

Ich glaube hiermit genug gesagt, und Alle, die Augen haben zu sehen, dahin gewiesen zu haben, wo eine ewig nie zu erschöpfende Quelle von Poesie zu finden ist: in's Leben. Wenn der Lyriker in die Tiefe seines Busens, der Epiker in die des geschichtlichen, der Tragöde in die des rein menschlichen, und der Lustspieldichter in die des täglichen Lebens ihre Netze werfen, — welche Wunder werden sie uns vorzuzeigen haben! Wunder, von denen wir alles eher geglaubt hätten, als daß sie in der eigentlichsten Heimat unser selbst, in unserem Innern, zu Hause seien. Aber freilich ist es leichter, uns von den Festungen im Monde vorzulügen, als die Wahrheit mühsam aus dem überschütteten und überbauten Schachte unseres inneren Menschen herauf zu fördern. Darum muß während alles Wirkens unser stetes Losungswort sein: Muth, Redlichkeit, Ausdauer!

Epilog.

War ich nun bemüht, jede Bestrebung im Kreise der Dichtkunst in's ewig quellende Leben zurückzurufen, so wird es am Schlusse Pflicht, der Mißdeutung zuvorzukommen. Jedes höhere Streben, wenn es nicht bei hohlen Worten und unfruchtbaren Luftsprüngen verbleiben soll, muß von einer körperlichen Wirklichkeit ausgehen, mit welcher und auf welche es wirken soll. Wir wissen Alle, daß das Leben, wie es ist, den Forderungen, die der heiligste Ruf in uns aufweckt, nicht genügt; allein das Leben, wie es ist, gewährt uns den Körper, den nur, wenn er gesund ist, die Seele des Ideals begeistert. Wir wissen Alle, daß die Menschheit neuen Lenzen entgegenreift, welche, so Gott will! Blüten und Früchte höherer Natur zeitigen werden; allein ein Erdreich muß diesen göttlichen Pflanzen bereitet werden, woraus sie Nahrung und Wachsthum saugen können, wenn sie nicht vor der Reife, als traurige Blumengespenster, verwelken sollen. Dieses Erdreich aber ist das Leben.

Es ist das ewige Lied, das ich singe; es ist das Schema, das mir, wohin ich mich wende, entgegenglänzt, und auf das uns später auch die Kunstbetrachtungen wieder führen werden, — „das Reich meiner Dreieinigkeit — sage ich mit dem närrischen Natur-Evangelisten — gegen welche die Pforten der Hölle nichts vermögen; das Wahre, das der Vater ist, der das Gute zeugt, das der Sohn ist, aus dem das Schöne hervorgeht, das der hei-

lige Geist ist.“ — Das Wahre aber ist das Leben und die Natur, die uns den Stoff bieten; das Gute ist der Gehalt, den unser Geist in sich trägt und im Stoffe ausprägt; das Schöne ist die Form, — und die „kommt von oben.“

In diesem Sinne werden die vorigen Blätter nicht mißverstanden werden. Die Form wird sich aus jedem frischen, lebendigen Geiste selbst gebären, und so wird man mich auch dann nicht mißdeuten, wenn ich bis dahin auf die reine, gebildete Form der Alten zurückverweise.

Die Alten, als Bildungsgrundlage.

— dices : ego Dis amicum
— — — — — — — — — — —
Reddidi carmen, docilis modorum
Vatis Horati.

Hor. IV.

Die Ueberzeugung, daß, so wie die Bildung des Einzelnen nicht durch das aufgedrungene Fremde, sondern einzig durch Entfaltung eigener Kräfte bewirkt wird, — auch die der Völker nur dadurch zu bezwecken sei, daß die Elemente, die in jedem derselben gegeben sind, ohne fremde Beimischung, sich vereinigen, abschließen und steigern, — diese Ueberzeugung, durch weltgeschichtliche Ergebnisse geweckt und genährt, hat bei vaterländisch Gesinnten in neuern Zeiten sogar die Besorgniß rege gemacht, als gefährde das Studium der Alten, wie es noch überall die Basis des öffentlichen Unterrichts bildet, unsere freie, nationale Entfaltung, erschaffe den gelehrten Kastengeist, das literarische Philisterthum, und hindere lebendigen Fortschritt. Kaum war diese Ansicht von wohlmeinenden Männern ausgesprochen, so erhob sich eine weitverbreitete uralt-privilegirte Gilde von Gelehrten, welche, im Bewußtsein, daß die Ueberlieferungen des Alterthums die Grundlage unseres ganzen Wissens ausmachen, von einer autochthonischen Re-

form nichts Geringeres als den unvermeidlichen Einbruch der Barbarei und Finsterniß befürchteten. Noch stehen diese Meinungen sich schroff gegnüber; noch scheint der Kampf nicht geschlichtet; und erst neuerlichst hat ein einsichtsvoller Schriftsteller (F. Salgo, Vergangenheit und Zukunft der Philologie in ihrem Verhältnisse zur Bildung des Deutschen Volkes, Leipzig, Klinkhardt, 1835) dadurch, daß er die philologischen und die von ihm sogenannten realen Studien getrennt neben einander erhalten wissen will, weniger eine Versöhnung beider, als eine ausweichende Antwort auf die von der Zeit vorgelegte, wichtige Frage versucht. Ihrer Lösung gelten die nachstehenden Zeilen.

Wer wollte, wer dürfte sich dieß Eine verhehlen, daß, so wie die ganze neue Bildung nur ein herrliches, mit jungen Blüten verwebtes Andenken an das Alterthum ist, auch jene ewigen Werke, nach dem Geiste, der sie belebt, und nach der Form, in der sie vollendet dastehen, durch alle Zeiten Monumente menschlichen Vermögens und Vorbilder des Strebens bleiben werden? Was auch die dumpfe Emsigkeit beschränkter Mönche und pedantischer Schulmänner in düstern Jahrhunderten für Staub über die ewigen Rollen gewälzt haben mag, — so weht uns doch eben aus ihnen ein Hauch von Leben und Frische an, der aus unserem mannigfach verkümmerten Dasein, also auch aus der Mehrzahl unserer Werke, leider! entwichen ist; und was auch der blütenvolle Osten, der klangreiche Westen, der üppige Süden, das poetische Mittelalter, die raffinirte neue Zeit für Formen ausgeboren, — in unantastbarer Reinheit und Vollendung steht noch im-

mer die antike, anerkannt von den Weisesten und Fühlendsten aus unserer Mitte, vor unsern entzückten Augen. „Noch" — ruft Johann Müller freudig aus — „schmeichelt der Natursinn Herodot's, und findet Platon's Götterwort zum Herzen den Weg; noch lehrt Polyb, Demosthenes Donner ist nicht verhallt, Markus Tullius proskribirt den Antonius noch, Brutus opfert sich noch der Freiheit Roms." Und wodurch sind alle, die wir als die Unsern mit Stolz aufführen, so groß geworden, als daß sie sich von der Milch der Alten nährten? Braucht es hier Beispiele? Muß man die großen Feldherren, Staatsmänner, Philosophen, Historiker, Aerzte, Dichter, Künstler nennen, die es bestätigen? Die letztern sind, wenigstens der Anerkennung nach, den Alten am treuesten verblieben; ihnen ist die Antike Ideal; sie bekennen noch, „daß man allen andern Künsten etwas vorgeben müsse, der griechischen allein ewig Schuldner bleibe", und wenn das, was sie hervorbringen, den gebildeten Sinn nicht immer befriedigt, so ist die Nacheiferung der Griechen nicht schuld daran; was aber die allgemeine Bildung, das Wissen betrifft, — wo ist beides von jeher praktischer, in's Leben eingreifender gewesen, als in England? und wo werden die Alten in dem Maße zur Bildungsgrundlage gemacht, als eben dort? Werfen wir einen Blick auf die Dichtkunst und schöne Literatur der neuesten Aera, die sich, wie eine fallende Rakete, in tausend Funken prasselnd zu zersplittern droht! Woher können wir ihr Schirm und Einigung erhoffen, wenn nicht aus ihrer ursprünglichen Heimat? Was thut uns dringender Noth, als die besonnene Würde und

stille Grazie der Griechen, die Kraft und Präzision der Römer, und die Gesundheit beider? Von den Radotagen und Phantastereien der Einen, von den humoristischen Harlekinaden der Andern, — was kann uns retten, als Rückkehr zur edlen Einfalt der Alten? von der modernen Schwäche und nebulistischen Träumerei, — was als ihre Kraft? Griechische Kunst und Wissenschaft hielt wie Antäus an der mütterlichen Erde fest, ward, wie er, unüberwindlich, und bleibt hierin ewig Muster; und wenn es wahr ist, was man zu sagen pflegt, daß, wer das Französische lernt, zugleich die Höflichkeit lerne, — ist es minder wahr, wenn man behauptet, daß, wer Latein lernt, zugleich Männlichkeit und Präzision in Begriff und Ausdruck sich aneigne? Und haben wir etwa der Präzision zu viel? oder der Männlichkeit? Es ist gewiß, daß es Unsinn gibt, der bloß, wenn man ihn deutsch sagt, einigermaßen fähig ist, das Ohr mit dem Anscheine von Sinn zu täuschen; der, in eine der alten Sprachen übersetzt, sogleich sein Nichts offenbaren würde. Werft sie nur weg die Muster und Gesetze einer weiseren Vorzeit, werft sie weg, überlaßt euch ganz den Inspirationen eurer somnambulistischen Träume, oder den Fulgurationen eures toll gewordenen Witzes; — rühmt eure freie, eigene Entwickelung — und werdet von einer reifern Nachwelt verlacht, bedauert, vergessen!

Und doch höre ich den denkenden Freund fruchtbarer Fortbildung klagen: „Die Philologie ist für den Unterricht zum Theil so verderblich geworden, wie die äußern Gebräuche für den Gottesdienst. Wie hier die wahre An-

dacht oft unter mechanischen Spielen untergeht, so dort das wahre Denken, die ächte Bildung unter — — mechanischen Formen. — — — Das Römische und die von ihm abgeleiteten Rechte werden insbesondere noch durch die lateinische Sprache unpopulär. — Die Sprache hat das Recht aus dem Gewissen an den Verstand der Kaste, und die Rechtspflege aus dem Leben in's Papier, in die Büreaukratie verwiesen (Menzel, die Deutsche Literatur I.)." Ich höre ihn klagen, und kann ihm nicht ganz, wie ich wünsche, widersprechen. Was den letzten Punkt betrifft, so mag er im Bezirk juridischer Studien seine Anwendung finden; im Ganzen aber bleibt es auch wieder gewiß, daß ein verflachendes Popularisiren nicht der rechte Weg zur allgemeinen Kultur ist; — daß ächte Wissenschaft und wahre Kunst immer etwas Esoterisches haben werden und sollen; daß z. B. in der Medizin das Latein selbst schon zu populär ist, und wir endlich ins Chinesische werden flüchten müssen, um nicht von Hypochondristen-Weisheit gequält zu werden. Im Allgemeinen aber hat denn doch jener Kläger Recht; wer fühlt es nicht? — Und wie kommt es nun, daß er Recht hat? daß so traurige Früchte dem Baume des Lebens entsprießen? Von der Art kommt es, mit welcher die Studien des Alterthums getrieben werden.

Wer von uns darf sagen, daß er sich mit Vergnügen jener heißen Stunden erinnere, in welchen er, ehe sein kindischer Verstand noch fähig war mit dem Maßstab des Lebens zu messen, die Bekanntschaft jener großen Alten zuerst machte? Wem fallen bei Kornelius Nepos und Sallust,

bei Horaz und Virgil, nicht statt ihrer Helden, Schönheiten und Gesinnungen, die übeln Noten ein, die er in der Schule bekam, die Ermahnungen des Präzeptors, der Staubgeruch des Schulzimmers? Es ist Einem, wenn man lebhaft daran denkt, oft zu Muthe, als hätten es die guten Lehrer, die in ihrer unschuldigen Gewohnheitsmethode gewiß nichts weniger im Sinne hatten, eigens darauf angelegt, uns die Erinnerung an die lieben Alten auf Zeitlebens zu verderben.

Wie lange schon bringen wir mit der mechanischen Erlernung ihrer Sprachen zu! welchen Schweiß kostet sie uns! und haben wir sie nun endlich, ohne Liebe, erobert, — so lernen wir Chrieen aus dem Cicero, Figuren und alkäische Verse aus dem Horaz gefühllos nachdrechseln, und halten am Ende die Römer für eben solche Pedanten als unsere guten Präzeptoren, — da es doch eben das Alterthum ist, welches mehr als alles Andere geeignet wäre, uns gegen Wortthum und Pedantismus für ewig zu schützen. Da nun eben mit den Sprachen ein Theil des antiken Geistes in uns übergeht, und sie das Mittel weiteren Verständnisses sind, so ist allerdings ihr Studium unerläßlich; um so mehr, als gerade die Sprachen am wenigsten Gegenstand der Selbstbelehrung sein können; sie sind das Mittel, uns später lebendigen Genuß zu verschaffen; so lernt der Knabe lesen und schreiben, — aber nicht den Goethe lesen und nicht Liebesbriefe schreiben. Um nun jene Idiome sich anzueignen, dazu bedarf es nicht so vieler Jahre, als man gemeiniglich daran wendet; es bedarf noch kürzerer Zeit, wenn man das Studium in rei-

fern Jahren erst anfängt. Man gewänne hierbei auch noch so manche Zeit für die Elemente anderer, sogenannter realer Studien; die Bildung würde vielseitiger und doch dem Jünglinge weniger beschwerlich. Sind aber die Sprachen als Medium bereits Besitz des Lernenden geworden, so wäre es wohl am gerathensten, ihm die Lesung der Schriftsteller, wie man es bei den einheimischen macht, selbst zu überlassen; um so mehr, als ohnehin die antiken Autoren, wenn sie verstanden werden sollen, weit mehr Reife fordern, als der frühern Jugend eigen ist; und wenn sie aufgedrungen werden, spurlos vorübergehen, oder das Gegentheil dessen wirken, was man wohlmeinend beabsichtigte. Denn, wenn je etwas, so will das Antike erlebt, nicht buchstabirt werden. Man kann auch das Selbstlesen jedem Strebenden unbesorgt anheimstellen, da er ohnehin, er weihe sich welchem Fach er wolle, bald einsehen wird, daß er ohne Kenntniß der Alten darin nicht weiter kommt. Er wird sich also bei ihnen umsehen, — und wer sich einmal da umgesehen hat, der wendet den Blick sobald nicht wieder ab! Er fühlt dann, w a s von ihnen zu lernen ist, und wirft erzürnt die gelehrten Kommentare weg, die das Lebendigste mit dem Moder des Schulwitzes zu überziehen, und so zu tödten emsig bemüht sind. Welche Fülle von Leben mußte es enthalten, daß ein solches, durch Jahrhunderte fortgesetztes Bestreben ihm nichts anhaben konnte!

Dieses Leben, nicht die Formen, in denen es sich damals mit Nothwendigkeit geäußert, muß sich wieder enthüllen, daß das unsere sich läutere, sich vereinfache; wir müssen auf unsere Weise — wie der oben angeführte

Schriftsteller sagt — eine so harmonische Bildung zu gewinnen suchen, als die Griechen auf ihre Weise gewonnen. „Eine Wechselwirkung, ein gegenseitiger Unterricht der Völker" — fährt er fort — „ist der Zweck ihres Verkehrs, das Resultat aller historischen Erinnerungen. Wenn jedem etwas ganz Eigenthümliches inwohnt, das kein anderes nachahmen kann, so bildet doch auch jedes etwas Reinmenschliches aus, das jedes andere sich aneignen kann. Unter allen Völkern des Alterthums aber haben die Griechen den unbestrittenen Ruhm der humansten Bildung. Abgesehen von ihren nationellen Besonderheiten war ihre Verstandes- und Kunstbildung eine so allgemeine, daß alle Völker bei ihnen in die Schule gehen können. — — — Sie war rein menschlich; darum ist es keine Nachahmung, sich nach ihnen zu richten, sondern nur ein natürliches Bestreben des menschlichen Geistes, sobald er sich sein bewußt wird, und einige Sicherheit in dem, was er will, erlangt hat. Wir ahmen nicht die Griechen nach; die Griechen lehren uns nur, wie wir unsern eigenen Verstand ausbilden, und wie wir auch in unser Leben die Grazien einführen sollen." Kann man sich hierüber deutlicher und anmuthiger ausdrücken? Ich wünschte durch diese fremde, wohlbeliebte Stimme der meinigen den Nachdruck zu verleihen, der einer so guten Sache förderlich sein möchte.

Sollten wir je zu einer solchen Kultur gelangen, so würde nicht nur das allgemeine Leben, das Wissen, die Kunst daraus den höchsten Gewinn ziehen; die Kritik würde insbesondere daran Theil nehmen; manche Verwirrung, mancher Parteikampf würde geschlichtet werden; der

Zwist zwischen Klassisch und Romantisch würde der Anerkennung höherer Gesetze weichen, Kraft und Leben wieder einmal das lange befleckste Papier beseelen, die Idee der Kunst, als die höchste, reiner hervortreten; die schöne Symbolik der Alten, trotz des Mißbrauchs eines pedantischen Säkulums, wieder Liebe finden, und herrliches Eigenthum, zweite Natur des Dichters werden; und dieser würde nicht mehr elegisch hinüberrufen:

Schöne Welt! wo bist du? kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Fabelland der Lieder
Lebt noch deine gold'ne Spur;
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick;
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb nur das Gerippe noch zurück!

Scott und Bulwer.

Wie der Spiegel, so das Bild darin.
Alte Wahrheit.

In einem kleinen, aber gewählten Cirkel, wo das Besprechen des Gelesenen noch nicht für Pedanterei, und das Vortreffliche, wenn es ein Jahrzehend überlebt hatte, noch nicht für veraltet angesehen ward, verhandelte man über die Frage: in welcher Dichtungsform das Leben unserer Zeit, nach seinen innern wie geselligen Verhältnissen, am fruchtbarsten und zugleich so dargestellt werden könnte, daß man sich bei den ernstesten Zwecken doch den willigsten Antheil versprechen dürfte. Man zweifelte keinen Augenblick, daß der Roman diese Form sei. Was der Lyriker anbiete, hieß es, würde nur selten mit so ernsthaften Absichten zur Hand genommen, selten um mehr als einer flüchtigen Anregung willen gelesen; die Bühne betrachte man als Produktionsschauplatz der Schauspieler und Schauspielerinnen, als eben so flüchtige Abendunterhaltung, und sei nicht mehr gewohnt, sie gegen das Leben zu halten. Mit welchem Antheile aber noch fortwährend Novellen und Romane auf Toiletten und in Schreibtischen verwahrt würden, davon überzeuge man sich täglich, und die Buchhändler würden es gerne bestätigen. Dem Dichter aber seiner-

seits sei auch damit gedient. In welches Format wäre die breite, flache Verworrenheit unserer Lebenszustände, die nur dann und wann von einem großen Charakterzug, von einem bedeutenden Ereignisse romantisch unterbrochen wird, bequemer zu bringen, als in diese? Wo träten Gesinnungen und ihre fortwirkenden Folgen deutlicher hervor? wo verweile man länger dabei, als hier? — Als man nun das Gute, was in dieser Gattung vorhanden ist, einer unterhaltenden Rekapitulation unterwarf, kam man auch darüber bald überein, daß, ohne die Verdienste aller europäischen Nationen, besonders unserer eigenen, zu verkennen, man denn doch in diesem Bezirke den Engländern die Palme zuzugestehen nicht umhin könne. Diese praktische Nation, auf ihrem alldurchkreuzten, allversammelnden Eilande von Kindheit auf ihre Söhne an die Betrachtung einer ungeheuer bewegten äußerlichen Welt gewöhnend, wo Einsicht in die Triebfedern der Menschen, mit denen zu verkehren unsere Lebensaufgabe macht, sich früh als Bedürfniß aufdringt, — hat von altersher die fruchtbarsten Romangenies aus seinem Schooße genährt und gebildet, an deren Meisterwerken sich nun ein jüngeres Dichtergeschlecht, dem Genius einer vorgeschrittenen Zeit gemäß, vervollkommt, und im Romane, der das soziale Leben behandelt, so ziemlich das Höchste erreicht haben wird, was unter den gegebenen Verhältnissen zu erreichen möglich war. Der Erfolg bewies die Trefflichkeit der Versuche. Man kann nicht sagen, daß irgend ein Romandichter so in die Masse seiner Nation gewirkt habe, als Walter Scott.

Waren bisher die Ansichten unseres kleinen Kreises

übereinstimmend, so erregte dieser Name ebenso viel Theilnahme, als er Widerspruch hervorrief. Heinrich, ein junger Dichter, von tiefem Gefühle und schwächlicher Gesundheit, früh verwaist, und, ehe noch sein Inneres zur männlichen Reife gediehen war, in die rauhen Stürme des Lebens geworfen, erklärte sich entschieden gegen den berühmten Baronet. „Ich kann," sagte er, „einen Schriftsteller nicht wirksam finden, der, mit einer Art von Scheu dem ausweichend, was eigentlich den Menschen zum Menschen macht, was allein den tiefer Denkenden und Fühlenden interessirt, uns überall nur bei den Röcken und Stiefeln, bei den Formen und Aeußerlichkeiten aufhält; der, statt das Flittergewebe, das Zeit und Konvenienz um unsern innern Menschen spinnen, kräftig zu zerreißen, es durch den Reiz und das Detail, womit er es behandelt, nur noch mehr verstrickt und befestigt; — der uns nie die Meinung seines Herzens sagt, sondern, indem er uns den unaufgelösten Knäuel der Begebenheiten hinwirft, uns dem traurigen und unfruchtbaren Zustande des Zweifels überläßt."

„Seht dagegen," fiel ihm sein jüngerer Freund und gewissermaßen Schüler in's Wort, „sehet den warmen, geistreichen tieffühlenden Bulwer! Ohne sich bei kleinlichen Armseligkeiten aufzuhalten, führt er uns unmittelbar in's volle, strömende Leben hinein. Und welches Leben! Vom niedrigsten Bösewicht bis zum zartesten Gemüthe, das wie hüllenlos aus der Hand der ewigen Güte geflossen scheint, bewegt sich eine Welt vor unserem Innern. Leidenschaften toben gegeneinander, und mitten durch das brausende Gewühl ihrer Stürme schlägt der leise, himmlich klare Ton

der Menschlichkeit an unser Ohr. Nicht für imaginäre Puppen, für Gebilde des poetischen Traumlebens, wird unsere Theilnahme entwürdigend in Anspruch genommen, — die Leiden und Freuden, das Glück und der Jammer der wirklichen uns umlebenden, uns mit in sich verflechtenden Welt, regen unser tiefstes Mitgefühl, unser ernsthaftestes Nachdenken auf. Die wichtigsten Probleme des sittlichen wie des bürgerlichen Lebens werden in ergreifenden, symbolischen Darstellungen gelöst, die wahren Lebensfragen der Sozietät, wenn nicht beantwortet, doch wenigstens scharf und entschieden ausgesprochen; von dem Inneren unserer, den Wenigsten bewußten, von den Schmetterlingen des Leichtsinnes umgaukelten, von den Blumen vergänglichen Genusses überdeckten Zustände, wird die täuschende Hülle gerissen, und ein schauerlicher, nie geahnter Abgrund thut sich vor uns auf. Wir sehen uns selbst und die Welt, die uns umschwirrt, in einem schwarzen, aber truglos-scharfen Spiegel, aus dessen magischem Hintergrunde ein sanfter Genius auf milde, zauberische, aber wirkliche Fernen deutet. Fernen? nein! auf den stillen, unzerstörbaren Himmel deutet er, der tief in unserem eigenen Busen sich ausbreitet. Nie zweifeln wir über des Erzählenden Gesinnung, nie über seine Absicht; mit unverkennbar richtendem Finger deutet er auf den Guten und Bösen hin, und bezeichnet Jeglichen als den, der er ist; er will nicht kalte Einsicht, er will Liebe und gerechten Unwillen in unsern Herzen erwecken; und selbst, wo er bloß beschreibt, todte Gegenstände beschreibt, ist es ihm nicht darum zu thun, sie eben hinzustellen, wie sie sind — sondern auch da trägt er die ganze

Innigkeit seines Gefühles auf sie über, daß uns Baum, Fels und Strom, wie man von Raphael's Gemälden sagte, wie in Seele getaucht erscheinen. So wird er uns zum Freund, Lehrer, Vater, und wir müssen ihn einen Denker, einen Geschichtschreiber, einen Weisen, einen Seher nennen. Was ist Walter Scott dagegen?

„Ein Dichter", antwortete Helene, die heitere, junge Hausfrau, welche unsern Cirkel um sich versammelt hatte. Sie war vom Himmel mit einem fröhlichen, gesunden, offenen Naturell beschenkt worden, das ihr jedes bessere Herz gewann, und mit der beglückenden Gabe, die Welt rein und klar aufzufassen, ohne etwas von selbstsüchtigen Forderungen oder unzufriedener Weisheit in sie hineinzutragen. „Ein Dichter," antwortete sie, „wie ich dieses Wort von Homer, Ariost, Shakespeare, und Goethe verstehen gelernt habe. Ob nun das mehr oder weniger ist, als das, was Heinrich's Freund einen Philosophen genannt hat, bin ich nicht gelehrt genug, zu entscheiden; aber paradox genug bin ich, zu behaupten, daß mir der Dichter viel mehr zu lernen und zu denken gibt, als der Philosoph; und ich will euch's an Scott erklären, wie ich's meine."

„Das hat schon Aristoteles gesagt," fiel hier ihr hastig ein sonst einsylbiger, kopfhängender Jüngling in's Wort, der Noten zu den Noten eines Andern über einen Klassiker herausgegeben hatte; „das hat, wenn ich Sie recht verstehe, schon Aristoteles gemeint, wenn er sagt: die Dichtkunst ist philosophischer und bildender als die Geschichte." — „Kann sein," fuhr Helene fort, „daß er's auch

so gemeint hat; wenigstens konnte ich oft genug merken, daß die Griechen, die ich mir sonst als Pedanten vorstellte, gar verständige und praktische Einfälle hatten. So viel aber weiß ich, daß, während mir der Philosoph in einer Erfindung, bei der ich nur zu sehr das Absichtliche fühle, seine Weisheit, seine Ansicht, seine Zwecke, stückweise auftischt, so daß mir keine Wahl und keine Prüfung übrig bleibt, — daß, während er mir seine Fabel sammt Moral vollständig zu verdauen gibt, und mir nicht ein Jota zu denken übrig läßt, — der Dichter meinem Herzen mehr Umfang, und meinem Verstande mehr Thätigkeit zutraut. Scheinbar ohne Zweck, scheinbar ohne Mitgefühl, wie der Berg und der Strom, die er malt, zeigt er mir die breite, die unendliche Welt, zwar aus einer angenehmen Ferne, aber doch, wie sie ist, deutlich und üppig auseinander gelegt. Eine wohlthuende Klarheit, wie sie nur der von Liebe durchdrungene Verstand gewährt, ergießt sich über alle Gegenstände, ohne einen auf Kosten des andern zu beleuchten; und die Welt erscheint mir in durchsichtiger Wahrheit und harmonischem Lichte. Mich entzückt die heitere Höhe, auf die er mich stellt, mich erregen die bunten Bilder, die er mir vorüber gleiten läßt, mich stimmt die bedeutende Folge, in der er sie nacheinander entfaltet, zu forschendem Sinnen; aber immer sind es meine Augen, die schauen, meine Seele, die wählt und empfindet, mein Geist, der durch eigene Wirksamkeit sich bildet. Der Dichter zeigt mir den Bösewicht nicht, aber er lehrt mich ihn erkennen; er deutet nicht mit dem Finger auf den Guten, aber er lehrt mich ihn aus Handlungen begreifen; er verkündet mir nicht die

Folgen menschlicher Thaten, aber er läßt mich sie schauen; er nennt mir keine Absicht, hat auch wohl keine einzelne, einseitige, aber tausend Ideen liegen wie Funken in den Steinen, die er aus dem Schacht des Lebens gräbt; ich brauche sie nur herauszuschlagen. Was ich vom Philosophen lerne, habe ich gelernt, was ich vom Dichter lerne, habe ich erlebt. Denn was ist Poesie als Leben, durch den ordnenden Geist noch einmal belebt? Still ruht in ihrer ewig bewegten, durchsichtigen Tiefe das Gewühl dunkler Ereignisse und Verwirrungen, von den Fluten der Dichtung fortverschlungen und gereinigt, wie nach Scott's herrlicher Schilderung im „Robin" über den Leichnam des unglücklichen Morris die Wellen des Sees zusammenschlagen, und auf ihrer Oberfläche in tiefer Bläue den Frieden des Himmels wiederstrahlen."

„Sie werden poetischer, als ich es Ihnen zugetraut hätte," sagte Heinrich's Freund; „aber ehe aus allen schönen Reden etwas Bestimmtes hervorgeht, müßte entschieden werden, ob sie nicht in die Luft gesprochen waren; ich meine, ob auch wirklich Bulwer dem allgemeinen Bilde, welches ich von ihm, und Scott dem, welches Helene von ihm entwarf, gleichen?"

„Eine solche, an den einzelnen Werken dargestellte Vergleichung," erinnerte Heinrich, „würde zu weit führen. Genug, wir verstehen einander, und ich muß Helenen einigermaßen Recht geben. Vergleichen wir die Schilderung Euphemien's und Johannen's im Herz von Midlothian und die der Brüder Devereux in Bulwer's Romane mit einander, so haben wir ein Beispiel für viele. Aber doch sagte

ich nur: einigermaßen; — denn ich bemerke, daß es sich hier nicht um einen Vorzug, sondern um eine Denkart handelt.“

„Wir haben im Grunde nicht Scott und Bulwer geschildert, sondern die große, allgemeine Differenz, welche nicht nur alle Dichter und Schriftsteller in der Welt, sondern, laßt mich behaupten, alle Menschen in zwei Klassen scheidet, und, wie ein unübersteigbarer Abgrund, vielleicht für ewig — auseinander hält.“

„Ich verstehe Dich“, sagte sein Freund; „der eine Theil ruht mit dem Herzen in der Welt, der andere mit dem Auge auf ihrer Fläche. Jenen ist es nun einmal nicht möglich, das Elend und die Verwirrungen ihrer Brüder wie eine Tragikomödie ruhig anzuschauen; sie müssen herbeispringen, retten, helfen, rathen, und wenn alles das vergebens oder unausführbar wäre, wenigstens sich zu ihnen hinsetzen, um mit ihnen zu weinen. Ich weiß nicht, ob ich die Andern beneiden soll, denen es so gut oder kalt geworden ist, daß sie Muth und gute Laune genug haben, das Schicksal der Menschheit zu einem künstlerischen Bilde zu verarbeiten, sich davor ruhig hinzustellen, es mit nachdenklichem Kennerauge zu beschauen, und endlich mit gelassener Ueberzeugung zu sagen: Es ist gut! — Dreht sich's doch immer um diese zwei Achsen! Ein und dasselbe Verhältniß: Euripides, Sophokles; Schiller, Goethe; Bulwer, Scott.

Der Aelteste der Gesellschaft, ein würdiger Naturforscher, der eben aus England zurückgekehrt war, und bisher, wie es schien, am Gespräch wenig Antheil genommen hatte, schüttelte jetzt den Kopf. „Daß doch ihr gelehrten

deutschen Kritiker," rief er, „überall Klassen, Trennungen, unübersteigliche Abgründe sehen müßt! Ich finde statt jener ungeheuren Differenz, von der ihr hier Wunder erzählt, wenn ihr gleich ein dunkler Begriff zu Grunde liegt, nichts als den natürlichen Unterschied zwischen werdender und gewordener Bildung. Mit den Dichtern ist es, wie mich dünkt, so: Jeder stellt in seinen Romanen die liebe Welt so dar, wie er sie eben sieht, oder wie er sie gerne haben möchte; denn die Gebilde seiner Poesie sollen ihm zum Genusse werden. Wer nun die Welt recht überdacht hat, das heißt: wer sich am vollkommensten ausgebildet hat, der kann die Welt nicht anders sehen, und nicht anders haben wollen, als sie ist; und so wird er sie dann auch darstellen. Dieser ist der wahre Dichter, der wahre Weise, der wahre Mensch. Er scheint unfühlend, weil er allfühlend ist; und diejenigen, die sich als Fühlende ihm gewissermaßen feindlich gegenüberstellen, stehen vielmehr unter ihm, und sollten ihn erst begreifen lernen, ehe sie ihn verdammen."

„Damit wir aber", schloß Helene, „der Forderung Heinrich's genügen, der, wie es scheint, von jeder Darstellung ein ausgesprochenes Endurtheil verlangt, so will auch ich von unserer Unterhaltung sagen: Der zuletzt vor mir das Wort führte, der hat Recht."

II.

Goethe.

Kennt ihr den reichen Lebensbaum?
Er wurzelt tief in seiner Zeit,
Und nährt sich von Vergangenheit,
Indeß in seines Schattens Raum
Der Zukunft heil'ge Frucht gedeiht.

Goethe's naturwissenschaftliche Ansichten*).

Die Jugend eines Menschen, wie eines Volkes hält sich an der Betrachtung des Menschen; die Betrachtung der Natur ist ein Geschäft reiferer Jahre.

J. G. Carus.

Von Allem, was Goethe gedacht, gestrebt und geleistet, haben bisher seine Bemühungen für Naturwissenschaft am wenigsten Eingang, ja vielmehr meistens Tadel und Widerspruch gefunden. Und doch getraue ich mir zu behaupten, daß gerade sie es sind, was, nebst den vollendeten seiner poetischen Gebilde, die Prüfung der Zeiten am glorreichsten bestehen wird; daß sie es sind, worin sich Goethe's Werth und Eigenheit am reinsten und vollkommensten ausspricht, wofür er eigentlich geboren zu sein schien; so daß uns, wenn wir in diese Betrachtungen aufmerksam eingehen, selbst seine dichterischen Hervorbringungen wie Werke erscheinen, die aus Naturforschung hervorgegangen sind. Ja man wird selbst das, was man ihm, sowohl in der Poesie, als besonders in der Kunsttheorie zur Last legt, in dieser Richtung begründet, wenn nicht entschuldigt finden. Auf der andern Seite wird man

*) Die Zitate beziehen sich auf die Duodez-Ausgabe.

an diesem Beispiele bestätigt finden, was von den bessern Geistern unserer Zeit längst nicht mehr verkannt wird, daß ächte, treue Naturforschung, wenn sie fördern und befreien soll, eine poetische Anschauungsweise nicht nur nicht ausschließt, sondern ganz eigentlich fordert. Wie Goethe ohne Naturforschung nicht so vollkommen Dichter, so wäre er ohne Poesie nicht so vollkommen Naturforscher geworden. Ein Anderes ist's: in der Wissenschaft dichten, — und auf der Höhe stehen, wo Kunst und Wissen Eins werden. — Dieses Alles nun wünschte der folgende Aufsatz zu bestätigen; vorzüglich aber soll das Ganze, die leitende und belebende Idee von Goethe's Naturstudien, die man bisher zu wenig auffaßte, hervorgehoben werden; denn so wird meine Arbeit weniger atomistisch, durch Kleinlichkeiten verwirrend, — vielmehr ganz, einig, bedeutend und belebend werden, — und so vielleicht ihren Zweck erreichen: die Theilnahme des Gebildeten überhaupt zu erregen, und Angelegenheiten, die unser höchstes Interesse so nahe berühren, vor das Forum unbefangen prüfender Vernunft zu bringen.

Um aber für das, was ich hierüber zu sagen gedenke, im Leser zum Voraus die gehörige Stimmung zu bereiten, sind vor Allem zwei Punkte festzusetzen. Erstens muß bedacht werden, daß in keinem Bereich menschlichen Wissens der abgeschlossene Geist der Gebilde so durchaus waltet, als in den unpopulären Bezirken der Naturforschung; vorzugsweise in jenen, deren Thron die Mathematik usurpirt hat. Wer würde sich hier so leicht entschließen, die mühsam aufgespeicherten Schätze der Gelehrsamkeit, die geheiligten

Theorien anerkannter Erfinder, die süße Vaterlust an selbst-erzeugten Hypothesen, den Nimbus in sich vollendeter Systematik, — der leichtern, freien, heitern Ansicht eines unbefangenen Beobachters, und gar eines Dichters — aufopfernd hinzugeben? Da mag eher die Wahrheit noch lange kommenden Geschlechtern ein Räthsel bleiben, ehe wir das Siegel von unserem Diplome wankend machen lassen! — Es sei genug, diese Stelle berührt zu haben, und uns Aerzten, im Gegensatze zu den Mathematikern, den schönen Ruhm zu vindiciren, daß wir, mit dem Wohle der Menschen beschäftigt, die Ersten sind, die mit aufmerksamen Danke die Wahrnehmungen eines reinen und scharfen Beobachters aufzunehmen und zu nützen uns nicht schämen. Loder war es, der zuerst in seinem anatomischen Handbuche (1788) des Zwischenknochens gedachte, Sömmering that 1791 das Gleiche, Oken wie Steffens haben sich theilweise mit sichtlicher Liebe aus Goethe's Minen bereichert; Carus (Gynäkologie, Urwirbel u. s. w.) hat aus ihnen Manches zu Tage gefördert, und namentlich das Schema der Filiation im Knochensysteme bis zum Erstaunlichen ausgebildet; Schmidt, Dr. J. H. (zwölf Bücher über Morphologie u. s. w., Berlin; Enslin, 1831) solche Ideen zur komparativen Pathologie zu verwenden gesucht; Dr Engelmann (de Antholysi prodromus etc. Francof. ad M. Broenner 1832) sie im botanischen Fache weiter ausgebildet; Purkinje übereinstimmende Erfahrungen über das Sehen (1819) veröffentlicht; anderer einzelner Erwähnungen, oder eigentlicher Schüler, als Ernst Meyer's u. s. f. nicht zu gedenken. Den Aerzten zum Ge-

gensatze hat Pfaff (über Newton's u. s. w. Leipzig 1813) die verrosteten Waffen der alten Lichttheorie gegen Goethe zugeschärft, und wir wissen Niemand zu nennen, der ihm hierin widersprochen hätte, als etwa im Stillen Maler, Färber und andere praktische Menschen. Die Professoren in ihren Lehrbüchern gingen den sanctionirten Weg, und blickten höchstens vornehm seitwärts auf den armen Dichter, der sich in ihren aufgestellten Netzen gefangen hatte. Jenen wackern ärztlichen Kollegen nun mich anzureihen, ist mir Ehre und Zweck bei diesen Zeilen; daß sie übrigens nicht für die Gilde, sondern für alle Gebildeten, Freien geschrieben sind, die in diesen Dingen Licht haben wollen, und gesunde Augen mitbringen, brauche ich, nach dem Gesagten, kaum hinzuzufügen.

Ich komme nun zu dem zweiten festzustellenden Punkte. Wer nämlich wähnt, daß Goethe's Bestrebungen in unserem Fache von der Lust herrührten, universal zu scheinen und überall glänzen zu wollen, der irrt gröblich und verdunkelt sich zum Voraus die ganze Untersuchung. Zu zeigen, auf welchem Wege der Dichter in dieses Gebiet mit Nothwendigkeit geführt ward, sei vorerst hier unsere Aufgabe. Wir können sie nur lösen, indem wir uns auf die Geschichte seines Lebens und Denkens einlassen, und, was sich ihm von naturwissenschaftlichen Ideen ergab, genetisch entwickeln. Denn bei diesem Manne war Alles ganz und folgerecht, und wir müssen es auch zu sein versuchen, sobald wir ihn begreifen wollen. Daß ein glücklich organisirtes, zeitlich aufgeschlossenes, heiteres Gemüth, das in der Breite der Welt poetische Nahrung sucht, ein hel-

ler, rüstiger Verstand, der sich zu orientiren wünscht, frühzeitig auf das schöne, klare Wort des Lebens hingewiesen werden, das die Natur in ihren Werken rings um uns lebendig ausspricht, wird uns nicht befremden. Der erste Keim also zu spätern Entfaltungen ist in Goethe's Naturell zu suchen, und in so manchen Aeußerungen aus seinem ersten geistigen Erwachen (aus meinem Leb. 1 u. 2) zu finden. Umstände, als: der Umgang mit Medizinern, der sogar zum Besuch anatomischer und chemischer Kollegien veranlaßte (aus meinem L. 2. Theil, S. 233), Ausflüge in bedeutende Gebirgsgegenden, wo Steinkohlengruben, Eisen- und Alaunwerke die Betrachtung auf sich zogen (ebendas. S. 323), die frühe Bekanntschaft mit Spinoza (ebendas. III., S. 290), die persönliche mit einem würdigen klinischen Lehrer (ebendas. S. 9), mit dem unvergleichlichen Zimmermann (ebendas. S. 337) haben das Ihre zur Pflege jener Keime beigetragen, wie denn ein Blick auf die Medizin, „die den ganzen Menschen beschäftigt, weil sie sich mit dem ganzen Menschen beschäftigt" (25. Bd., 232), die Lekture der Aphorismen Boerhave's (ebendas. S. 204) in einem so hellen Geiste auch hierin fruchtbare Gedanken reifen mußte, wie die über die Kontagien (Bd. 45) oder über das Schicksal neuer Heilmethoden (ebend. S. 366, Vaccination) u. dgl. a. m. O. — so wie Herder's große, auf das Letzte, Höchste hindeutende, unendliche Bahnen vorzeichnende, in den „Ideen" und in „Gott" ausgesprochene Ansichten, gleichsam im Voraus etwas von den Früchten zu kosten gaben, welche jenen Keimen einst entwachsen würden. Allein alle diese Bedingungen, wenn

gleich nicht in demselben Maße, traten bei so manchem Andern auch zusammen. Wir haben also den Grund besonderer Naturstudien noch anderswo zu suchen, und finden ihn in den Studien zur Kunst. Dieß ist die Pforte, durch welche Goethe in den Isistempel trat. Auch in diesem Sinne waren die „Propyläen" Vorhallen. Die italienische Reise war es, welche die frische, poetische Lust an Kunstwerken, durch Anschauung und Nachdenken zum Begriffe reifte, und von diesem Begriffe war der Uebergang zum Naturstudium nothwendig. Von da ist also eigentlich die Aera des letztern zu datiren. Das künstlerische Kolorit war es, was zuerst die Betrachtung auf sich zog, und zu einer sichern Begründung gebracht werden sollte. Woher aber war eine solche zu erwarten, wenn nicht von einer naturgemäßen, praktischen Theorie der Farbe? Das Bedürfniß war von Malern nie verhehlt, Newton's optische Theoreme waren zu nichts zu brauchen, — ein muthwilliges Paradoxon, ein Versuch einer Künstlerin, ohne Blau zu malen, führten auf die genauere Betrachtung der atmosphärischen Farben, welche die erste Aussicht in eine heitere Physik gewährte.

Ich führe diese historischen Anfänge ausführlicher an, weil bei der Prüfung wissenschaftlicher Leistungen, zumal dessen, was einer Hypothese gleich sieht, gar viel darauf ankommt, wie der Urheber dazu gelangt sei; hier aber zeigt es sich, daß der Weg sachgemäß, nothwendig und unbefangen war. Denn bald nach der Rückkehr aus Italien ward Newton's sogenannter Fundamental-Versuch, der, einseitig und absichtlich, wie er ist, für eine allseitige Theorie gel-

ten soll, geprüft, und es ergab sich, daß die daraus gefolgerte Hypothese unhaltbar sei (1799). Die um Rath gefragten Physiker schüttelten die Köpfe, wiederholten das alte Evangelium, Lichtenberg versagte grämlich seine Theilnahme, und das erste Stück optischer Beiträge (1791) ward mit schlechtem Dank und hohlen Redensarten der Schule bei Seite geschoben (Bd. 31, S. 17). So geschah es, daß ein Bestreben, welches die Freunde des Dichters barock fanden, weil sie dessen Wurzel nicht berücksichtigten, und welches die vom Fache zu ignoriren suchten, weil sie ihr verwöhntes Auge von dem foramen exiguum auf den unendlichen Aether wenden sollten, — in sich zurückgedrängt ward; und daß der mildeste, billigste, der Satyre abgeneigteste aller Deutschen zu Ausdrücken sich getrieben sah, wie die folgenden: „Da ich damals in dem Wahn stand, denen, die sich mit Naturwissenschaften abgaben, sei es um die Phänomene zu thun" u. s. w. (Bd. 54, S. 305). — Dieser bittern Erfahrungen ungeachtet, ward im Stillen fortgearbeitet, und unter der liebevollen Mithilfe Meyer's und Schiller's, bei der edlen Theilnahme einer hochgebildeten Fürstin, das Gebäude nach und nach zu jener Festigkeit und Schönheit gebracht, in der es nun mit der Aufschrift F a r b e n l e h r e vor uns steht. Die Methode, wie in dem polemischen Theile der alte Schutt aufgeräumt, und im Didaktischen der Grund bezeichnet, und die Steine geprüft, behauen und geschichtet werden, würde allein schon, ein ewiges Muster wissenschaftlichen Verfahrens, den Dank der Unsterblichkeit verdienen. In dieser Gestalt nun wirkte die reine Theorie mehr; hatte aber noch des Kampfes genug

zu bestehen. Theils suchte man durch mißwollendes Verschweigen Goethe's frühere Bemühungen auszulöschen, was um so thunlicher schien, als er selbst deßhalb seit Jahren nichts direkt zur Sprache brachte; theils machte man von seinen Ansichten, die er seit eben so langer Zeit im Leben und Gespräch gern mittheilte, in größern und kleinern Schriften eine Art von Halbgebrauch, ohne sein dabei zu gedenken (Bd. 54, S. 318). Indeß machte Runge übereinstimmende Erfahrungen und Ansichten bekannt, Dr. Schopenhauer trat den Hauptpunkten bei, Steffens ging in freiere Ansichten von der Farbe ein, Künstler, Techniker und unbefangene Menschen fühlten das Unfruchtbare der alten, das Lebendige der neuen Doktrin, — und vielleicht ist Pfaff der letzte in Deutschland, der sich der reinen Lehre, die uns das Blau des Himmels ertheilt, widersetzt hat! — Dieß in wenigen Zügen die Geschichte der Goethe'schen Farbenlehre. Nun wird der Laie fragen, was denn das für eine absonderliche Theorie sei, die so schwer in die theoretischesten Köpfe hineinwolle. Diese Frage complett zu beantworten, müßte man Goethe's Werk abschreiben; liefert doch dieses selbst nur gedrängteste Stoffe, auszufüllende Umrisse! Dabei würde die zu verfolgende Konsequenz in's Gränzenlose führen. Der Kern ist in Folgendem enthalten:

Die ganze Farbenlehre beruht auf dem reinen Begriff vom Trüben, indem wir durch ihn zur Anschauung des Urphänomens gelangen, und durch eine vorsichtige Entwickelung desselben uns über die ganze sichtbare Welt aufgeklärt finden (Bd. 32). Denn die Farbe ist nichts anderes als der Bezug der Natur auf den Sinn des Auges (Bd. 52),

wenn wir nämlich bloß das einen reinen Bezug nennen, wobei das Organ in seiner Integrität verbleibt. Dieser Bezug aber wird nur durch das Trübe zur Erscheinung gebracht. Das höchst energische Licht, wie das der Sonne, ist blendend und farblos; das völlig Finstere ist unsichtbar; beides also hebt jenen Bezug auf, indem es das Organ gleichsam vernichtet; jenes durch übermäßige Entbindung, dieses durch übermäßige Beschränkung des innern Lichtes — ein Verhältniß, welches bereits der göttliche Platon ausgesprochen. Der leer gedachte Raum ist durchsichtig; der Raum, mit einem Mittel erfüllt, das unser Auge nicht gewahr wird, ist durchscheinend, uud gibt den Begriff des Trüben. Die vollendete Trübe ist das Weiße, die gleichgiltigste, hellste, erste undurchsichtige Raumerfüllung. Das Licht, durch ein auch nur wenig trübes Mittel gesehen, erscheint uns gelb. Nimmt die Trübe des Mittels zu, so erscheint das Licht nach und nach gelbroth, und steigert sich bis zum Rubinrothen. Die Finsterniß, durch ein trübes, von einem darauf fallenden Lichte erleuchtetes Mittel gesehen, erscheint uns blau; heller, wenn das Mittel trüber, dunkler, wenn dieses durchsichtiger wird; beim mindesten Grad der Trübe als das schönste Violett. Darum sehen wir den Himmel blau, denn es ist der unendliche, finstere Raum, durch atmosphärische, vom Taglicht beleuchtete Dünste gesehen; darum erscheint die Sonne, das blendende Licht, durch Dünste gelb, Morgens und Abends durch Gewölke als Morgen- und Abendröthe. Ein schönes Sinnbild dieser Lehre ist die reine Flamme. Auf dem dunkeln Grunde eines Tempels sehen wir ihren untern Theil blau, als

Dunst den mittlern gelb, den höchsten roth als selbstleuchtenden Körper. Die Farbe also ist ein verdunkeltes Licht oder ein beleuchtetes Dunkel. *Σκιερον* sagten die hellsehenden Griechen; lumen opacatum bei Ath. Kircher. Diese Grunderfahrung durch trübe Mittel nennen wir ein Urphänomen. Solche Erscheinungen sind Symbole aller übrigen, und über sie hinaus gibt es nichts mehr. Mit Worten ist ihnen nicht beizukommen, in ihrem Gewahrwerden besteht aber die Naturwissenschaft, welche als vollendet zu betrachten wäre, sobald wir alle Erscheinungen auf solche Urphänomene reduzirt hätten. Ein solches ist der Magnet. Wir hören dieses Wort, und eine Welt von Thätigkeiten ist erklärt. So erhellt die Anschauung des Trüben den Raum, der uns umgibt. Es fällt mir schwer, hier die Andeutung zu unterdrücken, welche Symbolik des ganzen Natur- und Menschenlebens dem Blicke des Denkers bei diesem einfachen Phänomene sich in's Unendliche aufthut; die ewige Formel des Daseins, das Gesetz der Polarität, das Höchste, was er denken kann, was Platon's erhabene Vernunft als *συγκρισις* und *διακρισις* aufgefaßt hat, — kommt zum Vorschein, und der mittlere Zustand des Menschen zwischen Licht und Nacht wird klar, des Menschen, dessen „Leben nur ein farbiger Abglanz" ist. Doch, um nicht abstrus zu werden, verfolge ich meine Darstellung. Zunächst also am Licht entsteht Gelb, zunächst am Dunkel Blau; beides, zum Gleichgewicht gemischt, gibt Grün. Die beiden ersten Farben, verdichtet, werden röthlich, bis zu einem Grade, daß man das primitive Gelb und Blau nicht mehr erkennen kann; doch läßt sich das höchste Roth phy-

fisch hervorbringen, wenn man die beiden Enden des Gelbrothen und Blaurothen vereint. Man kann auch zu dem fertigen Blau und Gelb fertiges Roth annehmen, und rückwärts durch Mischung hervorbringen, was vorwärts durch Intensiren bewirkt ward. Das sind die Elemente der Chromatik. Das Große und Wichtige aber ist, daß Goethe diese Erscheinungen allseitig, nicht bloß subjektiv auffaßt. Er betrachtet demgemäß die Farben physiologisch, physisch und chemisch. Die ersten sind ganz subjektiv, die zweiten gemischt, die dritten objektiv; die ersten, die man bisher als pathologische Phänomene ansah, beruhen auf den vitalen Funktionen der Retina, in welchen sich nur die ewige Lebensformel — Systole und Diastole — wiederholt; sie sind in der Erscheinung flüchtig; die wirklich pathologischen schließen sich an sie, und Goethe bezeichnet und überläßt hier dem Ophthalmologen ein schönes Feld; die zweiten entstehen durch Mittel, sind vorübergehend, und zerfallen in verschiedene Rubriken, welche von der Subjektivität der ersten zur Objektivität der dritten die Stufen bilden; die dritten haften an Stoffen, und sind permanent. Bei den ersten lernen wir die fruchtbare Entdeckung der geforderten Farben kennen, d. h. der Farben, die sich gegenseitig im Auge bedingen und hervorrufen; als: Gelb und Violett, Orange und Blau, Grün und Purpur. Hierin ist endlich ein Grundgesetz für Farbenharmonie gegeben, welches der bisher zum Typus aufgestellte Regenbogen, dem die Hauptfarbe, das reine Roth, fehlt, durchaus nicht leistete. Und so wirkt die Theorie der Naturerscheinung von ihrem Gipfel wieder auf die künstlerische Praxis zurück, von wo der

Weg zu ihr ursprünglich ausgegangen war. Wem nun bei unbefangenen Sinnen räthselhaft erschiene, wie so klare Wahrnehmungen irgend geläugnet oder auf verwickelte Prinzipien reduzirt werden könnten, der erfahre, daß die bisherige Theorie behauptet: in dem weißen Lichte seien überall, zumal im Sonnenlichte, mehrere verschiedenfarbige Lichter wirklich enthalten, deren Zusammensetzung das weiße Licht erzeuge. Damit nun diese zum Vorschein kommen sollen, setzt Newton dem weißen Lichte gar mancherlei Bedingungen entgegen, vorzüglich brechende Mittel, die es von seiner Bahn ablenken; aber diese nicht in einfacher Vorrichtung; er gibt ihnen allerlei Form, den Raum, in dem er operirt, richtet er auf mannigfache Art ein, beschränkt das Licht durch kleine Oeffnungen, und, nachdem er es auf hundertlei Art in die Enge gebracht, behauptet er, alle diese Bedingungen hätten keinen andern Einfluß, als die Eigenschaften des Lichts rege zu machen, daß es sein Inneres offenbare. Goethe beweist dagegen, daß es keineswegs die Brechung allein sei, was die Farbenerscheinung verursacht; vielmehr bleibt eine zweite Bedingung unerläßlich; daß nämlich die Brechung auf ein Bild wirke, und ein solches von der Stelle rücke; ein Bild entsteht nur durch Gränzen, und diese übersieht Newton. Das Ganze ist eine Randerscheinung, und keines Bildes Mitte wird farbig, als insofern die farbigen Ränder sich decken (Erklär. zu den Kupfertaf.). Hier hat man ein Spezimen von willkürlicher Experimentation und eines von reiner Auffassung der Phänomene. Zum Ueberflusse werden die Künstler aufgefordert, den Vorrath ihrer Palette zusam=

menzumischen — ob ein weißes Licht herauskommen werde? — So viel von den Elementen des Ganzen. Wenn wir aber erst, diesen Faden in der Hand, die mäandrischen Labyrinthe der ganzen Physik, Optik, Chemie, Naturgeschichte, Technologie und Kunst-Technik, bis hinauf zur Phisiologie, Philosophie und in die Bezirke ethischer, ja religiöser Anschauungen verfolgen, — wenn wir den Gegensatz von Säure und Alkali in dem der Farbe wieder ausgesprochen, die Gestalt der Mineralien mit ihrer Mischung, und diese mit ihrer Farbe im Zusammenhange finden, wenn wir das Kolorit organischer Körper als Resultat einer innern Kochung (τεψις), und die Metamorphose der Pflanzen damit in Verbindung betrachten lernen, wenn uns die Pracht des Pfauenauges, des Schmetterlingflügels, des Gefieders überhaupt über animalische Lebensverhältnisse aufklärt, — wenn uns der Spezifikationsgrad der Farbe zum Merkmal der Stufe dient, auf der sich lebende Geschöpfe befinden, — wenn das Verschwinden der Elementarfarben uns andeutet, daß wir im Reiche der Menschheit uns befinden, und von da aus erst eine höhere Bedeutung der Farbe angeht, — dann erst erscheint uns die Farbenlehre im ganzen Umfang ihres Werthes; und es wird uns klar, daß jeder Theil der Naturwissenschaft so wichtig und nothwendig als jeder andere ist. Ich bin vielleicht schon zu breit über diesen Gegenstand geworden; allein da er den Typus für die in allen andern Naturforschungen Goethe's waltende Methode angibt, und zugleich der angefochtenste ist, habe ich ihn etwas prolixer erörtert; ich habe dabei so viel als möglich Goethe's eigene Worte hervorgesucht,

weil man bei Darstellung der Ansichten Anderer nicht zu gewissenhaft sein kann, besonders wo man sich auf polemischem Boden befindet. Wer übrigens den historischen Theil und den didaktischen der Farbenlehre zusammenfassend prüft, bestätigt sich wieder in der Ueberzeugung, daß die Geschichte einer Wissenschaft die Wissenschaft selbst ist. Während des historischen Studiums der Physik, „dieser höchsten Wissenschaft", schrieb Goethe: „Eine Wissenschaft ist, wie jede menschliche Anstalt, eine ungeheure Kontignation von Freiwilligem und Nothwendigem, von Gesundem und Krankhaftem; Alles, was wir täglich gewahren, dürfen wir am Ende doch nur als Symptome ansehen, die auf ihre patho- und physiologischen Prinzipien zurückzuführen sind" (Bd. 32). Ich habe eine solche Reduktion im Vorhergehenden, so bündig als es möglich schien, versucht. — Fahren wir nun in unserer genetischen Entwickelung fort.

Außer dem Kolorit, und in einer noch höhern, geistigern Bedeutung, zog die Gestalt, vor Allem die menschliche, die Aufmerksamkeit des Kunstfreundes an sich. Die Vollendung dieses höchsten Gebildes, wie sie uns in den plastischen Idealwerken der Alten entzückt, hatte bereits dem scharfen Blick Camper's den Gesichtswinkel geoffenbart, und die Ahnung eines Vorbildes gegeben, dem die Natur, durch tausend Verhältnisse gedrängt, nur in den glücklichsten Augenblicken sich zu nähern im Stande ist. Es mußte aber dem Geiste des Menschen, der ein Ebenbild des Ewigen ist, durch solche Winke geleitet, möglich sein, der Absicht der Natur auf die Spur zu kommen, und sie gleich-

sam bei ihrem Schaffen zu ertappen. Diese tiefste, innere Verwandtschaft zwischen Kunst und Natur war schon den Alten, wie sie selbe durch ihre Werke bethätigten, kein Geheimniß geblieben. „Der geistige Bestandtheil des Samens" — sagt Erasistrat bei Galen (de nat. fac. II.) - „bringt die Entwicklung der Gestalt und des Baues des kindlichen Körpers auf eben die Art hervor, wie Phidias aus einem Marmorblocke eine Bildsäule." — Also auch umgekehrt! Allein wie nun dieser Prozedur, wie ihrem Gesetze auf die Spur kommen? Es fällt in die Augen, daß die Gestalt, wie sie der Plastiker vor uns hinstellt, ihren Charakter durch das zu Grunde liegende Knochengerüste erhält; wie der Kern, so die Schale; nichts wird Außen erscheinen, das nicht Innen vorgebildet ist. War es doch dieser Wechselbezug von Innen und Außen, der erst Lavatern auf seine Physiognomik, später den scharfsichtigen Gall auf seine Schädellehre führte! weßhalb auch Goethe bei Gelegenheit des Kotzebue'schen Scherzes „der Schädelkenner" aussprach: es möchte weder dieser wunderlichen Lehre, noch jener an einem Fundamente fehlen (Bd. 31, S. 148). Der Forscher sieht sich also hier an die Osteologie gewiesen. Er studirt sie im Komplex mit der Syndesmologie, die eigentlich jene erst belebt, „durch eine besondere Verrücktheit der medizinischen Jugend jedoch vernachlässigt wird;" sieht aber bald, daß durch die schulmäßige Kenntniß des einzelnen, todten Skeletts kein Schritt vorwärts zu thun sei. Da eröffnen sich ihm zwei Wege: die Betrachtung desselben organischen Ganzen durch alle Thierklassen — vergleichende Anatomie, und Be-

trachtung desselben Organismus in demselben Individuum, wie er sich zu verschiedenen Zeiten, auf verschiedenen Stufen der Entwickelung befindet, — Morphologie im engern Sinne — ein Wort, und ein Begriff, welche Goethe in die Wissenschaft eingeführt hat. Wenn wir das Skelett in diesem Sinne beschauen, so scheint es durch die Klassen der Lebendigen und durch die Stufen des Lebens sich gleichsam zu bewegen, und wird selbst bewegt. (Hier schalte ich den Vorschlag Goethe's ein, durch plastische Anatomie die fortbildende Natur darzustellen, und zugleich den Schreckensscenen der „Resurrektionisten" vorzubeugen und Einhalt zu thun; Bd. 23 und 44) Die Wahrnehmung, welche Goethe 1786 machte: daß dem Menschen ein Zwischenknochen (os intermacillare) zukomme, so wie die zu Venedig 1790 aus dem Schädel eines Schafes herausgelesene Bildung des Schädels aus den Wirbelknochen, — werden nun nicht mehr vereinzelt und unwichtig erscheinen; man wird einsehen, daß sie so gut als die Eintheilung des Os petrosum in bulla und os petrosum propr. sic. dict. (Bd. 55, S. 303), des Os sphenoideum in anterius und posterius (ibid.), und die Vergleichung von Ulna und Radius, Tibia und Fibula (ebend.) Glieder eines Ganzen sind. Zu gleicher Zeit, als Goethe mit diesen Anschauungen beschäftigt war, trat ihm, in Sicilien 1788, bei Betrachtung einer herrlichen Vegetation das ideale, aus dem Gemeinschaftlichen der einzelnen Pflanzen abstrahirte Bild einer Urpflanze vor den innern Sinn, während er, nach dem oben erwähnten Doppelschema, zugleich die Umbildung der einzelnen Pflanze, vom Keim bis zur Blüte, zu be-

obachten, und so dem Geheimniß der Organisation auf die Spur zu kommen suchte. Wie sich nun so die **Botanik**, zu der ein fröhliches Jagdleben den ersten Impuls gab, den das peinliche Gefühl der Unzulänglichkeit der herkömmlichen Nomenklatur verstärkte, den übrigen Naturanschauungen anschloß, ward dem Geiste das Gesetz offenbar, welches, wie Goethe's rother Faden, alle Reiche der Natur durchwaltet; und indem der edle Herder gleichzeitig nach seiner Weise von Innen heraus dieselbe große Pulsader des Weltalls entdeckte, so, daß man nicht sagen kann, wem man hierin die Priorität zugestehen sollte (man sehe Herder's Ideen I. Bd., Gott, 5. Gesp.), ward die Idee der Naturwissenschaft zur Welt geboren. Es ist die Lehre von der Metamorphose; und ich wiederhole: ehe diese Idee ausgesprochen war, hat es keine Naturwissenschaft gegeben.

Ich muß hier suchen, zu Athem zu kommen, damit mich das Ungeheure nicht überwältige, und ich zugleich das Fruchtbare wie das Gefährliche eines so großen Gedankens zeigen könne. Plutarch erzählt im Leben des Theseus, das Schiff, auf welchem dieser nach Kreta geschifft, sei von den Athenern bis auf die Zeit des Demetrius Phalereus zum Andenken erhalten worden, indem man das veraltete Holz wegnahm, und dafür neues, festes einzog. Er setzt hinzu, das habe nachher den Philosophen Stoff zu Kontroversen über die Veränderung der Dinge gegeben, und Einige hätten behauptet, es wäre das alte, Andere, es wäre ein neues Schiff. Hier ist der Begriff der Metamorphose des Individuums. Der Strom ewiger Umwandlungen würde es verflüchtigen, wie einst in der alten joni-

schen Schule, wenn nicht das Beharrlichkeitsvermögen, das zentripetale Prinzip sein Bestehen sicherte. (Conatus, quo unaquaeque res in suo esse perseverare conatur, nihil est praeter ipsius rei actualem essentiam. Spinoza. Eth. P. III. prop. 7.) Dieß Ineinanderwirken liefert die Erscheinung, die wir Leben nennen; sein Gesetz heißt: Polarität mit Steigerung; Polarität, in immerwährendem Anziehen und Abstoßen, Steigerung in immerwährendem Aufwärtsstreben, sich offenbarend; jene mehr der materiellen, diese der geistigen Seite der Naturen angehörig. Das ist die Natur und die Geschichte, — das ist das Wort des Geheimnisses, in dem wir leben und weben. — Wenden wir uns nun zu einem andern Bilde. Wenn wir die Weltgeschichte betrachten, so sehen wir den Genius der Menschheit auf eine ideale Einheit hinwirken, worin die Kontraste der Wirklichkeit sich lösen sollen; ein aufmerksamer Blick aber auf den Globus überzeugt uns, daß diese Einheit nie völlig zur Erscheinung kommen werde, so lange die Erde — Erde ist, d. h. so lange Kontinent und Inseln, Klimate, Ströme und Gebirge auf ihr sind, welche verschiedenartige Bedürfnisse begründen. Alles Individuelle in dem Reiche der Natur würde sich in das universelle Schema des Organismus auflösen, wenn nicht der Spezifikationstrieb es zusammenhielte. Und hierin liegt auch die Gefahr, bei Verfolgung dieser Idee in der Wissenschaft sich in's Allgemeine, in's Unbestimmte, Leere zu verlieren; zugleich mit dem in die andere Schale zu legenden Gegengewichte. „Das Detail verachten", sagt ein tiefer Autor, „heißt Natur verachten. Wo ist mehr Detail

bei mehr Einheit, als in ihr?" — Diesen beiden Formen der Metamorphose liegt eine Urform zum Grunde, die sich durch alle Reiche der Natur verfolgen läßt. Herder nennt sie das Hauptplasma der Organisation. Bei den Pflanzen läßt sich leicht bemerken, wie Stipula und Blatt ein und dasselbe Organ auf verschiedener Entwickelungsstufe darstellen; das Bryophyllum calycinum feiert den Triumph der Metamorphose; die Verwandlung eines Gliedes, das immer dasselbe bleibt, in eine andere Gestalt, ist am Insekte (z. B. Monoculus apus) deutlich zu sehen; in der vergleichenden Anatomie ist schon dem Auge deutlich, wie die verschiedenen Sinne als Zweige des Rückenmarks ausfließen, erst einfach, einzeln erkennbar, nach und nach schwerer zu beobachten, bis allmählig die angeschwollene Masse Unterschied und Ursprung völlig verbirgt. Der allgemeine Typus muß auch da noch anerkannt werden, wenn er sich, auf der höchsten Stufe der Menschheit, in's Verborgene bescheiden zurückzieht (Bd. 31).

Um das Vorhergehende recht zu begreifen, dürfen wir nie vergessen, daß wir die Natur nicht als todt zu denken haben. Ohne Hylozoismus keine lebendige Naturwissenschaft. Jedes organische Individuum besteht aus mehreren Wesen, die selbstständig leben, sich stets bedingen, umbilden, bewegen, trennen und suchen, herrschen und dienen, und eine unendliche Produktion begründen. Wir sehen das an der Fortpflanzung der Vegetabilien durch Absenker und Augen, wie durch den Samen, wo sie eine Entwicklung vieler gleicher Individuen aus dem Schooß der Mutterpflanze darstellt; an den Infusorien, die bei Mangel an Feuchtig-

keit vertrocknen, platzen, und eine Menge Körner ausschütten, in die sie, bei naturgemäßem Gange, auch im Feuchten sich zerlegt, und so fortgepflanzt hätten; an Polypen und Lumbricis, die in neue Organismen zerschnitten werden können (Beitr. zur Naturw. und Morph. Tübing. 1817). Der sich zunächst an die Erkenntniß der entelechischen Monade anschließende Begriff ist der von den Gränzen, in welche ihre Thätigkeit eingeschlossen ist, wo Gestalten und Zwecke der einzelnen Geschöpfe sich bedingen, und selbst im Unvollkommenen, in der gestörten Bildung das Walten und die Gesetze einer heiligen Ordnung erscheinen. Denn jeder Organismus ist, wie es schon in den hippokratischen Schriften (*περι τοπ. τ. χ. ανϑρ.*) gesagt ward, ein lebendiger Kreis; ein Organ bedingt das andere und wird von ihm bedingt; die Gestalt des Lebendigen begründet dessen Lebensweise, und die Lebensweise wirkt auf die Gestalt zurück. Das Thier ist Zweck sein selbst, und auf die Grenzen angewiesen, innerhalb derer allein diesem Zwecke genügt werden kann. Durchbricht der animalische Bildungstrieb nach irgend einer Seite die Schranken, so läßt er eine Lücke auf der entgegengesetzten Seite zurück. So entstehen die seltsamen, die abnormen Bildungen (s. das Gedicht: Metamorphos. der Thiere, Bd. 3). Es waren eben die „Kompensationen in einem Ganzen gestörter, organischer Kräfte," aus denen Herder die Idee einer ewigen Nothwendigkeit, Güte und Weisheit deutend erbaute. — Von hier war der Uebergang in pathologische Anatomie natürlich, unausweichlich. Die dahin gehörigen Beobachtungen sind in Goethe's Tagebüchern und Reise-

skizzen zerstreut (Bd. 43, S. 116; Bd. 31, S. 80), und gingen, besprochen, vermehrt, wiederholt, in's Leben über (Specimen anatomico-pathol. de lab. leporin. auctore Constant. Nicati 1822. — Nova acta physico-medica Acad. Caes. Leop. Carol. — Bonn. Weber 1829. Vol. XIV., die der treffliche Nees von Esenbeck redigirte; wo Weber eine merkwürdige Uebereinstimmung von Mißbildungen im Hirn, Schädel und Becken eines Mannes beschreibt. Im 15. Band dieser Zeitschrift findet man auch die Abbildungen zur Anatomie des oss. intermax., und Goethe's Beobachtungen über die unglaubliche Prolifizität des Anthericum Sternbergianum Schult., die das ganze Leben einer Pflanze vor unsern Augen vorgehen läßt, und über Konfervenbildung aus todten Fliegenleibern). Wie nun die aus pathologischen Prozessen entwickelte Einsicht in organische Verhältnisse auf die Pathologie selbst zurückwirken mußte, da insonderheit der Chirurg mit Geistesaugen, oft nicht einmal von Tastsinn unterstützt, die innen verletzte Stelle zu finden weiß, und sich daher eine Art von durchdringender Allwissenheit erwerben muß (Bd. 55), wohin er nur durch Erhebung zum plastischen Begriffe gelangt, — so wirkte die ganze Reihe organischer Naturbetrachtungen wieder auf die Betrachtung der Kunst zurück, aus der sie ursprünglich entstanden war. Was Goethe bei Gelegenheit der Landschaftsmalerei von der Metamorphose der Pflanzen einschiebt, kann bestätigen, was ich im Anfange andeutete, daß der Naturforscher in ihm alles Uebrige überwog. Der Einfluß lebendiger Anatomie auf Malerei und Skulptur ist deutlich; von der

Physiognomik war es bereits empfunden, was sie bedeute; David nahm bei seinen Arbeiten Antike, Gall und Lavatern zu Hilfe; ja, die Alten müssen hierüber sattsam vorgearbeitet haben, wenn Jamblichus erzählen darf, daß die Pythagoräer keinen initiirten, bevor dessen Schädel und Physiognomie genau untersucht war. Uebrigens begreift man aus reinen, physiographischen Ansichten gar wohl, was durch angeborne, zumal Knochengestalt, charakterisirt werde, und gibt Goethen Recht, wenn er sagt, daß die Physiognomik, von der man mehr durch Ahnung als durch Begriff Rechenschaft geben könne, bei ihrem ächten Naturgrunde nur dadurch außer Kredit kam, daß man sie zur Wissenschaft machen wollte (Bd. 32). Diese höchste und tiefste Einheit von Kunst und Natur hat schon Winkelmann gefühlt, als er für seine alten Tage sich Naturstudien vornahm. Camper, Blumenbach (Spec. hist. nat. antiqu. art. operib. illust. Goett. 1808), Geoffroy St. Hilaire, d'Alton, Carus ergriffen diesen Sinn. — Hier nun bin ich wieder auf meiner Heerstraße, und habe von Goethe's naturwissenschaftlichen Ansichten, wie sie aus Kunstforschungen entsprangen, weiter zu berichten.

Die Schweizerreise 1779, so wie später die italienische, gaben Anlaß genug, zu fühlen, daß die Geognosie, zu der schon der Ilmenauer Flötzbergbau Lust und Fleiß erregt hatte, ein für jeden Reisenden unerläßliches Studium sei; der Zug der Gebirge, der davon abhängige der Gewässer, der um jene Gipfel schwärmende der Gewölke, wurden beobachtet, und so der Uebergang zur Meteorologie gebahnt. Und wenn einerseits die riesigen, vor den

Augen der Sterblichen in der Form von Gebirgen hingestellten Probleme den poetischen Geist auf die ruhige, stumme Großheit der Geologie, dieser uralten steinernen Sphynx der Wissenschaften hinwiesen, so konnte es dem Kunstfreunde nicht entgehen, daß dem Maler zur landschaftlichen Darstellung, und noch mehr dem Plastiker zur Kenntniß der Stoffe, in denen er arbeitet (vergl. Benvenut. Cell. II., S. 319, 330) die Oryktognosie von größtem Nutzen sei. Daß wir hier dem Gebiet der Chemie, welches uns übrigens schon seit der Untersuchung der Farben nicht mehr fremd ist, nicht ausweichen können, ist klar; und wie wollte man auch das letzte Glied der ungeheuren Kette des Weltorganismus in Bewegung setzen, ohne daß alsbald alle übrigen Glieder klirrend mit einstimmten? Was Humboldt angedeutet, Goethe im Großen geschaut, Oerstedt im Einzelnen empirisch nachgewiesen: „Der sich täglich mehr offenbarende, und doch immer geheimnißvollere Bezug aller physikalischen Phänomene auf einander," wird immer mehr als die Achse der Naturkenntnisse anerkannt werden, und erhält den Muth des Forschenden aufrecht, wenn sein Geist sich in den unabsehbaren Labyrinthen verlieren will. Die Betrachtung der mächtigen, aber stillen und leisen Wirkungen der schaffenden Natur, im Gegensatze zu den beliebten vulkanischen und neptunischen Revolutionen, — und des lebendigen Wechselbezugs zwischen der Erde und ihrer Atmosphäre, schon während der italienischen Reise als ein Pulsiren oder tellurisches Athmen ausgesprochen (Bd. 27, S. 19), — später durch das entsprechende Steigen und Fallen des Merkurs erläutert (Bd. 32, S. 214), — leuchtete in den

dunkeln Grüften der Geologie, wie durch die Nebel der Meteorologie. Dem menschlichen Geiste ist die Idee der Totalität gegönnt und ihr Bedürfniß angeboren; und so sucht er Leben und Bewegung in der Wissenschaft vom Starren, Gesetz und Ruhepunkt in der vom ewig Wandelbaren; er möchte den Granit lösen und den Aether binden. Jener Wissenschaft sollte ein projektirtes Modell förderlich werden, das beim ersten Anblick eine anmuthige Landschaft vorstellen, beim Auseinanderziehen aber in den innern Profilen das Fallen, Streichen u. s. f. der Gebirgsarten anzeigen sollte. Das Projekt blieb aber Projekt (Bd. 32, S. 8). Ueberhaupt schien Goethen das Schematische, Tabellarische sehr fördersam, um das Mentale sinnlich überschaubar zu machen; so zeichnete er eine Temperamentenrose, wie man eine Windrose hat, u. dgl. Was konnte dagegen für die Forschungen in der Meteorologie erwünschter kommen, als die stille Bemühung des frommen Howard, die räthselhaften Gestalten der Wolken zu bannen, zu unterscheiden, zu deuten? In Prosa und Reimen ward die neue Lehre verherrlicht, damit der Forscher wie der Künstler sich aus ihr bereichere. Dabei war Goethe bedacht, die vier lakonischen Grundbestimmungen durch Anwendung zu verdeutlichen, und durch Nüancirung zu vervielfältigen; ohne den Erkennungstypus zu verwischen (vergl. Dr. Kastner's Handb. der Meteorologie. Erlangen 1830, wo zu Goethe's paries nochoelum sich gesellt). Humboldt's grandiose Empirie veranlaßte ihn, die geographischen Verhältnisse der Pflanzenwelt in einer Landschaft zu symbolisiren; — und die herrliche Betrachtung einer Doppel-Tendenz in den Pflanzen: der

vertikalen, beharrenden, und der spiralen, fortbildenden, — erheiterte noch den Abend seines reichen, großen Lebens. — So zurückhaltend und flüchtig nun auch mir die gegebenen Andeutungen über diese Bestrebungen Goethe's scheinen, so fürchte ich doch für viele Leser schon zu ausführlich geworden zu sein, was meinem Zwecke ganz zuwider liefe, da ich gebildete Menschen für ähnliche Studien und zur Anerkennung Goethe's zu gewinnen, und nicht davon abzuschrecken wünschte. Ich eile daher noch, ehe ich Ergebnisse ausspreche, mit einigen Zügen, die vor den meisten Lesern Gnade zu finden pflegen, mein Bild zu vollenden. Bisher ist es in allen Partien gleich und hell beleuchtet; noch fehlt ihm vielleicht das, was Schubert „die Nachtseite der Naturwissenschaften" nennt; und bei einem Dichter sollte dieß Etwas gefehlt haben? nimmermehr! es war vielmehr der dunkle Anfang und das dunkle Ende seines Forschertages, und in alle Winkel seiner poetischen und szientifischen Werke hat er die mystischen Schatten wie flüchtige Räthsel ausgestreut, wo sie den Vorüberwandelnden, je nachdem er ist, zur Ruhe einladen, necken oder ungeschoren lassen. Die aurea catena Homeri umschlang den poetischen Jüngling mit magischem Reiz; die schnelle Genesung nach einem verschluckten Wundersalz, die herrliche, nach Welling's op. majo-cabal. selbst bereitete Erscheinung des liquoris Silicum waren nicht geeignet, jenen Reiz so schnell zu lösen. Dazu kamen die in ähnlichen Büchern, wie Fulgurationen ausgestreuten Fingerzeige, die auf einen lebendigen Wechselbezug und auf ein Erstes und Letztes ahnend hindeuten, und so den Geist erweitern, ohne

ihn auszufüllen; — sie trafen überdieß ein dichterisches Gemüth, in dessen Tiefe sich bereits eine eigene, mystisch-kosmologische Gott- und Weltlehre aufgebaut hatte (Bd. 25), — und so ward in einem Winkel von Goethe's Innerem ein Altar für den Kultus der Nacht gegründet, dessen verborgene Flamme nie wieder erlosch. Wie sie später mit den klaren Emanationen naturwissenschaftlicher Erleuchtung ineinanderfloß, und nur hie und da zwischen den reinen Strahlen durch ihr Flackern bemerkbar wird — ist für Wissende, als Symbol menschlichen Strebens überhaupt, anziehend zu bemerken. Poetische Züge im Faust, so mancher geheimnißvolle Bezug in den Wahlverwandtschaften, zumal Ottiliens siderisch-magnetische Wundernatur, Jarno's Wünschelruthe, selbst ein wissenschaftlicher Seitenblick auf die Astrologie (Bd. 55, S. 52) und noch so manche Seltsamkeiten sind hieher zu beziehen, — und zur glorreichen Vollendung reißt uns Makariens planetarisches Sonnenleben wirbelnd von Sphäre zu Sphäre in die Unendlichkeit hinaus, so daß ich froh bin, an meiner sich abstumpfenden Feder eine Erinnerung meiner Endlichkeit und einen Anlaß zum Abschlusse zu haben.

Wir haben nun, so viel es in unsern Gränzen thunlich war, erzählt, was Goethe im Kreise der Naturerkenntniß gedacht, gewollt, gethan, und wie er zu allem gelangt sei; das Schwierigste bei diesem Unternehmen war, uns von der Fülle des Gegenstandes weder in's Allgemeine noch in's allzu Detaillirte hinreißen zu lassen; — eine Gränzlinie, die ich bereits übertreten zu haben fürchte. Nun bleibt uns die Beantwortung der Hauptfrage übrig, der Frage,

um deretwillen wir die ganze, nicht eben allzu leichte Bemühung unternommen: was ist nun mit dem allem geleistet? worin besteht das große Verdienst, das wir Goethen zuschrieben? Was unterscheidet ihn von der größern Masse der Naturforscher?

Ich antworte: Zweierlei, — die Beobachtung und die Idee (die Methode und das Resultat). Das Fruchtbare, Praktisch-Eingreifende jener Ansichten erwähne ich gar nicht, denn es versteht sich von selbst. Der Denker frägt nie: ist dieser Satz auch nützlich? Ist er nur wahr, so ist er es gewiß. — Das Folgende soll meine Antwort erläutern; ihr völliges Verständniß findet sie nur in dem sorgfältigen Studium der besprochenen Werke, — und der Natur. Denn diese Antwort enthält Alles, was über Naturforschung zu sagen und zu denken ist. Zuerst also die Beobachtung. Alle Naturforschung beginnt empirisch; und auf die Methode des Erfahrens kommt es an, ob sie mit Grillen oder mit Ideen enden soll. Nun hat aber, seit den Griechen, deren Behelf, leider! zu arm war, Niemand zu erfahren gewußt, wie Goethe; ja, das Erfahren ist ihm ganz eigentlich zur Kunst geworden. Die Unschuld, Reinheit, Klarheit, Schärfe und Unmittelbarkeit seiner Beobachtungen hat in der Geschichte der Naturwissenschaften nicht ihres Gleichen; und glücklich wären besonders wir Aerzte zu preisen, wenn wir mehrere Kapitel so abgehandelt besäßen, als das von den physio- und pathologischen Farben! wie sehr würde z. B. der Kreis der so außerordentlichen, unschätzbaren, stethoskopischen Wahrnehmungen durch eine solche Bearbeitung an zuverlässiger

Fruchtbarkeit gewinnen! (Ich kann mich hier unmöglich enthalten, im Vorbeigehen aus jenem Kapitel, weil sie Niemand dort suchen wird, eine Stelle einzuschalten, die mir den Kern aller pathologischen Philosophie zu enthalten scheint, wie er, nur unausgesprochen, in den therapeutischen Grundsätzen des Hippokrates ruht: „Wenn ein besonderes lebendiges Wesen von derjenigen Regel abweicht, durch die es gebildet ist, so strebt es in's allgemeine Leben hin, immer auf einem gesetzlichen Wege, und macht uns auf seiner ganzen Bahn jene Maximen anschaulich, aus welchen die Welt entsprungen ist, und durch welche sie zusammengehalten wird"). — Das erste Erforderniß, zur ächten Methode zu gelangen, besteht in der Selbstverläugnung. Der Naturforscher wähnt gemeinhin um so höher zu stehen, je mehr er von seinem Verstande in das Experiment hineinmischt. Allein die Natur verlangt eine tabula rasa, um darauf schreiben zu können. „Ist es der Gegenstand, oder bist Du es, was sich jetzt ausspricht? Das ist die erste Frage im Katechismus der Naturforschung. Der Mensch, und wo möglich nur der Mensch, sei das Werkzeug des Versuches; und damit er es recht sei, sei auch er sich früher objektiv geworden. So thue er seine Frage an die Natur; ohne diese, wie Menelaos den Proteus in Bande, oder wie Newton das Licht in eilf Schrauben (Bd. 50, S. 188) zu zwingen. Die Antwort, nachdem er das Objekt allseitig umfragt hat, fasse er mit kindlichem Sinne auf, wolle nicht erklären, sondern verehren, und begnüge sich, statt Theorien zu schmieden, mit der herrlichen Gottesgabe: Anschauung; — denn das

vollständige Phänomen ist die wahre Theorie, und die beste Erklärung doch nur ein idem per idem. Daher kommt es, daß kindlich frommen Gemüthern, wie Howard, Novalis, die Natur ihr Bestes, ihr Innerstes am liebsten offenbart. So entsteht jene „zarte Empirie, die sich mit dem Gegenstande innigst identisch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird" (Bd. 22, S. 248). Dabei darf keine der menschlichen Kräfte unwirksam bleiben! Die ganze Natur und der ganze Mensch treten in ein lebendiges Verhältniß, Analyse und Synthese halten gleichen Schritt, die Weltseele offenbart sich der menschlichen, und die Naturforschung wird zur Kunst.

Nun das Resultat: Die Idee; denn wie die Erfahrung das Alpha, so ist die Idee das Omega der Naturwissenschaft; und nirgends leuchtet uns ihr himmlischer Strahl, ungetrübt und glänzend wie bei Goethe entgegen. Denn die Idee kömmt von oben; und wenn Aristoteles, der zu ihr hinauf-, und Platon, der von ihr herablehrte, das Symbol zweier Seiten der Menschenbildung darstellen, so verehren wir in Goethe die ganze. Wenn er geschaut und gedacht, unterschieden und verglichen, da ward eine Welt vor seinem Geiste licht, und bescheiden nannte er das ein Apperçu, was Philosophen ein System genannt hätten. Uebrigens würde es der redliche Blick dem Genie bald gleich thun, wenn er sich liebend in die Gegenstände versenkte; „hat doch die Natur kein Geheimniß, das sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen stellte!" Ihre Geschöpfe sind Signaturen, ihre Begebenheiten Chiffern; aussprechen kann kein Mensch das

Wort ihres Lebens, denn unsere Sprache ist arm gegen ihr Schweigen; aber es lesen zu lehren, war Göthe's Aufgabe und Verdienst. Er selbst beschreibt sein Verfahren mit dem glücklichsten Ausdrucke, wo er sagt, „daß aus der Uebersicht der Phänomene ein Begriff sich bildet, der sodann in aufsteigender Linie der Idee begegnen wird" (Bd. 51, S. 209). Nie fiel es ihm ein, die ewig lebendige Natur dem Partikular-Gesetze des menschlichen Verstandes zu unterwerfen; und wenn die skeptische Schrankenlosigkeit des ersten Anschauens (Bd. 50, die Natur) auch später durch die reife Anerkenntniß nothwendiger Gesetzlichkeit determinirt ward, so blieb die Unendlichkeit unverletzt in ihren Rechten. Le grand défaut de tous les naturalistes — sagt der scharfblickende Casanova — est tr e'd systématiques. Il leur faut un système; mais celui qu'ils adoptent pour connaître et comprendre ce qu'ils ne pourroint ni concevoir ni deviner, est celui qu'ils ont créés eux-mêmes a seconde de leur besoin. Das war es, was Goethe, nicht mit der Verzweiflung des Grüblers, sondern mit dem freien Bewußtsein eines Geistes, der das Unendliche zu denken vermag, sich gestand; mit Kühnheit sprach er es aus: „Die Natur hat kein System; sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekannten Zentrum zu einer nicht erkennbaren Gränze" (Bd. 50.). Die bisherige Behandlung der Naturwissenschaften aber ließ uns bereits fürchten, daß die lebendigsten aller menschlichen Kenntnisse zu einer Nomenklatur von Begriffen ohne Anschauung erstarren möchten. In diesem Sinne war es gemeint, wenn ein verehrender Biograph von Goethe an

die Erlösung der Naturwissenschaften datirt; wenn wir gleich den Alten das schöne Glück eines großen, schuldlosen, freien Blickes in das All nicht streitig machen wollen. Bei einer solchen poetischen Ansicht von der Natur (sie ist am keckſten ausgedrückt in dem Aufsatze: Natur Bd. 50) wäre jedoch zu befürchten, daß das All, welches wir eben zu Buchstaben und Ziffern verhärten sahen, nun in Myriaden wechselnder Gestalten sich lösend, unserem Blick auf ewig unerreichbar in fließende Unendlichkeiten auseinanderquölle; die Aufgabe der Physik aber ist — nach dem Ausdruck des eben erwähnten Schriftstellers — das Band in der Natur zu finden; „Encheiresis naturae nennt's die Chemie, spottet ihrer selbst, und weiß nicht wie.“ Und dieses Band ist eben die Idee. Hatte dem Dichterweisen schon frühe das Gewahrwerden des Unendlichen Staunen, und die Ahnung des Gesetzlichen Ehrfurcht abgewonnen, so daß schon der drangvolle Jüngling beim Anblicke des Straßburger Münsters nicht bunte Phantasien, sondern Gedanken von Harmonie und Ordnung lallt (so Fr. v. Müller, Goethe in seiner prakt. Wirksamkeit. Weim. 1832), so kann man doch sagen, daß damals, als unter den Ruinen von Agrigent in Sicilien das Bild der Urpflanze vor seinem Geiste auftauchte, über den Gehalt seines Daseins entschieden ward. Die Natur und der Geist begegneten sich in jenem Augenblicke — in der Idee; im aufgeschlossenen Innern der Welt, die einst „ein allverschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer“ geschienen, offenbarte sich das stille Band, das alle Dinge verbindet,

der Lebenskreis, in dem sie werden und wesen, das Beharrende im Wandel, „das ewige Gesetz, wonach die Rose und Lilie blüht;" ein zarter Denker aber hat den Ausspruch gethan: „Allenthalben dieselbe heilige Nothwendigkeit wahrzunehmen, lieb zu gewinnen, sich selbst anzubilden, — das macht den Werth eines Menschenlebens." Numa Pompilius hatte eine Muse die er „die Schweigende" nannte, und die ihm das Heiligste in seinen Einsamkeiten verkündete. Eine solche Muse wird uns die Erkenntniß der Natur; sie deutet, ein stummer Genius, den Sterblichen auf seine Gränze und Bestimmung hin, und beglückt ihn praktisch, wie sie ihn innerlich beseligt; das quem te deus esse jussit wird der denkenden Kreatur klar und wichtig, und der endliche, diskursive Verstand nimmt gleichsam Theil an dem schaffenden Genusse des intellectus archetypus, Theil an der ewigen Liebe, Ruhe, Kraft und Seligkeit. Hier sind wir an der Gränze des irdischen Horizontes, und unser Auge verweilt einen Augenblick bei der Aussicht in ein überirdisches Gefilde. Wir ahnen dasjenige, was keine Zunge ausspricht, von dem alles Sichtbare nur ein Gleichniß ist; und wie dem Geometer von jeher der Triangel, als einfachstes Schema des Urverhältnisses aller Dinge: der Entfaltung und Rückkehr in sich, — als höchstes Sinnbild gegolten hat, und gilt, — wie in den Naturwissenschaften jedes Besondere Symbol des Ganzen, das Ganze Symbol des Kleinsten ist, so wird dem für's Höchste empfänglichen Geiste die ganze Naturwissenschaft und ihre leitende Idee, das Gesetz der Metamorphose, wiederum nur Symbol sittlicher und religiöser

Ideenwelten. Auch der Mensch und sein Geschlecht sind im Tiefsten ein Gebilde des Kampfes und des Aufwärtsstrebens; auch der Tod, wie das ihn bereitende Leben, ist Metamorphose; ein göttliches, unabänderliches Gesetz des Bewegens und Wirkens geht durch alle Welten (thöricht, was irgend ihm Trotz bieten will!), das Erkennen wird Pflicht, das Forschen Andacht, und „das Wissen, das bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, zumal auf einem Planeten, der — aus seinem Zusammenhange mit der Sonne herausgerissen, — als Stückwerk erscheinen muß, findet seine Ergänzung im Glauben" (Goethe bei Falk: G. aus näh. Umg. u. s. f.) — im Glauben, „der nicht der Anfang, sondern das Ende alles Wissens ist." — So bestätigt sich, trotz roher Verleumdungen, womit Unsinn und böser Wille den gottergebenen Denker nie verschonen, das alte Wort: Philosophia, leviter gustata, abducit a deo, penitus exhausta reducit ad deum; ist doch jedes Naturwerk immer „ein frisch ausgesprochenes Wort Gottes" (G. an die Großherzogin Louise) — „der Mensch aber in der Reihe so mannichfacher Produkte das erste Gespräch, das die Natur mit Gott hält" (G. bei Falk).

Bei diesen Gefühlen, die der Silberblick des Lebens sind, verweilt und beruhigt sich der Vertrauende. Der Forscher, überzeugt, daß ein Blick in diese Herrlichkeit für's Leben genügt, daß wir aber, je mehr wir davon aussprechen wollen, desto mehr uns in ein schales, stammelndes Gerede verlieren, widmet sich liebevoll den schönen Erscheinungen, arbeitet wie der Goldschmied zu Ephesus am Saum des göttlichen Gewandes fort, setzt das Unerforsch-

liche voraus, und zieht sich fürder keine Gränze. „Muß er sich denn nicht selbst voraussetzen, ohne jemals zu wissen, wie es denn eigentlich mit ihm beschaffen sei? studirt er nicht immer fort, ohne sich jemals zu begreifen? sich und Andere? und doch geht es fröhlich immer weiter und weiter!" (Zur Morphol.) Dieses Weiter soll auch unsere Parole auf Leben und Sterben sein, — wie es den Grund unseres Wesens ausdrückt; in rastloser Thätigkeit bewege sich die Entelechie von Sphäre zu Sphäre, in immer weitern, immer hellern Kreisen! Auch in der Naturwissenschaft wollen wir dieß Gebot erfüllen, nicht ewig klauben, ausprägen, und zählen, was Goethe und die Besten aus den edlen Gängen gefördert, lieber sichten, läutern, es mit dem Neugewonnenen verschmelzen, und kühn das ewige Urgestein von Frischem behauen, uns nicht Goethe's Sprüche und Formen, sondern den Geist aneignen, aus dem sie entquollen sind.

Auf diesen Geist zu deuten, seine Spuren zu verfolgen, war ich in diesen Blättern bemüht. Haben sie zur Erweckung desselben in Andern, auch nur im kleinsten Kreise beigetragen, so sind sie nicht umsonst geschrieben, nicht umsonst, so lange es wahr bleibt, daß ächte Naturforschung nicht in der Kammer, sondern im Leben gedeiht, und daß ächte Weisheit des Lebens nichts anders ist als treue Naturforschung.

Die größten Dichter Persiens.

Ergänzungen zu Goethe's Noten zum Diwan; für Freunde östlicher Poesie.

Nirgends brennt ein Licht, dem ich die Seele nicht weihe,
Nirgends leuchtet ein Blitz, dem ich Verehrung nicht zoll'.
Feisi*).

Goethe wünscht, in den Anmerkungen zum west-östlichen Diwan, daß man die Schilderung persischer Dichtkunst, die er in sieben der ausgezeichnetsten Geister dieses Volks zu geben versucht, freundlich in der Art aufnehme, wie man runde Zahlen erlaubt; nicht um genauer Bestimmung willen, sondern um etwas Allgemeines, Bequemlichkeits halber, annähernd auszusprechen. Und in der That, wenn man diese Schilderungen zusammenhält mit dem, was uns in v. Hammer's Elementarwerk überliefert wird, so kann es nicht fehlen, daß wir an ihnen gar Manches modifizirt und vervollständigt wünschen. Freilich hat Goethe mehr die Leser seines Diwans als die Freunde

*) Alle in diesem Aufsatze angeführten Stellen persischer Dichter sind in v. Hammer's Uebersetzung gegeben, dessen unschätzbare „Geschichte der schönen Redekünste Persiens, Wien 1818" dem Ganzen zur Grundlage dient.

östlicher Dichtkunst überhaupt vor Augen; allein das soll diesen nicht zum Schaden gereichen. Da die Theilnahme an den Herrlichkeiten des Ostens bei uns noch nicht erloschen ist, so wage ich es hiermit, Einiges zur Erfüllung jenes Wunsches beizutragen — in der Absicht, dem genießenden Publikum neue Fernsichten in ahnungsvolle Regionen zu öffnen, und dem eigentlichen Orientalisten diejenigen Schätze anzuzeigen, deren Verarbeitung uns ganz besonders zu Dank verpflichten würde. Denn was frommt alles gelehrte Forschen und Wissen, wenn es nicht endlich wieder Genuß und Leben wird? Nur mit Mühe enthalte ich mich der Fortführung dieser Betrachtung, die hier nicht am Orte wäre; denn diese Verwechslung von Zweck und Mittel ist der Grund jener unerfreulichen Verwirrung, die wir unser literarisches Treiben nennen. Nicht für den Gelehrten also schreibe ich diese Zeilen; seine Belehrung ist es eben, die ich aufrufe; so lange sie uns fehlt, halte ich mich an das, was genießbar vorliegt, und schlage den Weg ein, den Goethe eingeschlagen. Muß ich, bei so sparsamer Leuchte, das Divinations-Vermögen ein wenig in Anspruch nehmen, so wird man mir's beim Orient, wo Poet und Prophet sich in einander verlieren, zu Gute halten, wenn es scheint, daß ich die innere Wahrheit getroffen habe.

Für's erste möchte der wohl eingelesene Freund des Orients die Glieder persischer Dichtkunst durch die sieben angeführten Dichter kaum scharf bezeichnet finden. Wenn man gleich den Persern, da ihre inneren politischen und religiösen Verhältnisse eine bloß den Einzelnen, Begabten, fördernde, einseitige, wenn gleich desto tiefere Richtung der Kultur bedingen, keine Literatur im europäischen Sinne des Wortes zuschreiben darf, so ist doch ihre poetische Welt so reich und in sich vollständig, daß Jedem, dem ein Blick in ihr Inneres gegönnt ist — man darf wohl sagen — ein Schwindel freudiger Bewunderung angeht. Alle Mittel, die in ihrem Kreise liegen, sind zu dem wunderbarsten Bau, den die geistreiche Phantasie sich träumen kann, erschöpft. Eine Reihe glücklicher Zeitalter hat ihn aufgeführt, und nun bleibt den Nachgebornen nichts übrig, als ewig zu wiederholen, oder, die Schöpfungen der Väter mit scheuer Ehrfurcht schonend, einer neuen, fremden Kultur sich hinzugeben. Einen solchen Reichthum nun hat Goethe durch seine sieben Dichter sehr in's Enge gebracht. Es handelt sich darum, welchem von den uns bekannt gewordenen Poeten ein eigener, mit dem keines Andern zu vergleichender Geist, sei es durch die Natur, sei es durch Ausbildung, geworden und zuzuerkennen sei. Oft scheint es, als habe ein Nachfolger die ausgestreuten Perlen der Vorgänger nur zu neuen Schnüren gereiht, — allein eben in der Art, wie er sie reihte, wenn ihr sie genauer prüft, spricht euch ein neues Leben an. Ist es in unserer europäischen Literatur anders? erscheinen nicht die älteren Meister auch in den besten neuern wieder? kann man das ver-

läugnen, woran man sich gebildet hat? soll man es? ist Cooper Nachahmer, weil seine Form an die Scotts erinnert? So ist der Osten auch hierin Parabel für den Westen. — Zu solchen Gestirnen aber, die eigenes Licht ausstrahlen, rechne ich, außer denen, die Goethe nennt, besonders noch fünf unvergleichbare Dichter: Omar Chiam, Ferideddin Attar, Hatifi, Saib, Feisi. — Ehe ich sie zu charakterisiren versuche, sei es, noch einiges von denen, die Goethe schildert, zu sagen erlaubt.

Bei Firdusi hätte er, der überall auf den Mann einzugehen strebt, das Eigene in dem Charakter dieses Dichterhelden mehr hervorheben sollen, das sich, in seinem Gedichte wie in seinem Leben, bis zu einer düstern Härte gesteigert hat, und ihn von fast allen Poeten des Orients, ja, von der allgemeinen Farbe orientalischer Lebensansicht überhaupt, merkwürdig unterscheidet. Seine dunkle Herkunft (er war eines Gärtners Sohn), sein erstes Auftreten, durch eine Klage über den Statthalter von Tus veranlaßt, sein kühnes Andringen zum Dichterfürsten Anßari, der Muth, das gigantische Werk des Schahname zu empfangen und zu beginnen, die Beharrlichkeit, mit der er es durchführte, der Inhalt und die Behandlung desselben, die Anklage der Freidenkerei, die am Hofe gegen ihn erhoben ward, die Liebe, mit der er am Altherkömmlichen, am Vaterländischen hing, bis zum Purismus in Worten, der Unwille, mit welchem er das ungenügende Geschenk des Sultans zurückwies, die Worte des Zorns, die er an diesen ergehen ließ, sein verborgenes Ableben, und selbst die freie, stolze Denkart seiner Schwester, die sie mit ihm geerbt,

oder von ihm gelernt haben mag, — alles dieß gibt uns das Bild jener entschiedenen, strengen Eigenthümlichkeit, welcher ein ethischer Dualismus, der zum rastlosen Kampf mit dem Bösen auffordert, vor allen Lebensansichten zusagen mußte. Einer solchen Denkart aber gesellt sich jedesmal ein Zusatz von Melancholie; und wie sollte auch diese dem Streiter für Licht und Recht in einer Welt, wie die unterm Monde nun einmal ist, fehlen? So wird sein Heldenlied zu einer Nänie; er fühlt es, wenn er singt:

Hörst, wie die Nachtigall altpersisch spricht?
Dem Tod Isfendiar's will sie Klagen schenken;
In Klagen nur besteht ihr Angedenken.

Bei Enweri hat Goethe den merkwürdigen Zug, daß dieser unerschöpfliche Enkomiast auch der bitterste Satyriker war, und die noch merkwürdigere Umkehrung anzudeuten vergessen, die im Innern des Dichters vorgehen mußte, daß er, am Rande seiner Laufbahn sich fühlend, schreiben konnte:

Behüt' mich Gott vor Lieb' und Lob und Spott!
Genug hat Seele und Vernunft geirrt.
O Enweri! dem Mann ziemt Prahlen nicht;
Auf Deinem Vorsatz nun beharre Du:
Steig' in den Winkel auf dem Pfad des Heils!
Nur ein paar Augenblicke noch sind Dein.

Ohne diese sittlichen Beziehungen ist Enweri nicht zu begreifen.

Hafis selbst, mit dem Goethe sich so verwandt fühlt, ist dem, auf ein reiches Dasein dankbar zurückblickenden,

deutschen Dichtergreise doch nicht ganz in seiner östlichen Herrlichkeit erschienen. Die „mäßige Lebendigkeit" wenigstens, wodurch er diesen unläugbar dichterischesten aller Dichter zu charakterisiren sucht, möchte das Leben, welches wahrhaft übermäßig aus dessen Liedern quillt, nicht ausdrücken. Schon die rhapsodische Art des Hafisischen Ghasels, von tiefster Qual zum himmlischen Entzücken, zwischen Lachen und Weinen, überzutaumeln, die ihm ganz eigen ist, deutet vielmehr auf dithyrambische Fülle, die kein Maß anerkennt, als jenes, das die anmuthvollste Form jedem Dichter auflegt. Ein wunderbarer Uebermuth, man kann wohl sagen, Religion und Ausgelassenheit, waltet zumal im Moganni Name; und wer sich in diese fluthende Welt überschwenglicher Gefühle, von heiterem Scherz zu unverhehlter Verzweiflung, einmal hineingelebt hat, begreift es, was der Dichter von sich singt:

Was ist's Wunder, wenn im Himmel,
Durch Hafisen's Lied bezaubert,
Zu der Laute Anahid's
Der Messias Reigen tanzt?

Ob endlich Dschami seinen Nachgebornen nichts mehr zu thun übrig ließ, werden wir im Folgenden sehen.

Nachdem ich so Goethe's Betrachtungen durchgegangen, versuche ich jene fünf angeführten großen Dichter zu charakterisiren.

Omar Chiam, eine in der dichterischen Welt des Orients wie Occidents villeicht einzige Erscheinung. Geboren zu Nischabur, im fünften Jahrhundert der Hedschira,

unter der Regierung der Seldschugiden, zu Ende des ersten Zeitraumes persischer Poesie, genoß er der Jugendfreundschaft Nisamolmalks, des geistreichen, thätigen Wesirs Sultan Melekschah's, des Mäcenas seiner Zeit und seines Volks, des Gründers der Akademie zu Bagdad, und sieben ähnlicher wissenschaftlicher Stiftungen; der, nachdem er sich mit Hassan Shabagh, dem merkwürdigen Stifter der Assassinen, in eine enge Verbindung eingelassen, ein trauriges Opfer dem Ehrgeize und der Rache dieses Bösewichts fiel (S. v. Hammer a. a. O., S. 38). Omar Chiam, auf den diese Verhältnisse tief und bedeutend wirkten, führte ein genußfrohes, geschäftloses Leben, theilte seine Stunden zwischen Frohsinn, Astronomie und Poesie, bildete sich so zu dem geistigen Lebemann, den er darstellt, und hinterließ jene vierzeiligen Strophen, die schon durch ihre bequeme Kürze, noch mehr aber durch ihren Inhalt den leichten, jede Beschränkung hassenden Geist ihres Urhebers verrathen, und von denen uns v. Hammer, welcher dreihundert vorliegen hatte, leider bloß 25 überliefert. Wenn ihn der gelehrte Uebersetzer, bei diesem Anlaß, mit Voltaire vergleicht, so fühlt man wohl, was zu dieser Vergleichung einlud, bedenkt aber zugleich die Schwierigkeit einer Zusammenstellung von Individuen aus so ganz verschiedenen Lebenskreisen, deren Umläufe sich fast in keinem Punkte berühren. Man stelle sich nicht etwa die kühle, wenig tiefe, tändelnd-witzige, auf Ergötzung feiner Gesellschaft berechnete Leichtigkeit der pièces fugitives des Franzosen vor, — mit welchem der Perser bloß die Tendenz gegen das, was ihm Aberglaube hieß, gemein

hat. In seinen Zeilen spricht sich vielmehr Ernst aus: tiefer, bitterer Ernst, wie er aus scharfer Betrachtung des Weltlaufs sich ergibt; sittliches und rechtliches Wohlwollen, wodurch er die Räthsel, die den Menschen im Leben peinigen, am ersten zu lösen hofft; resignirte Ergebung in den unerforschlichen Willen des Ewigen, bei dem Gefühle sterblicher Nichtigkeit; ehrliches Geständniß eigener Unzuverlässigkeit, gegenüber dem Dünkel dogmatischer Pharisäer; fröhliche Verzweiflung, heiterer Trotz gegen Pöbelgerede, Gefühl eigenen Werthes; Wechsel poetischen Uebermuths und vergeblicher Trauer; genügsame Skepsis, nicht ohne kaum verstecktes Bewußtsein tieferer Einsicht; Verlangen und Gewährung gegenseitiger Duldung, bei der Ueberzeugung, daß aller Menschen Weisheit vor der des Herrn in ein Nichts sich auflöst, und nur durch Liebe, Rechtlichkeit und Frohsinn das vergängliche Geschlecht sich das dunkle Erdendasein verschönere; eine hieraus hervorgehende Läßlichkeit über äußerliche Bedingungen bei gründlichem Ernst des Innern: Eigenschaften deren Ensemble einen tiefen, wehmüthig beschwichtigenden Eindruck im Gemüth des achtsamen Lesers zu hinterlassen gewiß ist. Die Selbstanklage versöhnt mit dem Leichtsinn, der lei che Scherz mildert die Schwermuth, die Liebe vergütet den Spott, die Ergebung siegt über alle Zweifel, Stolz und Demuth reichen sich die Hand, und so dienen die feindlichsten Elemente, wie sie wohl selten sich zusammenfinden, der lieblichen Kraft einer alles versöhnenden Poesie. Treffend bemerkt v. Hammer bei unserem Dichter, daß, wie überall, so auch in Persien, die Freigeisterei die Vorläuferin der

Mystik war, die wir in den nächstfolgenden Dichtern betrachten werden; gewiß aber ist es, daß Omar Chiams Erscheinung in der Geschichte seines Vaterlandes nie wiederkehrte. Und so verdient er wohl, unter den Genien Irans aufgeführt zu werden. Folgende Verse des Dichters werden zur Betrachtung seines Wesens anregen; an Salomons Prediger möchte man sich hier und da gemahnt fühlen:

In dieser Hand das Glas, in jener den Koran,
Bin ich ein frommer bald, und bald ein schlechter Mann;
Ich bin im Weltendom, von Türkis hochgewölbt,
Kein ganzer Giauer und kein ganzer Muselmann.

Bin ich von Lieb' und Wein berauscht, so bin ich's;
Bin ich ungläubig Götzen hold, so bin ich's;
Die Leute sprechen Vieles über mich:
Ich bin derselbe, der ich bin, so bin ich's.

Ich trinke Wein, doch siehst Du mich berauschet nicht;
Ich strecke aus die Hand nach einem Glas;
Warum ich Wein anbete? weißt Du das?
Damit ich nicht, wie Du, anbete mein Gesicht.

Ich sprach: mein Herz soll Wissenschaft versteh'n,
Und wenig war, was ich nicht eingeseh'n;
Doch wenn ich's schaue, reiferen Gesichts:
Das Leben ist vorbei, und ich weiß nichts.

Ich lege meine Hand in keines Führers Hand,
Weil sie vergänglich sind. Der Ewige bist Du!

Ferideddin Attar, geboren zu Kerken, einem Dorfe unweit der Vaterstadt des Vorigen, im Jahre der Hed-

schira 613 (1216 nach Christ. Geb.) unter der Herrschaft des Sohnes des oberwähnten Sultans Melekschah, zur Zeit der Kreuzzüge, widmete sich nur kurze Zeit dem Gewürzhandel seines Vaters, und brachte sein langes übriges Leben (er soll über 114 Jahre alt geworden sein) in beschaulicher Klosterruhe zu, vereint mit gleichgesinnten Frommen, bemüht, die Schätze älterer Mystik zu sammeln, zu durchforschen, zu sichten, zu bewahren, zu verarbeiten, und in einer großen Anzahl eigener Werke die Quintessenz dieses heiligen Wissens andächtigen Jüngern zu hinterlassen. Eines Derwisches fromme Mahnung begründete die Richtung seines Strebens, und die selbstvernichtende Demuth seiner letzten Worte besiegelte die Wahrheit seiner Lehre wie seines Wandels. Schon hatte einer von Dschengischans Kriegern das Schwert über ihn erhoben, als ein anderer tausend Silberstücke für ihn bot. „Hüte Dich," sprach Attar, „mich um diesen Preis zu lassen! Du wirst bessere Käufer finden!" Einige Schritte weiter, als der Mongole wieder das Schwert zückte, sprach ein anderer: „Tödte ihn nicht! ich will Dir einen Sack Stroh für sein Leben geben!" — „Mehr bin ich nicht werth," sprach Attar, und der Mongole hieb ihn zusammen (S. v. Hammer a. a. O. S. 141). — Goethe scheint es für ausreichend gehalten zu haben, wenn er den wunderbaren Dschelaleddin Rumi als Exempel östlicher Geheimnißpoesie hinstellte; um so mehr, als er, bei der ihm eigenen klaren Besonnenheit, schon diesem außerordentlichen Geiste sich fremder fühlte. Es waren aber vorzüglich drei Dichter, welche dieß Gebiet der Poesie in Persien beherrschten; ein mystisches Kleebatt:

Senaji, Attar und Dschelaleddin. Der erstgenannte, der Zeit nach der erste, ist uns zu wenig bekannt, als daß wir ihn nach Verdienst zu schätzen wüßten; er scheint aber von Attar an Gehalt übertroffen worden zu sein, wenn wir der Steigerung in dem Verse des Dritten trauen dürfen, der ihn, trotz der chronologischen Folge vorsetzt und erhebt:

Attar der Geist, — Senaji dessen Auge:
Ich kam erst nach Attar, und nach Senaji.

Die persische Mystik ist übrigens in den Islamismus und die orientalische Volksthümlichkeit so verwebt, daß wir Europäer, auch wenn die Werke jener Dichter uns vollständig vorlägen, doch nur ihren Glaubensgenossen die rechte Schätzung derselben überlassen müßten, weil sie den Maßstab dazu besitzen. Was uns also veranlaßt, Attarn eine besondere Betrachtung zu widmen, ist die Wahrnehmung, die auch der Uneingeweihte machen kann: daß seine Mystik einen ganz andern Charakter hat, als die Dschelaleddins. Als Dichter unterscheidet er sich völlig von diesem, und darf also nicht mit einer Kollektiv-Benennung abgefertigt werden. Während Dschelaleddin sich ganz dem bacchischen Taumel trunkener Orgien hingibt, und in das Meer der Unendlichkeit sich versenkt, aus dessen Tiefen er, wie Orakel aus der Höhle des Trophonius, Rhythmen heiliger Berauschung stammelt, Himmel und Hölle, Liebe und Egoismus, Glauben und Unglauben, Wonne und Qual, und alle Widersprüche der Menschheit in ein brausendes Chaos mischend, das durch den gährenden Schlummersaft dunkler Gesänge, den willenlosen Geist des Hörers in ein

Reich formloser Träume mit sich reißt, wo die Marken der Wirklichkeit weit, weit im Unabsehbaren verschwinden, ohne daß es der Priester der Mühe werth findet, diesem auch nur den leisesten Wink zur Orientirung zu geben, — ertheilt uns der ruhige Attar im Buch des Rathes (Pendnome) faßliche, auf den ersten Weg der Ergebung leitende Lebensregeln, und trägt in dem unvergleichlichen Buche Mantikettair (Vogelgespräche) in der originellsten Form, mit der tiefsten Gründlichkeit, lebendigsten Wärme, und in allmähliger, gesetzlich fortschreitender Entwicklung das vollständige System einer einfach großen Mystik vor. Es ist schwer, von diesem Werke einen Begriff zu geben. Es ist mystisch und doch klar, hält die Mitte zwischen Allegorie und Fabel, und erinnert, in einer bunten, durch den Bezug auf das Höchste, ewig Eine, zusammengehaltenen Mannigfaltigkeit, an alle Theorien aller Philosophen, an die Sagen aller Völker, die Träume aller Seher und Dichter, und die innere Geschichte jedes strebenden Gemüthes. — Die Vögel (nicht die des Aristophanes, sondern ihre ernsten Geschwister: die zu Gestalten gewordenen Resultate menschlicher Denkarten und Bestrebungen) halten einen Reichstag, sich einen König zu wählen. Der wohlberufene, einsichtsvolle Widehopf, einst Salomons Rathgeber, deutet auf Simurg hin, der, in seiner Einsamkeit auf dem Gebirge Kaf thronend, aufzusuchen, zu verehren sei. Da wehrt sich der Egoismus der Schönheit und Liebe trunkenen Nachtigall, der die Rose genügt; des zuckerkäuenden Papagei's, den die Lust des frischen Lebens festhält; des stolzen Pfau's, der sich selbst genug ist; der reinen Gans, „der Vogel-

eremitin," die ihr klares Element nicht lassen mag; des glühenden Rebhuhns, das seine Juwelen mit Flammenschwingen hütet; des königlichen Geiers, der Keinen über sich anerkennt; des ritterlichen Falken, der auf der Hand des Königs sich im Glücke fühlt; des hoffnungslosen Reigers, dessen Sehnsucht über's unendliche Meer verschwebt; der klagenden Eule, die den Schatz ihres Glückes unter dem Moder bewahrt; des schwachen Staares, der an allem Finden verzagt. Sie alle widerlegt der weise Hudhud; für jeden Einzelnen hat er ein Wort der Stärkung, der Beschämung; er erhebt, tröstet, demüthigt, reizt, lehrt, überzeugt, und bringt die Versammelten endlich zum Entschlusse, seiner Führung sich zu überlassen, und die große Wanderung zu beginnen. Auch auf dem Wege noch hat dieser Kolumbus der Geisterwelt mit erneuertem Zagen und Zweifeln mannigfach zu ringen; und wird man auch muthvoll auf einer Bahn verharren, die nicht die Stimme der eigenen Brust, sondern fremder Zuspruch uns vorgezeichnet hat? Je weiter sie gelangen, desto mehr entsinkt den Pilgernden die Kraft; der Aufrichtigste bekennt sein Verzagen, und gibt dadurch Tausenden das ersehnte Losungswort: sie fallen ab, zerstreuen sich nach allen Seiten; jahrelang wallen sie richtungslos durch dunkle Fernen, und so wird ihr Leben versplittert; auf Schreckenspfaden, durch schauerliche Wüsten, in Nacht und Grauen — gelangen von so vielen tausend Vögeln nur drei, mit gebrochenen Herzen und ohne Flügel an den Fuß des ersehnten Berges, — schon fast am Ziele, verzweifelnd, daß sie es je erreichen werden. Da naht ihnen von oben ein herrlich

milder Bote des Himmels, er erkennt sie, und trägt sie, der Vermittler göttlichen Erbarmens, in den Schooß der Liebe und des Geheimnisses, worin sie verschwinden und selig vergehen:

Der Abglanz des Simurges strahlt
Als Eins zurück von allen Dreien.
— — — — — — — —
So blieben sie versenkt in Staunen,
Gedankenlos im tiefsten Denken;
— — — — — — — —
Verstummend fragten sie den Höchsten.
Da kam die Antwort ohne Zunge:
„Der Höchste ist ein Sonnenspiegel;
Wer zu ihm kommt, schaut sich darinnen;
Schaut Leib und Seel', und Seel' und Leib.
— — — — — — — — —
Doch Keiner hat uns noch geschaut:
Ameisen schau'n Plejaden nicht!
Was ihr gesehen, sind Wir nicht;
Was ihr gehöret, sind Wir nicht;
Die Thäler, die ihr durchgewandert,
Die Thaten, die ihr ausgeübt,
Sie liegen unter uns'rem Handeln,
Sie löschen aus vor unser'm Wesen,
Um sich an unser'm Thron zu finden;
Auf ewig löschen sie sich aus,
Wie Schatten in der Sonn'. Fahrt wohl!"
Sie gingen fort. — Das Wort ist aus —
Geh zu dem Weg! er liegt Dir offen.

Möchten diese ungenügenden Züge einen Orientalisten veranlassen, uns das ganze erstaunliche Gedicht durch Uebersetzung zu nähern! — Es kehren im Laufe der Weltgeschichte stets Epochen wieder, wo das tiefste Bedürfniß des Ganzen nach einer höchsten Einigung sich lauter hervorthut. Wer dann den Einzelnen zur Aufopferung der Selbstheit und zu unermüdlichem Kampfe aufruft, hat zur Befriedigung jenes Bedürfnisses das Tiefste ausgesprochen. Ehre einer Mystik, die uns, indem sie unsern stillen Träumen schmeichelt, zur Besserung, zur Thätigkeit ermuntert!

Ich übergehe die Frühlingsepoche persischer Dichtkunst, um auf den Zeitraum nach Dschami zu kommen, welchen Goethe als eine traurige, aus den Resten der königlichen Tafel zusammengestoppelte Abendmahlzeit darstellt. Ist es doch überall schwer und unrathsam, die leuchtenden Phänomene geistiger Thätigkeit nach Klassen und Perioden gruppiren zu wollen! Mag immerhin jedes Volk ein sogenanntes goldenes Zeitalter erleben, wo ein Zusammenwirken seiner edelsten Geister durch eine glückliche Konstellation bedingt, Statt findet, — mag der Literar-Historiker zum Behufe einer geordnetern Darstellung und leichteren Uebersicht solche Gruppen aufstellen und festhalten; — stets werden sich einzelne große, ja die größten Erscheinungen, auch aus den dunkelsten Jahrhunderten, wie Gestirne aus der Nacht, hervorthun, welche jene Eintheilungen von goldenen und ehernen Zeitaltern verwirren, indem sie aus sich selbst eine goldene Aera erschaffen. Denn das Höchste im Menschen, an keine Zeit und keinen Raum gebunden, entfaltet sich allenthalben, und strahlt uns oft,

daß wir freudig staunen, seine Glorie aus einem Dunkel zu, das wir für undurchdringlich gehalten hatten. So ergeht es mir, wenn ich mich jener Abendtafel nahe; froh betroffen finde ich hier, nebst manchem trefflich zusammengesetzten Gericht, das auch nach köstlichen Leckerbissen noch genießbar erscheint, drei goldene Becher, gefüllt mit ächtem, schäumendem Tranke, unverfälscht, gesund, begeisternd; ja, der eine von ihnen perlt ein himmlisch reines Naß vielleicht an Chisers Quelle geschöpft, dem ich mit Gefühlen der Ehrfurcht mich nahe; kaum aber berühren die heiligen Tropfen meine lechzenden Lippen, so faßt mich würdige Sehnsucht: Liebe quillt aus dem Herzen auf, und die Hand strebt, das glänzende Gefäß den Durstenden zu reichen, daß auch sie die Beseligung empfinden.

Hatifi, geboren zu Dscham, ein Schwestersohn des großen Dschami, wagt es, nicht nur mit seinem berühmten Oheim zu wetteifern, sondern selbst Firdusi's geweihte Fußtapfen zu betreten. Wenn er gleich in diesem letztern Wagniß, nach dem Urtheile der Kenner, die Ohnmacht eines entarteten und gealterten Nationallebens bestätigte, so spricht sich doch in Allem, was von ihm vorliegt, ein so streng eigenthümlicher Geist aus, daß man sich genöthigt fühlt, ihn als Eigennatur anzuerkennen, und in den Reigen dichterischer Wandelsterne am östlichen Himmel mit aufzuführen. Ein strenges, kaum eigene Selbstbefriedigung gestattendes Bewußtsein von Sollen und Können, unerschütterlicher sittlicher Ernst, hohe, fast platonische Idealität, Rein-

heit und Kraft, beharrliches Streben, Reife des Verstandes bei tiefer Glut eines liebevollen, vielleicht oft verwundeten Herzens, ächte Religiösität, die wohl im höchsten Alter zu anhaltender Betrachtung der Vergänglichkeit ir, discher Formen, beim wiederkehrenden Gefühle eigener Gebrechlichkeit und Abnahme, stimmt, und einen trüben Schleier der Wehmuth über das Gemälde des Lebens wirft, — diese Eigenschaften machen Hatifi's Töne und Bilder so rührend und eindringlich, daß sie selbst nach den erhabensten Vorbildern noch wirken und bezaubern. Vierzig Jahre lang arbeitete der ernste Mann unverdrossen an einem Werke, und am Schlusse genügte er sich nicht. Mehr als achtzig Jahre war er alt, als er erst den Entschluß faßte, mit Nisami die gleiche Bahn zu betreten. Wäre doch uns jungen europäischen Dichtern ein Theil jener Selbstverläugnungskraft gegönnt, welche es diesen Orientalen möglich macht, erst im hohen Alter die Früchte ihres Denkens den Zeitgenossen mitzutheilen! Wenn man nun mit diesem Alter die Farbe des Gedichtes vergleicht, das damals von seinem Kiele floß, so gesteht man gern, nichts Aehnliches je gewahr geworden zu sein, — einen europäischen Maßstab wenigstens durchaus nicht anlegen zu können; denn man darf wohl sagen, das Feuer unserer jugendlichen Poeten sei Wasser gegen die Glut edler Schwärmerei, welche Medschnun und Leila durchströmt. Diese Glut aber liegt bloß in des Dichters Innern; nicht von zusammengelesener oder gewaltsam herausgeschraubter Bilder Ueberschwenglichkeit mühsam angeblasen, entquillt sie einer warmen, reinen, Gotterfüllten Brust; und Hatifi's Sprache

ist vielmehr auffallend einfacher, als die seiner meisten Zeitgenossen, die ihren Ruhm hauptsächlich in der Anhäufung der von ihren Vorgängern gepflanzten Blumen suchten, woraus dann der so berufene, häufig zur Travestie verwendete „orientalische Styl" hervorging. Am bilderreichsten wird er eben bei der Betrachtung des Vergehens, und schmerzlich ergeben ruft er sich selbst zu:

Du, über achtzig Jahre alt,
Warum gedenkst Du nicht des Todes?
Verzicht' auf Lebensphantasien,
Gedenke immerfort des Todes!

— — — — — — — —

Dein Haar ist weiß, um das Gewebe
Des Leichentuchs Dir vorzuhalten;
Verschwunden ist der Jugend Nacht —
Des Todes Morgen bricht schon an:
Den engen Weg Dir zu erleichtern,
Hat Dich das Alter krumm gebeugt.

— — — — — — — —

Es wird Dir schwerer das Gehör:
Um Böses nicht mehr anzuhören;
Und Deinem Aug' entflieht das Licht:
Um Böses nicht mehr anzuschauen.

„Saib" — sagt v. Hammer am a. O. — „ist vielleicht der einzige unter allen persischen Lyrikern, der den Titel eines philosophischen Dichters vorzugsweise verdient; — indem er, die Klippen der Sinnlichkeit wie der Mystik vermeidend, die ewigen Aussprüche der Vernunft

und die praktischen Wahrheiten des Verstandes in dem tiefen und klaren Fluthenspiegel schöner Rede darlegt. Ernst und besonnen, und doch ergreifend und eindringend, verdient er, wie wenig andere Dichter, im vollsten Sinne seinen Dichternamen, welcher „der Durchdringende" heißt." Dieses von Kennerhand entworfene Bild vergegenwärtigt uns vollkommen die großen Eigenschaften Saib's; und sollte ein so ausgezeichneter Name unter denen der Nachahmer ungewürdigt verhallen? Man braucht nur einige Ghaselen seines Diwans zu lesen, um Achtung, Neigung, ja Vorliebe für ihn zu gewinnen; und es ist sehr möglich, daß seine Denk- und Dichtart, wenn sie bekannter wäre, nächst der Saadi's, dem europäischen Sinne mehr als die der meisten übrigen Orientalen zusagen würde. Er hält ein, dem gebildeten Talente mehr als dem Genie, und einem kultivirten mehr als einem ursprünglichen Zeitalter angemessenes juste milieu, sowohl in Gedanken, Empfindungen, als im Ausdrucke; die Gedanken halten sich fern von schrankenloser Mystik, wie von der Beschränkung des Islamismus; die Empfindungen erwärmen, ohne zu erhitzen; der Ausdruck hat eine kräftige Fülle ohne Schwulst. Nirgends wird Saib panegyrisch bis zur Erniedrigung; weder die Macht noch die Liebe kann ihm das edle Gefühl seines Werthes entreißen; aber auch dieses, da es mehr auf dem Bewußtsein erworbenen Charakters als angebornen Genies ruht, steigert sich nie zum Selbstlob; und es genügt ihm, dem Herrn „für ein Inneres, das nach Weisheit strebt, zu danken", und „Hafis mit holder Zunge und mit holdem Ton sein Vorbild" zu nennen.

Doch glaube man nicht, sein ganzes Verdienst sei negativ; es bezeichnet ihn vielmehr ein gewisser Schwung der sittlichen Kraft und des Muthes, eine idealische Tendenz, von Lebenserfahrungen hervorgerufen, und zu praktischer Weisheit ausgebildet, — als ihm ganz eigenthümlich; Vorzüge, die unwillkürlich an unsern Schiller erinnern, und schon den Uebergang zu einer Periode andeuten, die den nächstfolgenden herrlichen Dichter hervorzubringen im Stande war. Man wird demgemäß verstehen, was er mit den Versen sagen will:

Darum steht der Wunsch des Volkes
Nach Saib's Gedankenfülle,
Weil er an die Art und Weise
Des Hafis von Schiras mahnt.

Feisi, der letzte, aber ewige Stern erster Größe am Abendhimmel persischer Dichtkunst*), — von dem man wohl sagen möchte, wenn es nicht allzu sibyllinisch klänge — daß er, abschließend die zauberische, bedeutende Welt der alten Volks- und der Korans-Poesie, die Geburt einer neuen Zeit, einer Morgenröthe der Kultur, vorahnend, dem Orient verkünde. Einsam steht er da, am Abend romantischer Jahrhunderte; und sieht die Nacht hereinbrechen, die ihn nicht irrt, denn er hat das Licht gesehen, welches

*) Denn persisch sind seine Werke verfaßt, obgleich er von Geburt ein Indier war.

gewiß aufgehen wird, und auf dessen Herrlichkeit die Augen seiner Brüder zu lenken, das Tagewerk seines Lebens, das heitere Thema seiner Akkorde ist. Jeder Stern, der die Nacht durchfunkelt, jeder Blitz, der durch ihre Räume zischt, ist ihm ein Bote des Tages, den sein weissagendes Lied huldigend begrüßt, bis er, eine ernste Memnonssäule, dem ersten, segnenden Strahl der Göttin in himmlischem Entzücken erklingt. — Bruder des erhabenen Wesirs Abul-Fasl, Günstling des großen Schah Akbar, wird er von diesem zu den Bramanen gesendet, um, unter dem Scheine eines Proselyten, in ihre Mysterien zu dringen und sie dem Sultan zu verrathen. Den uralten Kultus zu vernichten, damit der Islamismus verherrlicht werde, hatte der Herrscher beschlossen. Feisi gehorchte dem Befehle der Sendung: er ging und kehrte wieder; aber siehe da! nicht als Verräther, sondern als Vertheidiger der edelsten Menschen, jener Weisen, „die auf der Erde und nicht auf der Erde wohnen, in fester Burg ohne Befestigung, ohne Besitzthum im Besitze von Allem" (Philostr. d. ä. Ap. III. 15.); als ihr Jünger und Freund trat der Dichter vor den König hin; die Kraft seiner Ueberzeugung, von dem Athem der Liebe beseelt (siehe v. Hammer a. a. O., S. 400), goß Zauber in seine Rede, und wirkte im wohlwollenden Monarchen den schönen Sieg einer Duldung, welche den Namen des Großen, den der Fürst führte, bekräftigte und unvergeßlich macht. Der Dichter aber hinterließ uns als Vermächtniß beseligender Weisheit jenes Buch, welches zwar nur den kleinsten Theil seiner Werke ausmacht, kraft des inwohnenden Geistes aber zu den

Denkmalen reiner Menschheit gehört, und seinem Urheber den Platz anweist, auf dem wir ihn mit Verehrung gewahren. „Sonnenstäubchen“ (Serra) hat er es überschrieben; in tausend und einem Verse besteht es, in welchen der Sänger dem Lichte huldigt. Weder Gehalt noch Behandlung eines solchen Werkes läßt sich, ohne demselben unrecht zu thun, näher erörtern; möchte die Würdigung, womit wir es aufnehmen, Befähigte anregen, sich an's Ganze zu wagen, und es in unserer Sprache uns zur Erbauung vorzulegen! Ich füge nur noch hinzu, daß auch in seinen übrigen Gedichten ein Geist stiller Heiterkeit, reinen Seelengenusses, und friedlicher Duldung weht, der uns wie Paradieses-Luft anweht; und setze die Worte her, mit welchen er jenes wundersame Buch schließt:

Dieser Redepalast, den ich erbauet als Meister,
Ward auf meinen Wink tausend-einsäulig geschmückt;
Alle Züge des Plans entlehnt' ich der ewigen Sonne,
Aller Sinn ist von Gott, und nur die Worte sind mein.

Als der ewige Herr in die Hand mir den Schlüssel gegeben,
Schlossen Schätze des Sinns meinem Verstande sich auf;
Als ich der Sonne Preis gesungen am Morgen in Hymnen,
Sah ich, wie sie das Haupt senkte vom Himmel zu mir.

Sei es gestattet, zum Andenken des herrlichen Dichters, gegen welchen die Prosa der Kritik ohnehin im größten Nachtheil erscheint, einige Verse als Abschluß anzuführen, wie sie das erste Staunen über eine solche Erscheinung in mir erzeugte:

So ist auch Dir das heil'ge Licht geworden!
Auch Du erklangst, vom Morgenstrahl berührt,
Und hast für Dich die edle Glut geschürt,
Wenn gleich dein Volk erlag den rohen Horden.

Und so vereint in rührenden Akkorden
Der tiefste Wunsch, den jede Brust verspürt,
Der stille Glaube, der zum Höchsten führt,
In Harmonie Ost, West, und Süd und Norden.

Es ist ein reines, inniges Genießen —
Dieß Frag- und Antwortklingen zu belauschen,
Wie's, unverstanden, durch die Lüfte schallt:

Und wie es jetzt nur leise widerhallt,
So wird's — wir hoffen's — ineinander fließen,
Und Preis des Höchsten durch die Welten rauschen.

Nachdem ich nun, was ich im Einzelnen den Erläuterungen Goethe's beizufügen hatte, entwickelt, erübrigt nur noch, die Uebersicht, welche er als Resumé von der ganzen persischen Dichtkunst gibt, mit Rücksicht auf diese Modifikationen und Erweiterungen, zum Schlusse hier zu erneuen, indem ich dem Siebengestirn, das er aufstellt, eine würdige zwölf substituire.

Ueberblicken wir also die Folgereihe persischer Dichter, so gewahren wir, daß

Firdusi, ein großer, freier, nationaler Charakter, die ganzen vergangenen Staats- und Reichs-Ereignisse, fabelhaft oder historisch aufbehalten, vorwegnahm; so daß

einem Nachfolger nur Bezug und Anmerkung, nicht aber neue Behandlung und Darstellung übrig blieb.

Omar Chiam, an Freiheit und kühner Eigenheit ihm zu vergleichen, bedingt vielleicht durch seine geistreiche Schrankenlosigkeit eine folgende enkomiastische und mystische Epoche.

Enweri hielt sich fest an der Gegenwart. Glänzend und prächtig, wie die Natur ihm erschien, freud- und gabevoll erblickt er auch den Hof seines Schah's; beide Welten und ihre Vorzüge mit den lieblichsten Worten zu verknüpfen, war Pflicht und Behagen. Niemand hat es ihm hierin gleich gethan. Aber, wunderbar genug, um ein Gleichgewicht darzustellen, ergab er sich zugleich der bittersten Satyre, — bis er, am Ende seines Lebens, von Lob und Schimpf ausruhte, und die Kraft seiner Verehrung auf Gott, seines Tadels auf sich selbst richtete.

Nisami griff mit freundlicher Gewalt alles auf, was von Liebes- und Halbwunder-Legende in seinem Bezirk vorhanden sein mochte; alles aber bezieht er auf das Sittliche, und findet in einem liebevollen Handeln allen Räthseln die beste Auflösung.

Attar erscheint in der ersten Einfachheit und Glorie alter Mystik, die noch auf ethischer Grundlage ruht, und entzündet.

Dschelaleddin Rumi zu ähnlichen Studien, der sich aber, jene Grundlage verlassend, in eine räthselvolle Welt abstruser Gebilde verliert, in den Ozean ahnender Gefühle träumerisch untertaucht, und mehr verwirrt, als beruhigt. Glücklicher Weise wird

Saadi, der Treffliche, in die weite Welt getrieben mit gränzenlosen Einzelnheiten der Empirie überhäuft, denen er allen etwas abzugewinnen weiß. Er fühlt die Nothwendigkeit, sich zu sammeln, überzeugt sich von der Pflicht zu belehren, und so ist er uns Westländern zuerst fruchtbar und segenreich geworden.

Hafis, ein großes, heiteres Talent, begnügt sich, alles abzuweisen, wornach die Menschen begehren, alles bei Seite zu schieben, was sie nicht entbehren mögen, und erscheint dabei immer als lustiger Bruder ihres Gleichen. Er läßt sich nur in seinem National- und Zeitkreise richtig anerkennen. Sobald man ihn aber gefaßt hat, bleibt er ein lieblicher Lebensgeleiter. Wie ihn denn auch noch jetzt, unbewußt mehr als bewußt, Kameel- und Maulthiertreiber fortsingen, keineswegs um des Sinnes halber, den er selbst muthwillig zerstückelt, sondern der Stimmung wegen, die er ewig rein und erfreulich verbreitet. Er ist der wahre Dichter: wie Homer befreit er uns noch nach Jahrhunderten durch die glorreiche Macht der Rhythmen von der Last des Tages.

Dschami, allem gewachsen, was vor ihm geschehen, und neben ihm geschah, band dieß alles zusammen in Garben, bildete nach, erneuerte, erweiterte, mit der größten Klarheit die Tugenden und Fehler seiner Vorgänger in sich vereinigend.

Hatifi trat noch nach ihm in derselben Sphäre auf; und nur seine Beharrlichkeit, sein großer Wille, eine ernste Tiefe seine noch im Alter jugendliche Glut

und Kraft, durften es wagen, zu einem solchen Vergleich aufzufordern.

Saib, der philosophische Lyriker, nähert sich unläugbar einer neuern, reflektiven Zeit, welche mehr Besonnenheit, und auf sich selbst gestützte Thatkraft fordert, als poetische Beschaulichkeit. Weisheit Einzelner war längst im Osten heimisch; Bildung Aller soll sich nun geltend machen, und so schließt sich mit

Feisi die Wunderwelt des Orients dämmernd ab, indem er zugleich, aus der Nacht, die nur Durchgang ist, wie der Stern des Morgens aus Gewölken, verhüllt auf höhere Entwicklungen deutet.

Wer zum Symbolisiren geneigt ist, dem muß sich, wenn er diesen Zodiakus überblickt, die Betrachtung aufdringen, daß hier mehr noch als bei Goethe's Siebengestirn eine bedeutende sinnbildliche Folge sich darstellt, die uns den Gang menschlicher Bildung überhaupt, bei Einzelnen wie im Ganzen, vor's Auge bringt. Ein Mährchen- und Heroenleben schwebt dem Jugendalter vor, das, wenn es auf dem Boden der Wirklichkeit sich nicht halten will, dem fröhlichen Genusse Platz macht, der in's gesellige Treiben verwickelt. Hier werden wir abwechselnd zur Anerkennung und Satyre angeregt, bis wir lernen, um die innere Forderung nach einem sittlichen Dasein zu befriedigen, bei unserer eigenen Besserung anzufangen. Die innere Welt erschließt sich uns, wir werden ein geistig Unendliches gewahr, das uns in seinen Unergründlich-

keiten zu verschlingen drohte, wenn nicht bittere Erfahrungen uns wieder in den Weltlauf zurückrissen, und unsere Anforderungen allmählig zu jener Genügsamkeit herabstimmten, welche das eigentliche Element des Glückes ist. Wir genießen nur, indem wir uns nach allen Seiten bilden und beschäftigen; wir geben zu genießen, indem wir leisten; allein jene alten Forderungen, die tiefsten unseres Geistes, kehren wieder, und, was wir jugendlich vom Augenblicke, vom raschen Drang erwartet hatten, lernen wir nun, indem wir den Wegen des Ganzen denkend nachforschen, von der ewigen Vorsehung mit Ergebung hoffen, die gläubige Seele ehrfurchtsvoll dem Lichte zugewendet.

Ich überlasse die Zusammenstellung dieser Betrachtung mit jenem Zyklus dem Leser, und, indem ich hoffe, zum weitern Denken Stoff genug gegeben zu haben, schließe ich meine Ergänzungen mit dem Wunsche, daß sie etwas zur Vermehrung, zur Auffrischung der Liebe an orientalischen Studien, und zur Kenntniß des Orients bei Jenen, die sich ihnen nicht widmen können, beitragen möchten! Denn ich bin überzeugt, daß im Oriente das Kraut wächst, welches die Kraft hat, manches Leiden der modernen Poesie zu heilen, und dabei den Vorzug besitzt, auch dem Gaumen zu behagen.

Einwirkungen Goethe's.

Die holden jungen Geister
Sind alle von einem Schlag;
Sie nennen mich ihren Meister,
Und geh'n der Nase nach.
Goethe.

Das nennest du unnütz, wenn von deinem Wesen
Auf Tausende herab ein Balsam träufelt?
Derselbe.

Goethe's große Eigenthümlichkeit wirkte auf seine Umgebung auf eine dreifache Art. Schwache, kleinliche, und dabei, wie immer, eitle Naturen, die ihn auf keine Weise zu fassen fähig waren, denen nur sein Ruhm und der sichtbare Ausdruck von Großheit, der ihm so eigen war, imponirte, — suchten, so wohlfeil sie nur immer konnten, von diesen letzten Aeußerlichkeiten etwas an sich zu bringen, —

„und wie er sich räuspert und wie er spuckt,
das haben sie ihm glücklich abgeguckt;"

die Jünglinge, die seine Jugend mitlebten, thaten, als kämen sie ohne Umweg aus Jaxthausen, Wahlheim oder Auerbachs Keller; — ja wenn's nur überhaupt ein Keller war! es war ihnen ganz genial zu Muthe, und sie ge=

dachten vor der Hand, ehe sie die Welt mit ihren Schöpfungen erbeben machen wollten, sich's recht wohl sein zu lassen.

Der Rausch ging vorüber, die Jugend alterte, — aber die Narrheit blieb, oder vielmehr wuchs; denn der Jugend vergibt man sie, dem Alter nicht. Goethe kam, mit Steinen und Antiken beladen, aus Italien, sprach wenig, und war vornehmer geworden. Nun setzten Jene die Brille auf die Nase, gaben sich das Ansehen, Kunstkenner zu sein, und ließen dann und wann ein gnädiges Orakel zu uns armen Sterblichen herniederschallen. Sie thaten, als sei ihnen eben so ruhig zu Muthe, wie ihrem Meister, als stecke hinter ihren vieldeutigen Reden eben so viel Sinn als hinter den seinen. Dieß war das abscheuliche Unheil der Goethe-Thuerei, aus dem wir, leider! noch nicht völlig erlöst sind. — Eine zweite Art der Einwirkung, jener völlig entgegengesetzt, erlitten kräftige, originelle Naturen, die entweder eine innere Diskrepanz mit Goethe's Wesen in sich fühlten, oder von vorneherein jeder Uebermacht feind, je mehr seine Würde sich entfaltete, desto mehr sich gegen sie waffneten. Diese Gegner haben dem Dichter, sobald sie nur wahr und ehrlich waren, weit weniger geschadet, als jene Nachbeter; jetzt, wo Goethe's Eigenthümlichkeit und Verhältniß zu seiner Zeit und Welt immer klarer wird, werden ihrer immer wenigere, aber manche bedeutende fahren noch fort, sich auf ihrem Sattel zu behaupten. — Die dritte Art seines Einflusses, den er zumal in nächster Nähe geübt zu haben scheint, war die erfreulichste. Sie glich der Wir-

kung, welche dieselbe Eine Sonne auf die mannigfachen Produkte der irdischen Vegetation ausübt: Jedes dieser Gewächse gedeiht nach dem Maßstabe, der ihm eingeboren ist. Und so kam durch Goethe's Anregung, aber ohne seinen Zwang, mancher treffliche Geist zum Bewußtsein seiner selbst und der Sphäre, in welcher er für sich etwas darstellen konnte, was, in demselben Kreise, keinem andern möglich war. Unterdrückung eigener Kräfte aus Verzweiflung am Gelingen, im Anblicke eines übergewaltigen Geistes, wirkte Goethe gar nicht; denn sein ganzes Sein, Dichten und Lehren war anregend, aufmunternd, fördernd, belebend. Von jeder der geschilderten Wirkungsarten geben die mannigfachen erschienenen Korrespondenzen interessante, der Menschenbeobachter darf wohl sagen, instruktive Beispiele. Uns ist es, indem wir uns von den odiosen, uns leider nur zu gegenwärtigen der ersten und zweiten Art abwenden, nur darum zu thun, an der stillen Betrachtung zweier reinen, an's Wunderbare grenzenden Verhältnisse der dritten Art, unser Denkvermögen zu üben und unsern innern Sinn aufzubauen. Nichts scheint mir unserer Zeit mehr zu gebrechen, und nichts scheint sie mir eben mehr zu bedürfen, als daß das Aechte, das Tiefe, das sich in ihr bewegt, an's Licht gezogen, und — nicht im Posaunenton wieder zu Grabe geblasen — sondern erkannt, und durch Erkenntniß der dürstenden Menschheit angeeignet werde.

1.

Schon vor mehreren Jahren bekamen wir, wenn ich nicht irre, im Morgenblatt, und darauf in den Blättern für literarische Unterhaltung, Auszüge aus den Tagebüchern und Briefen der Frau R. Fr. Varnhagen v. Ense zu lesen, die durch eine blitzartige, aphoristische Lebendigkeit die Aufmerksamkeit des Lesers anzogen, und sobald diese gefesselt war, sofort die ernsten Kräfte des Geistes und Gemüthes in Anspruch nahmen. Man war dabei mehr angeregt, als befriedigt, und wünschte eine deutlichere Vorstellung von der Bildung, Denkart und den Verhältnissen einer so merkwürdigen Frau erlangen zu können. Der Wunsch ist erfüllt. Der Gemahl der Verewigten, der als Biograph und als Literator im edelsten Sinne des Wortes rühmlichst bekannte Varnhagen von Ense, legt erst einem engern Kreise von Freunden und „Gleichgesinnten" und nun auch dem größern Publikum in drei ziemlich beleibten Bänden die Schätze eines reichen, gebildeten Lebens vor. Wenn ich diese Notizen der folgenden Darstellung vorsetze, so geschieht es, um mit wenigen Zügen die Schwierigkeiten anzudeuten, die dem Besprecher eines solchen Buches entgegentreten. Der Leser wird also nicht die Lösung eines so verwickelten lebensgeschichtlichen Problems, sondern die Darlegung desselben, wie sie sich auf wenigen Blättern geben läßt, erwarten.

Wir haben es hier mit einer Natur zu thun, und zwar mit einer eben so zarten, als grandiosen; dabei

haben wir die Verhältnisse zu betrachten, unter welchen sie sich entfaltete, und diejenigen, welche — ich weiß nicht soll ich sagen: hemmend oder bestimmend — auf sie zurückwirkten. Unter diesen letztern verstehe ich die kranken Zustände, die Raheln durch ihr ganzes Leben begleiteten, ja, so sehr in dasselbe verflochten waren, daß man wohl ihre Krankheit ihr Leben nennen dürfte. Man sieht, daß hier, wenn ein vollkommenes Verständniß bezweckt werden soll, eine pathologische Betrachtungsweise einzutreten hat; man sieht ferner, daß sich ein Naturell dieser Art in einem Jahrhunderte die innigste Theilnahme zu versprechen hat, welches, in einem ähnlichen krankhaften Prozeß begriffen, einer ähnlichen Betrachtungsweise anheimfällt.

Die Zartheit dieser Natur ist so ungemein, daß auch die winterlichsten Stürme des Lebens, und was mehr ist, die nüchternste Wahrheit und eisige Strenge der Reflexion ihr keine Rauhheit aufzudringen im Stande waren. Daher die schöne Eigenschaft, welche gewiß jeden fühlenden Leser dieses Buches auf's Freundlichste anspricht, daß bei allem tiefen Ernste ihrer Studien, bei aller Gründlichkeit und Schärfe ihrer Untersuchungen, bei aller Kraft und Freiheit ihrer Ansichten, Rahel nicht einen Augenblick das Weib verläugnet. Sie wird vielmehr, was sie im innersten Gemüthe zu sein nie aufgehört, noch in den letzten Momenten ihres von Schmerzen jeder Art zerrissenen Daseins, wieder: Kind, in der rührendsten Bedeutung des Ausdrucks. „Ich darf mich im Leiden auf eine Ecke von Gottes Mantel legen; er erlaubt es;" — ist ihr Trost

in den bittersten Prüfungen. Eine stille Redlichkeit, eine heitere Einfalt bleibt ihr Ariadnen'sfaden in dem Labyrinthe des sozialen und literarischen Wirrwarrs, und nur dadurch ward ihr die Gunst, die sie mit Dank zu rühmen weiß: „bei altersmäßiger Reife alle Springfedern wahrer Kindheit und Jugend im Gemüthe zu behalten."

Großartig ist der Urtrieb ihres Wesens; er ging schon vor dem Erwachen der Denkkräfte außer die Schranken ihres eigenen Wohles und Wehes, wie wir mit Erstaunen aus ihren ersten, kindisch-erhabenen Briefen sehen. Er blieb in spätern und den spätesten Jahren der Richtung in's Unendliche, in's menschliche Große treu. „Ist", frägt sie mit mahnender Würde, — „ist Bewunderung nicht die eigentlichste Rührung, und das andere nur Mitleid?" — Griechen und Römer würden sie hierin begriffen haben. — Bei den kleinsten Objekten wendet sich ihr freier Blick auf die unendliche Verkettung, in der sie mit dem großen Ganzen leben — eine Großheit, die hin und wieder an die Selbstbetrachtungen Mark Aurel's mahnt; in allem forscht und gräbt sie nach der Wesenheit; überall frägt sie sich kühn, und antwortet sich unverzagt, wodurch alles, was sie sagt, den Charakter fester Originalität und Sicherheit erhält; welche Färbung noch dadurch erhöht wird, daß sie für jeden Zustand, jedes Aperçu, jede Phantasie, jedes Objekt des äußern wie innern Daseins in allen Winkeln der deutschen und französischen Sprache, und sei es in denen des Dialekts und Jargons, den wahrhaft kongruirenden Ausdruck sucht, so, daß denn auch ihre Terminologie ein ganz eigenes, anfangs dunkel und bunt

aussehendes Kolorit bekommt, mit dem man sich aber, dem bedeutenden Gehalt zu lieb, von dem es nicht zu trennen ist, gar bald und gern befreundet. Vielmehr erscheinen eben durch diese Eigenheit selbst gemeinere Erfahrungen, alltägliche Ergebnisse, einfache Betrachtungen in einem lebendigen Glanze selbst ausgestrahlten Lichtes, und wir erinnern uns an Goethe's „wie das Wort so wichtig dort war, weil es ein gesprochen Wort war." Diese Richtung ihres Geistes in's Große, ausgehend vom Bewußtsein eigener Kraft, verbunden mit tiefer und ausgebreiteter Bildung, macht es möglich, daß ihre Betrachtungen, wenn gleich nicht in einer abgeschlossenen, sich gegenseitig begründenden Gliederung, wie sie mehr dem männlichen Verstande zusagt, sich doch jederzeit von da, wo sie eben steht, auf die sonnenhellen Gipfel menschlichen Erkennens und Glaubens leiteten, daß sie zu Resultaten gelangte, die nur dem Gesetzgeber, dem Erzieher des Menschengeschlechtes in der Stunde der Weihe sich offenbaren, und die ihrem Detaillir-Naturell ohne jene Tendenz ihres höchsten Sinnes wohl immer fremd geblieben wären. Bleiben sie es doch ewig dem größern Theile des menschlichen, dem größten Theile zumal des weiblichen Geschlechts! — Und so gelingt es ihr, mit der Unschuld eines Kindes und dem Scharfsinn eines Sophisten Probleme zu lösen, welche nur aufzustellen die Schule Bände bedarf. Wenn sie z. B. die Verse hinschreibt:

Unser Wille ist der Gang
Nach dem Zwang;

Immerhin, es sei!
Einsicht macht uns frei —

so können wir nicht verheimlichen, daß allen Dialektikern über das grilligste Thema der Metaphysik ein solcher Blick zu wünschen wäre. Ja, man muß zugeben, daß eben die rhapsodische Art, mit der sie in den Lehren der Philosophen gleichsam die Lebenspunkte (die puncta salientia) aufzuspüren weiß, ihr wie im Spiele einen letzten harmonischen Zusammenklang vernehmbar macht, in dem sich die verschiedensten Stimmen zuletzt vereinen, ohne es zu wissen, weil jede, gewohnt nur sich zu lauschen, die Schwestertöne überhört. „Mir kommt vor", sagt sie, „als sagten alle Philosophen dasselbe, wenn sie nicht seicht sind;" den Unterschied findet sie nur darin: „daß sich Jeder bei einem andern Nichtwissen beruhigt." Die Geister der Weisen werden ihr hier lächelnd zunicken; wissen sie doch, daß sie Alle Spiegel Eines Lichtes sind, — freilich vom klarsten zum trübsten in gar vielfachen Abstufungen!

Die Verhältnisse, unter deren Aegis sich eine solche Natur entwickelte und zur Reife gedieh, waren wohl geeignet, eine schöne, vielseitige, intensive Ausbildung zu erzielen. Im Mittelstande geboren, früh dem Einfluß einer Glaubensgenossenschaft, in welcher offene Imagination, Sentimentalität, Bizarrerie und Witz heimisch sind, — so wie dem einer norddeutschen, städtischen Ueberbildung hingegeben, welcher die Wirkungen des erstern noch erhöhte, — früh als eigenkräftig und einsichtsvoll anerkannt, und diese Vorzüge praktisch im Familien- und nächsten Freund-

schaftskreise bethätigend, — früh in der strengen Schule körperlicher und geistiger Leiden durchgearbeitet, — allmählig in die Cirkel der feinern, zumal mit Literatur verflochtenen Gesellschaft hineingezogen, die Welt und ihre Interessen beim Scheine der Lampe mit ihren Büchern, wie im verworrenen Geräusche des Salons übersinnend, und nach und nach mit den Sternen des sozialen wie des literarischen Himmels vertraut gemacht, — kann Rahel uns und der Nachwelt zum Maßstab des Höchsten dienen, was einer Frau unserer Zeit und unseres Vaterlandes an Kultur erreichbar ist. Wir müssen aber den Leser auf den Briefwechsel verweisen, wenn er sehen will, wie aus den rohen Zügen, die wir entwarfen, das interessante Bild sich zusammenfügt. Goethe's mächtige Einwirkung darf hier nicht unerwähnt bleiben. Sie war weit mehr, als eine persönliche zu sein pflegt; und wenn dieser große Geist in allen edleren Gemüthern seines Volkes lebt und leben wird, so hat Rahel ganz und gar in ihm gelebt. Ein Verhältniß, welches mit dem sogenannten magnetischen Rapport die größte Aehnlichkeit hat, trat hier ein: und dieses führt uns auf das Hemmende in ihren Verhältnissen, das wir oben angedeutet, und nun genauer zu bezeichnen haben.

Rahel kann nämlich nicht verstanden werden, sobald man sie nicht als **krank** versteht. Eine bis zu jenem Grade, der noch Klarheit des Bewußtseins erlaubt, gesteigerte Sensibilität, mit verhältnißmäßig zurückgehaltenem vegetativen Leben, konstituirt die Eine Hälfte ihres Wesens, wenn wir die andere den freien Wirkungen ihres Geistes

zugestehen müssen. Nur einige Züge zu diesem Bilde: „Um 2 Uhr in der Kirche;“ schreibt sie im Jänner 1820 ... „hinter mir ein Mensch umgefallen. Ich erschrocken, krank davon den ganzen Tag;“ — bald darauf: „dann den Abend im größten Schnee zu Hause; mir verging dreimal die Luft gänzlich; ich glaubte zu sterben, und rang wie im Wasser.... Ich war den ganzen Tag zittrig und krank davon.“ Im Jahre 1832 wünscht sie Ernestinen Robert „Harmonie mit der Atmosphäre“ als das Erste, Unentbehrliche; „wem Hygiea den Rücken kehrt“ — fügt sie schön hinzu — „der sieht Apoll auch nur abwärts gewendet.“ Ihre Briefe zur Zeit der Cholera sind in diesem Betracht merkwürdig. So floß ihr Leben zwischen Briefschreiben, Theetrinken und Kranksein hin, ein Kampf-Terrain wechselnder Einwirkungen von Außen, und einer höchst erregbaren Stimmung von Innen. Durch diese Stimmung wird die bis zum Durchsichtigen geläuterte Empfänglichkeit für Influenzen jeder Art, von denen der Witterung bis zu denen menschlicher Geister auf sie begründet, wodurch sie gleichsam eine konduktorische Eigenschaft erhielt; durch sie das Abspringen von einem Objekte zum andern, die Geistes-Oszillation; Resultat einer krankhaften Reizbarkeit, der ein behagliches Verweilen unmöglich ist; weßhalb denn ihr bunter, zerrissener Redestyl dem an schrittweise Folgerichtigkeit, an Steigerung und Entwicklung gewohnten männlichen Leser Unbehagen verursacht, so daß man sich in ihre Briefe mit Neigung hineinlesen muß, um sie, in ihrem Sinne, zu „goutiren;“ durch sie das stete Aufmerken auf sich selbst, nicht bloß in

sittlicher, sondern auch in materieller Beziehung, wobei sie sich, so gut es gehen will, als Phänomen zu fassen und zu zergliedern sucht — ein Geschäft, welches vom Gesunden nie so sorgfältig ausgeübt wird, welches ihm auch nie in diesem Grade gelänge. Und da der Mensch doch nie aus seiner Haut heraus kann, stelle er sich wie er wolle, so mag man unsere Zeilen als Ergänzung des Bildes von fremder Hand betrachten, welches die eigene so musterhaft zu skizziren wußte.

Ich habe oben diese krankhaften Zustände nicht bloß hemmend, sondern überhaupt bestimmend genannt; und in der That, wenn es im Allgemeinen wahr ist, daß Fehler so gut wie Tugenden zum Ganzen eines Menschen gehören, so tritt hier insbesondere der Fall ein, daß wir uns eben die schönsten, merkwürdigsten und eigensten Vorzüge Rahel's nicht ohne ihre Mängel, nicht ohne ihre Krankheit denken können. Ihre penetrantesten Aussprüche, ihre, wie Blitzstrahlen sternenlose Nächte aufhellenden Seherworte, ihre tiefsten Empfindungen, welche die geheimen Saiten unseres Herzens ertönen machen, — was sind sie anders, als Divinationen einer Clairvoyante? Nicht einer eisernen Kette von Schlüssen entgliedert, sondern Blüten und Früchte, dem Wunderbaum erhöhten Gemüths- und Nervenlebens im Zauber des Augenblicks entwachsen. Ich fürchte, für manchen meiner Leser hier seltsam und mystisch zu werden, und breche deßhalb ab. Das Gesagte reicht hin, ihre Zustände zu beleuchten; und wer die angedeuteten Wege verfolgt, wird mehr inne werden, als ich sagen konnte; wird in dem Wechselwirken einer zart organisirten Natur,

eines frühreifen Geistes und schmerzenreicher Jahre, leicht auch die Wurzelfasern jener schönen Religiosität finden, welche Rahel's eigenstes Lebensergebniß, und worin sie Virtuosin war.

Aus den, im Allgemeinen über eine so denkwürdige Erscheinung angestellten Reflexionen, wird sich sofort manche Einzelnheit, die, aus dem Ganzen gerissen, räthselhaft dasteht, erklären lassen. Ihr Verständniß, z. B. Goethe's, tief und lebendig wie es ist, ist doch kein solches, wie man es dem Philosophen, dem Naturforscher zuschreibt, wenn er ein Gegebenes aus seinen nothwendigen Bedingungen, in seinen nothwendigen Folgen, begreift; es ist eher eine Sympathie, als eine Einsicht zu nennen. Sie faßt das einzelnste, das gelegentlichste, bedingteste, flüchtigste seiner Worte auf, und weiß — man darf nicht sagen: etwas unterzulegen, sondern — das Lebendige darin dergestalt herauszufühlen, daß den, der mit ihr zu fühlen geeignet ist, ein Staunen überfällt, welche Fülle des Erlebten ein ächtes Dichterwort in sich schließt. Selbst die abgeschlossensten Philosophen, einen Spinoza, den „ehrlichen, unpersönlichen, stillen, milden Denker," von dem sie aber gerade das wunderbarste und zugleich praktischeste Kapitel de affectibus „ennuyirt," St. Martin, Fichte, „ihren Herrn und Meister," nimmt sie so bei einem Ende des Fadens auf, entwickelt mit glücklichem Takt Resultate aus dem Knäuel, und so geschieht es, daß, indem sie Jedem das Erlebte nachlebt, in ihr die separatesten Ansichten und Kredo's sich vertragen. Denn freilich liegt in jeder konsequenten philosophischen Doktrin etwas Aechtes, das zum

Höchsten führt: nämlich die Prozedur des menschlichen Denkvermögens. Rahel weiß nichts von der Unverträglichkeit jener drei erwähnten Konfessionen; sie weiß nur, daß alle der Einen Sonne zustreben, die ihren Strahl auf alle herabsendet.

Wenn wir nun diesen Gesichtspunkt festhalten, so werden wir billiger gegen ihr nicht selten befremdendes Urtheil über Schriftsteller und öffentliche Charaktere, mit dem man durchaus nicht übereinzustimmen vermag; selbst über ihren Goethe, den sie nicht immer völlig erräth: man begreift ihre eigene Verwunderung über das, was ihr an manchem ihrer Lieblinge unbegreiflich erscheint, weil sie das Woher und das Wozu vergißt. Dahin zähle ich ihre Kritiken über die Novelle vom Prokurator und der jungen Frau in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, die der Erzähler vorzugsweise „moralisch" nennt; über Hoffmann's Fräulein von Scuderi; über Walter Scott; wohl auch über die Briefe eines Verstorbenen; und so manches andere; dahin ihr Staunen über Novalis Nichtverstehen Wilhelm Meisters u. dgl. m.

Ein dem Leser sehr zu Hilfe kommendes Beispiel von der Art, wie sie über sich selbst raisonnirt, ist die Vergleichung, die sie zwischen sich und der Frau v. Staël anstellte: „Sie war gutmüthig und haßte Affektation, oder vielmehr: die ennuyirte sie zu Tod; und Ennui war ihr Aergstes; dies ist auch mein Aergstes; sonst vergeben wir viel. Die armen Menschen! sag' ich immer; pauvre nature humaine! sagt sie; aber wir sind sehr verschieden. Sie hat Talent, ich nicht. Wenn ich auch Bücher machte,

so schrieb ich nicht.... Sie vergriff sich sonst in Schätzung der Sentiments; und das sah aus wie Affektation in ihren Büchern; so etwas that ich auch in der frühesten Jugend nicht."

Zu ihrer Selbstbeobachtung gehört es, daß sie häufig am Eingange ihrer Briefe die Witterung und andere äußere Umstände, die während des Schreibens Statt fanden, zu schildern sucht. Sie will damit ihre ganze Situation, und die durch sie erregte Stimmung dem Empfänger vor die Seele bringen; sich als einen Komplex bestimmter Wirkungen heterogener und gleichnamiger Elemente naturgeschichtlich darstellen. Aber nicht bei der unfruchtbaren Beschauung dessen, was nicht in des Menschen Willkür gegeben ist, blieb sie stehen; sondern sie hörte nicht auf, wie sie es nennt, „an sich zu zimmern", — was ihr in den Stunden bitterer Prüfung, die ihr so zahlreich beschieden waren, heilsame Labungen bereitete. So kennt sie auch die in ihren krankhaften Zuständen begründete Unmöglichkeit, ein Ganzes frisch in sich aufzunehmen, treu zu hegen, und mit stiller Ausdauer zu vollenden. Es war wohl diese Erkenntniß, die sie bewog, wiederholten dringenden Aufforderungen zur Ausarbeitung irgend eines gegliederten Werkes zu widerstehen. Zur poetischen Hervorbringung, der lyrischen zumal, war sie übrigens befähigt genug, und obendrein getrieben. Nicht aus den eingestreuten Versen und gelegenheitlichen Gedichtchen, die höchst ungelenksam sind, ist dieß zu schließen, sondern aus ihrer Individualität und einzelnen Flügen ihrer Phantasie. Statt jeder weitern Erörterung folgende Zeilen, die sie zu einem

ausgeschnittenen Bildchen schrieb: „In milder Nacht, bei hellem Mond und sanfter Sterne Licht, in Blumenmitten, die freier athmen, und zu einander flüstern, was sie bei Tag verschwiegen, oder was verhört nur werden mußte; wenn noch verspätet Schmetterlinge jagen, die Schnecke ihren Weg verfolgt, still eine Biene einholt, was sie Tags im Kelche lassen mußte der Schlaf die Welt gefangen hält und befreit, Weste nur leise sich und schmeichelnd zu den Aesten wagen, Vögelchen nicht zu wecken; Gräser und Halme Abendthau auf ihren Häuptern wiegen, das ganze Thal ein Fest der Sehnsucht und der Ruh', ein Tag für Elfen und für ihre Spiele: fehlt nichts als eines lieben Mädchens Gegenwart; ihr Aug' und ihre Brust, dieß Fest zu überschau'n und zu empfinden; und was dem schönen Kinde nun noch mangelt, wird sie im Liedeston uns nun berichten." — So denkt, so wünscht man sich weibliche Dichtungen. Dieses liebevolle Eingehen in das heilige Stillleben der Natur, mit der Fertigkeit, die Fäden dieses Lebens durch angemessenen Ausdruck mit denen des menschlichen zu einem schönen Bilde zu verweben: ist Grundbedingung zur Lyrik. Auch an Betrachtungen über das Wesen der dichterischen Produktion ließ sie es — wie man denken kann — nicht fehlen. „Wechsel zwischen Bewußtsein und Nichtbewußtsein", sagt sie, „macht den Dichter, wie er den Menschen macht;" — und: „der Dichter brauche seine Stimmung, wie der Bildhauer den Marmor;" und so ist ihr der poetische Zustand ein fruchtbares Gleichniß des menschlichen. Vortrefflich unterscheidet sie die „Beschreibung" als subjektiv von der objektiven „Darstellung",

und weiß mit Geschmack und Schärfe einzelne Schönheiten der Dichter zu deuten.

Wenn sie häufig Bücher wie Menschen überschätzt, so hat sie dieß mit allen Bessern gemein, und es hat seinen Grund in der Schönheit ihres Gemüthes, dessen Spiegel reinigt und verklärt. Und hier wäre es am Orte, über das, was Rahel eigentlich war, über die sittliche Würde ihres Charakters, den Kern und Gehalt ihres Lebens etwas beizubringen, wenn nicht alles Vorhergehende, wie Radien aus einer Peripherie, nur nach diesem Zentrum hinwiese; wenn nicht die Erzählungen und Zeugnisse ihres Gatten und Anderer ihren Wandel als würdig und segenvoll darzustellen genügten; wenn endlich nicht jedes Wort über den eigentlichen und innersten Werth eines Menschen ein überflüssiges, ungenügendes, ja entheiligendes Zeichen dessen wäre, was nicht auszusprechen, und nur durch Schweigen genugsam zu ehren ist.

Doch fehlt es in ihren Briefen auch nicht an Aussprüchen, welche in bedeutungsvoller Kürze die tiefsten Geheimnisse einer schönen Seele wie die reifsten Früchte eines langen, der Menschheit liebevoll geweihten Nachdenkens, den Gleichgesinnten erblicken lassen. „Jeder trägt sein Schicksal in sich: Wünsche nach Dingen, ohne die er nicht weiter leben kann; ..... So lange wir nicht auch das Unrecht, was uns geschieht, für Recht halten, sind wir noch ohne Dämmerung; ..... Einsicht macht uns Menschen zu Sklaven der Pflicht; ..... Handeln ist an und für sich sittlich; da hebt es an; ..... Billigkeit, Haß, Liebe wird geübt, aber keine Gerechtigkeit; ..... Man

hat sich nicht, wenn man sich nicht streng faßt; ..... Was in der Welt ist liebenswürdiger und glücklicher als eine aufgeschlossene Seele für Alles, was Menschen betreffen kann? ...... Es gilt in allen Fächern, Handlungs- und Gedankenkreisen um dieselbe Sittlichkeit. Wahrheit oder Nicht-Wahrheit; die lieben ist sittlich sein; sie zu finden wissen, Verstand haben, — der Vernunft folgen; und niemals darin ermüden: ist der höchste Bund." — In diesen Ueberzeugungen blickt sie auf ihr Leben zurück; das Hochgefühl ihres eigenen Werthes geht ihr auf, und eine tröstliche, einzige, unentreißbare Empfindung beruhigt ihr Gemüth, wenn sie die Zeilen niederschreibt: „Beim Schlimmsten, beim Tode selbst — laß uns denken, daß wir zu den Edelsten gehörten, und mit offenen Augen lebten."

Mit offenen Augen sieht sie ihre Zeit an, ihr Berlin; ihre Bücher, ihre Menschen, ihre Leiden; und, wie sie, vor und mit den Besten ihres Volkes Goethen zu würdigen weiß, so spricht sie sich gründlich und frei über alles aus; und oft genug haben Erfolg und Nachwelt das Siegel auf ihre Orakel und Prophezeihungen gedrückt. Die Urtheile über Tieck's Phantasus (zu jener Zeit), manches über Jean Paul und Schiller, über Frd. v. Schlegel, Schleiermacher (im J. 1816) über Madame Staël, über Thiers (prophetisch) und wie viele politische Reflexionen und sibyllinische Blätter wären hieher zu zählen! Durch diese Schärfe und Tiefe ihres Blickes macht sie uns, wenn er in den Kreis ihrer Freunde fällt, denn auch mit mancher anziehenden oder instruktiven Persönlich-

keit bekannt, die, wie Fr. v. F. unsere Neigung, wie Alexander von der Marwitz unsere Achtung zu erwerben verdient.

Das Bildniß der Verewigten ist dem ersten Bande mitgegeben, nebst einem Faksimile. Jenes drückt den Kampf zwischen Krankheit und angeborner Heiterkeit und Stärke, die bedeutende Mischung von liebevollem Ernst und freiem, klarem Spott, das Mitgegebene und gesellig Erworbene, sehr wohl aus, und möchte demgemäß als ähnlich anzusprechen sein. Dieses ist ein Denkspruch aus dem Lieblings-Mystiker Rahel's, dem Dichter des „cherubinischen Wandersmannes," — ein Spruch, dessen Anwendbarkeit auf sie selbst alsbald in die Augen fällt. Daß ihr die Mystiker überhaupt zusagen, indem sie jedes Bedürfniß des menschlichen Gemüthes mit ahnungsvollen Klängen beschwichtigen, wird Jeder, der unsere Zeilen einiger Aufmerksamkeit werth fand, natürlich finden.

So gewährt uns denn diese merkwürdige Briefsammlung von Neuem die Ueberzeugung, daß, unabhängig vom Einflusse geschlechtlicher Verhältnisse, wenn gleich durch sie eigenthümlich gefärbt, sich die Blüte veredelter Menschheit, — so wie, unabhängig von gesellschaftlichen Einwirkungen und Doktrinen, in der Stille eines gereinigten Gemüthes, sich das Gefühl und die Einsicht der höchsten menschlichen Interessen entfalten könne. Wenn jeder Einzelne, mit strenger Beharrlichkeit, wie diese Frau, über sich wachend, diese Pfade ginge, so würden alle auf dem Gipfel zusammentreffen, und das Ganze würde den unvergänglichen Segen der schmerzlichen Bemühungen empfinden.

2.

Wenn wir, zu eigener Förderung, Rahel's originelle Lebens- und Bildungswege zu verfolgen unternahmen, so haben wir die Gelegenheit dankbar anzuerkennen, welche uns Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde gewährt: das Gefühl der Ehrfurcht öffentlich auszusprechen.

Es tritt hier etwas an's Licht des Tages, was, in geweihten Nächten aufgeblüht, dem Geheimniß angehört, aus dem es geboren, und in das es sich zu verhüllen gewohnt ist, seit es unter den Menschen sich entfaltete. Da es sich nun einmal hervorwagt, so sind wir aufgefordert, es zu begrüßen; mehr aber kann man nicht von uns verlangen. Zu beurtheilen ist da schon gar nichts. nicht einmal darzustellen, kaum zu vermitteln; zu vernehmen ist, wo möglich in sich aufzunehmen, zu genießen; wo nicht, mit Achtung und stiller Verneinung abzulehnen. Ein Rezensent, im gemeinen Sinne des Wortes, diesem Phänomene gegenüber, würde recht eigentlich den asinus ad lyram darstellen. Es wäre, als ob man Gewitter, Schmerzen, Genüsse und Blüten rezensiren wollte. „Wer mich kennt, wer mich fühlt — ruft uns Bettina im Tagebuch zu — will nicht urtheilen. Wie die Sonne freundlich mit ihren Streiflichtern auf Deinem Antlitz spielt, so spielt die Liebe, die Laune mir am Herzen; und wen ich liebe, dem bringt es Ehre; ... Du hörtest mir zu, und ließest die Andern den Verstand haben, sich meiner Narrheit zu entsetzen ... Ewiger Rausch der Liebe und Nüchternheit des Verstandes! ihr stört einander nicht: die

eine jauchzt Musik, der andere liest den Text." — Mit fortgerissen von den Wogen dieser Begeisterungen, setze ich, nicht ohne ein schmerzliches Widerstreben, den Kiel auf's Blatt, um da Gränzen hinzuzeichnen, wo keine sind. Wir nennen es ordnen, und müssen es einmal thun, wenn wir nach unserer Weise uns über etwas klar dünken wollen.

Weil ich aber gleich Anfangs von einer Parallele ausgegangen bin, so will ich sie weiter fort-, ja gänzlich durchführen. Vielleicht, daß sie uns weiter hilft, als die einseitige Reflexion über eine abgeschlossene Natur.

Rahel und Bettina sind weibliche Charaktere des höchsten Genre; beide wurzeln tief in dem Lebenselemente, das unser Jahrhundert bietet; beide denken und fühlen rein, eigen und groß; beide fallen in der Verehrung Goethe's zusammen; beide gelangen merkwürdig zu gleichen Resultaten, welches wir später im Einzelnen nachzuweisen gedenken; und doch sind sich beide so völlig, als es nur unter solchen Verhältnissen denkbar ist, entgegengesetzt. Rahel ist das exquisiteste Kunstprodukt, welches durch seine Vollendung in den Kreis der Natur wieder zurückkehrt; Bettina ist reines Naturprodukt, welches die Vollendung ursprünglich in sich hat, und auszusprechen strebt; Rahel ist krank, und aus dieser Krankheit setzt ihre Geisteskraft die wunderbaren Perlen ab; Bettina ist gesund, und diese Gesundheit reift überquellend duftige Blüten und saftige Früchte in ihr, die sie selbst mit liebevoller Andacht bewundert und genießt; bei Rahel überwiegt Intelligenz, angeboren, und entwickelt durch gesellschaftlichen Verkehr, in dem sie lebt und webt, und allein

Befriedigung findet; bei Bettina waltet das Gemüth vor, gehegt in stiller Einsamkeit, worin einzig das Höchste zur freien Gestaltung kommt; Rahel sucht Goethe's Geist zu fassen, aus jedem Worte zu saugen, in sich zu verwandeln; sie hat es mit dem Dichter, dem Weisen zu thun; Bettina gibt sich der Einwirkung seines Gemüthes liebend hin; sie sucht sich in ihn zu verwandeln; ihr ist er die Sonne ihres Blühens: Er, nicht seine Werke, zu denen sie eher in einem oft feindlichen Verhältnisse steht; Rahel's Ausdruck ist originell, kurz, expressiv, pointirt, zerrissen, geistreich, unschön; Bettina's Sprache fließt, ein Wohllautstrom des Gefühls, im Abendlicht der Liebe hin, und ist wahrhaft schön; Rahel's Sphäre ist breit und tief, Bettina's Richtung tief und hoch; die Philosophie Beider ist idealistisch, weil sie weiblich ist, und nähert sich der Denkart Fichte's; nur bei Rahel mit einer realistischen Hinneigung zu Spinoza, bei Bettina mit einem Verwandtschaftszug gegen Platon-Jacobi hin; und während Rahel, gewohnt, „an sich zu zimmern,“ nach erschütternden Wehen und herben Läuterungen uns die Schöpfung ihrer selbst darstellt, begnügt sich Bettina, dem geheimnißvollen Walten eines höhern Geistes in sich zu lauschen, als dessen geheiligtes Organ sie sich selbst, — als dessen mystisches Heraustreten und Rückkehren in sich, sie mit Religion ihr ganzes Leben betrachtet.

Wer dieser Vergleichung mit einiger Theilnahme gefolgt ist, wird nun lieber das Einzelne durchgehen und sehen, in wie fern sie uns dabei fördert, in wie fern sie sich dabei bekräftigt. Das Ganze beginnt mit einer Kor-

respondenz zwischen Bettina und Goethe's Mutter, der Frau Rath. Diese treffliche Frau, die wir hier zur Befriedigung unseres Herzens kennen lernen, bildet, historisch und dem Charakter nach, die Mittlerin zwischen dem Dichter und dem Kinde. Ihre mütterliche Liebe hält ihr den Spiegel vor, in welchem ihr Bettinens ideale Leidenschaft erkennbar wird; und wie sie ihrem Sohne an praktischem Sinne, ruhigem Behagen, kräftiger Seelengesundheit und Freude an Ordnung und Gesetztheit näher steht, so zieht sie das ächt weibliche, zarte Gemüth, der freundliche Kindersinn, „die Lust zu fabuliren,“ zu Bettinen hin, die ihr mit der Zeit unschätzbar und völlig unentbehrlich wird. Nichts kann sie in dem Glauben an das schöne Herz irre machen, das sich ihr aufgethan, das sich an das ihre geschmiegt; man konnte ihr nicht weißmachen, daß Bettina falsch gegen sie sei. „Der ist falsch“ — sagte sie — „der mir meine Lust an ihr verderben will“ (II.). Sie wünscht ihre junge Freundin, einzig um dieser willen, beruhigter, gesetzter, sich den Kreisen des täglichen Lebens bequemender, indem sie für die Harmonie ihres Innern bei steter Aufregung besorgt ist. „Das kann ich nicht von Dir leiden“ — schreibt sie in diesem Sinne — „daß Du die Nächte verschreibst, und nicht verschläfst; das macht Dich melancholisch und empfindsam. Mein Sohn hat gesagt: was einen drückt, das muß man verarbeiten, und wenn er ein Leid gehabt hat, da hat er ein Gedicht d'raus gemacht. Der Mensch wird begraben in geweihter Erd'; so soll man auch große und seltene Begebenheiten begraben in einen schönen Sarg der Erinnerung, an den

ein jeder hintreten kann und dessen Andenken feiern. Das hat der Wolfgang gesagt, wie er den Werther geschrieben hat" (I.). Und wieder schreibt sie: „Ich sag' Dir noch einmal: alles in Ordnung! und schreib' ordentliche Briefe. in denen was zu lesen steht. Dummes Zeug nach Weimar schreiben! schreib', was euch begegnet; alles ordentlich hintereinander" (I.). Nichts destoweniger sucht und weiß die gemüthvolle Frau mit des Mädchens Wunderwelt nach ihrer Weise fertig zu werden; und wenn sie ihr in der sublunaren keinen Platz anzuweisen findet, so gönnt sie ihr gerne das Himmelreich: „Wenn's nur auch wahr ist, daß Du das alles gesehen hast!" antwortet sie auf die Beschreibung alterthümlicher Kunstwerke, die ihr Bettina zusendet; denn sie traut der schwärmenden Phantasie nicht recht; gleich aber verbessert sie sich: „Ja, Du hast! solche Sachen, die man im Kopf sieht, die sind auch da, und gehören in's himmlische Reich, wo nichts einen Körper hat, sondern nur alles im Geist da ist" (I.). „Gott habe gesagt: es werde!" pflegte sie zu sagen — „und habe dadurch die Welt erschaffen: eben so sei dem Menschen diese Kraft eingeboren: was er im Geiste erfinde, das werde im Himmel erschaffen. Der Mensch baue sich seinen Himmel selbst" (II.). Man sieht, die Verwandtschaft war größer, als es auf den ersten Blick scheinen mochte, und das mit dem „dummen Zeug" war so ernsthaft nicht gemeint. Die liebe Mutter läßt Jeden gelten, wenn er nur ächt und folgerichtig erscheint. „Wer der Stimme in seiner Brust folgt" — so lautet ihr Kredo — „der wird seine Bestimmung nicht verfehlen; dem

wächst ein Baum aus der Seele, aus dem jede Tugend und jede Kraft blüht, ... und Religion, die ihm nicht im Weg ist, sondern seiner Natur angemessen" (II.). Eine solche Ansicht führt herrlich über die Prosa des Werktages heraus, und lehrt eine wackere Frankfurter Bürgerin — trotz aller Basen, Muhmen, Schöppen und Räthe: „daß die Poesie dazu da sei, um das Edle, Einfache, Große aus den Krallen des Philisterthums zu retten" (II.) Gewiß ist es dieser Theil des ganzen Briefwechsels, der durch Laune, herzliche Fröhlichkeit, gemüthliche Tiefe besonders anspricht; wie er nebenbei über Goethe's Naturell manchen erhellenden Aufschluß gibt, und auf das Folgende schön vorbereitet.

Nun beginnen die Briefe an Goethe. Und hier ist es, wo wir uns bescheiden müssen, passiv zu bleiben, und Jeder, nach seinem Kreise des Denkens und Fühlens, sich diese Wunder anzueignen hat. Hier ward ein Himmlisches zur Welt geboren; das können wir nicht palpabel machen; nur wer das Verwandte, das Gleiche erlebt hat, mag es sich im Stillen, zu ewigem Labsal, wiederholen. Genug es war, es ist. Diesen Stempel hat es siegreich an der Stirne, und legt ein Zeugniß ab für die allwaltende Macht des Geistes. Das Heliotrop öffnet sein gläubiges Auge dem heiligen Gestirn, duftet und sproßt und blüht ihm entgegen; und das ist sein Leben. Und Hyperion? Er neigt sich herab zur Blume, entwickelt ihre Farbe, ihr stilles Wachsthum, ihre Düfte, erwärmt und erhellt sie wohlthätig, und erfreut sich ihres liebenden Kultus, indem er sie durchleuchtet, ohne sie zu begreifen. So

verhielt sich der sinnende Dichter zu dieser Liebe, so legte er auch dieses höchste Phänomen zu so vielen irdischen, bedeutenden, die er nach seiner Weise gelten ließ, und durch Aufschluß, Darstellung oder Liebe zu deuten suchte.

Wenn wir bei Rahel an sogenannte magnetische Wirksamkeiten uns gemahnt fühlten, so sehen wir uns hier noch magischer in eine Sphäre waltender Naturkräfte fortgezogen. Im Jahre 1807, als Bettina, damals 13 Jahre alt, zum erstenmale vor ihm stand, da erblaßte sie und zitterte; aber an seiner Brust, von seinen Armen umschlossen, kam sie zu so seliger Ruhe, daß ihr die Augenlider zufielen, und sie einschlief. (Tageb). — Von nun an war die Schale gesprungen, und der Kern ihres Lebens lag enthüllt. Immer reiner, geistiger bildete sich Bettina's Seele zum Gefäß einer mystischen Liebe, in das sich von oben das Manna kindlicher Weisheit senkte. Zum Freund, wie zur Kaaba hingewendet, verrichtete sie das Gebet ihres Daseins. „Ich gelobe es — sprach sie — dasjenige, was, von der äußern Welt unberührt, in mir vorgeht, heimlich und gewissenhaft demjenigen darzulegen, der so gern Theil an mir nimmt, und dessen umfassende Kraft den jungen Keimen meiner Brust Fülle befruchtender Nahrung verspricht.“ Und als dieß Versprechen in Erfüllung ging, als es in ihr blühte und wogte, da staunte sie selbst, und schrieb: „Es ist ein groß Geheimniß der Liebe, dieß immerwährende Umfassen Deiner Seele mit meinem Geist; und es mag wohl manches daraus entstehen, was keiner ahnt“ (Tageb.). — Nicht um Erwiederung war es ihr zu thun; ihr genügte es, eine heilige

Richtung zu ihm zu haben, ungestört, ob aufgenommen oder verläugnet (Tageb.). Ja, wenn sie zu fühlen glaubt, ihrer Begeisterung werde nicht so geantwortet, als sie es in schönen Stunden träumt, so irrt es sie nicht; „war ich denn je verstanden?" frägt sie — „warum will ich verstanden sein? Alles ist Geheimniß;.... Du mich empfinden? wer bist Du, daß ich's von Dir verlangen muß?" (Tageb.) Von ihrer Seite aber soll kein Dunkel walten; ihm soll nichts in ihr, was sie deuten kann, Räthsel bleiben; und man kann wohl kein rührenderes Bild schuldlos-reiner Hingebung malen, als sie es in diesen Zügen thut: „Ich glaube, daß es die Aufgabe der Liebe ist, zwischen Freunden das Räthsel zu lösen; so daß ein jeder seine tiefere Natur erst durch und in dem Freunde kennen lernt.... Darum möcht' ich auch nicht falsch sein; lieber möcht' ich's dulden, daß alle Fehler und Schwächen von Dir gewußt wären, als Dir einen falschen Begriff von mir geben: weil dann Deine Liebe nicht mit mir beschäftigt wäre, sondern mit einem Wahnbilde, das ich Dir untergeschoben hätte." Gewiß, hier kann weiter keine Mißdeutung, nur ein Nichtverständniß Statt finden. Sie hat in Goethe das Höchste geliebt, in dieser Liebe das Höchste gefunden. In ihrem Strahle hellt sich ihr das Dunkel des Lebens auf, vergeistigt sich ihr die Natur; diese Liebe ist ihr Talent, ihre Kunst, ihre Wissenschaft, ihre Philosophie. Um dieses Zentrum kreist ihre Betrachtung; sie kann sich's nicht klar genug machen; und wie alles Denken, das von einem lebendigen Punkte ausgeht, sich in's Unendliche steigert, und stufenweise zum Höchsten leitet, so ergeht es

auch ihr. „Natur empfindet sich selig im Geist des Menschen: Das ist meine Liebe zu Dir; der Menschengeist erkennt diese Seligkeit: Das ist Deine Liebe zu mir; geheimnißvolle Frage und unentbehrliche Antwort;" so strebt sie das Verhältniß auszusprechen; so, und auf hundert andere Weisen, die alle Eines sagen: ihr ganzes Dichten und Reden besteht nur aus Variationen über das Thema der Liebe. Mag man solche Ergießungen immer Schwärmerei nennen: sie beruhen auf dem Glauben; sie fühlt, sie weiß es. „Wenn ich zweifle und nicht glaube, so verfliegt mir auch Dein schönes Andenken, und ich habe nichts" (II.); — aber welches Große und Schöne beruht nicht auf dem Glauben? Das Wesentliche des Daseins ist Glaube; durch ihn allein kündet dem Sterblichen eine höhere Macht ihre Gegenwart an, wenn ihm die Liebe entgegenkommt, und so erwächst uns die Seligkeit. „Ich weiß ein Geheimniß — lispelt Bettina; wenn zwei mit einander sind, und der göttliche Genius waltet zwischen ihnen, das ist das höchste Glück" (I.). So offenbart die Weisheit sich dem liebenden Gemüthe, die Kraft, wie die Schönheit; und wenn man sich verwundert, daß sie den sechzigjährigen Goethe schön nenne, erwidert sie: „Schönheit ist ein von der Gemeinheit abgeschlossenes Dasein; sie verwelkt nicht, sie löst sich nur vom Stamm, der ihre Blüte trug; aber ihre Blüte sinkt nicht in den Staub: sie ist beflügelt und steigt himmelan" (Tageb.). So baut sich Platon's göttliche Ideenwelt hier von Neuem in dem jungfräulichen Gemüthe eines Mädchens auf; wir vernehmen die herrlichen Orakel und staunen. Niemand jedoch

wird sie verstehen, dem der Boden für diese Keime gebricht, dem diese Worte leerer Schall ohne Körper sind; wem sie aber lebendige Früchte bieten, die er zu genießen fähig ist, statt sich bloß an der bunten Oberfläche und dem lockenden Duft zu ergötzen, der ist gewiß glücklich zu nennen; denn ihm hat das Leben schöne und große Ergebnisse geboten: er ist kraft des Geistes, der in uns lebt, denjenigen, in und aus dem alles lebt, gewahr worden, und versteht nun fremde Offenbarung aus eigener. Es kostet ein Ringen, das Leben des Lebens zu erfassen; dann aber schwinden die Zweifel und der Mensch ist frei. Allein die Meisten wollen lieber dunkel angeweht, als lebendig ergriffen sein; unter dem Bann eines Zaubers gefallen sie sich, der ihre Kraft gefesselt hält, um nur nicht Mühe und Entschluß aufbieten zu müssen. Hier hat ein weibliches Gemüth, zum neuen Beweise, daß das Höchste keines Geschlechtes ist, so Herrliches geleistet; was man sich gewöhnt hat, als hergebrachte leer schrillende Phrase gleichgiltig zu überhören: hier wird es wieder wahr, und der Zweifel verliert sich freudig in der erneuten erquickenden Gewißheit: daß es Liebe und Leben gebe. Daß Bettinen bei solcher Liebesweisheit vor Allem der Geliebte klar ward, bis zu einem Grade, wohin der grübelnde psychologische Verstand nicht langt, wird sich denken lassen; und in der That spricht sie über Goethe Worte, wie sie Niemand sprach. „Wahrlich, Du bist Deines Glückes Schmied, der es mit kühnem, kräftigem Schlag eines Helden zurecht schmiedet; was Dir auch begegne, es muß sich fügen, die Form auszufüllen, die Dein Glück bedarf;

der Schmerz selbst ..... wird ein Stachel für Deine Begeisterung (Tageb) ...... Die Dir am nächsten zu stehen behaupten, die werden am meisten Dich verläugnen; ich seh' in die Zukunft, da sie rufen werden: „steiniget ihn!" Hierüber kann ich mir, leider! den Kommentar ersparen. — Bei diesem Bewußtsein, wie ganz sie ihn hat und durchdringt, wird man eine eifersüchtige Bewegung dieses Vorrechtes wohl natürlich finden; sie will es nicht, sie gibt es nicht zu, daß Jemand Goethen näher sei als sie; daß man ihn lobe, daß man ihm schmeichle; man höre, was sie über Frau von Staël sagt, als diese in Weimar sich aufhielt. Wir haben die Parallele mitgetheilt, welche Rahel zwischen jener celebren Frau und sich zog; um so mehr wird nun Folgendes interessiren: „Die Staël mag ihm die Zeit verkürzt haben, da hat er nicht an mich gedacht. Eine berühmte Frau ist was Kurioses; keine andere kann sich mit ihr messen; sie ist wie Branntwein; mit dem kann sich das Korn auch nicht vergleichen, aus dem er gemacht ist. So Branntwein bitzelt auf der Zunge, und steigt in den Kopf; das thut eine berühmte Frau auch; aber der reine Weizen ist mir doch lieber; den säet der Säemann in die gelockerte Erd'; die liebe Sonne und der fruchtbare Gewitterregen locken ihn wieder heraus, und dann übergrünt er die Felder und trägt goldene Aehren; da gibt's zuletzt noch ein lustig Erntefest; ich will doch lieber ein einfaches Weizenkorn sein, als eine berühmte Frau; und will auch lieber, daß er mich als tägliches Brot breche, als daß ich ihm wie ein Schnaps durch den Kopf fahre." Sogar mit den Geschöpfen in ihres Freun-

des Dichtungen eifert sie; sie fühlt sich reiner, besser als jene alle — und da mag ihr denn Manches entschlüpfen, was der Dichter gewiß ihrem schönen Herzen zu vergeben gewußt hat. Im Vorbeigehen kann ich aber doch nicht umhin, des Mißfallens an Wilhelm Meister zu gedenken. Daß es doch bei so vielen Verständigen und Edelgesinnten Statt hat! Ich will von Novalis nichts sagen, der in einer zarten Traum- und Mährchenwelt mehr als billig gefangen war; aber Bettina! hat denn der Dichter den Kern in eine gar zu süße, vielblätterige Schale gewickelt, daß sich alle Zähne in sie verbeißen? sind denn die Anfänge das Werk? die Komödianten dessen Helden? und geht Natalien auch nur ein Schmetterlingsstäubchen von Psyche's Flügel ab? Hier ist nicht der Ort, darüber breit zu werden; aber Bettina hätte die heilige Verwandtschaft fühlen sollen zwischen dem „Nie oder immer lieben“ Nataliens und dem Ruf ihrer eigenen Seele! hier war nichts zu eifern, hier war einzugehen. Herrlich aber, — denn sie spricht da von ihrer Wissenschaft, der idealen Liebe, — spricht sie über die Wahlverwandtschaften, so daß Goethe ihr seine dankbare Anerkennung nicht versagen kann (II.). Sei hier auch erwähnt, daß wir Goethe's Sonette und gar manches Lied aus dem Divan Bettinen verdanken; jene nämlich hat eigentlich sie gemacht und Goethe übersetzt, diese sind unserem Verhältnisse entquollen.

Man kann sich denken, wie sich der besonnene Dichter nur allmälig in diesen Tanz jugendlicher Begeisterungen zu fügen wußte, den ihm die Priesterin des himmlischen Eros vortanzte. „Die besten Stunden“, schreibt er

ihr, „benütze ich dazu, um näher mit den Schätzen Deiner Briefe vertraut zu werden, und ermuthige mich, die elektrischen Schläge Deiner Begeisterungen auszuhalten. In diesem Augenblicke habe ich kaum die Hälfte Deines Briefes gelesen, und bin zu bewegt, um fortzufahren" (I.). „Bleib' mir nur auch hübsch bei der Stange und gehe nicht zu sehr in's Blaue;.... ein bischen mehr Ordnung in Deinen Ansichten könnte uns beiden von Nutzen sein." (I. Hier glaubt man die Frau Rath sprechen zu hören.) ... „Man gibt sich so gern dem Eindruck Deiner Briefe hin, selbst wenn es Täuschung wäre; denn wer vermag bei wachen Sinnen zu glauben an den Reichthum Deiner Liebe, den man als Traum aufzunehmen am besten thut" (II.). Das ist ihr denn freilich nicht nach dem Herzen geredet; und kühn, im Gefühle, daß das Beste, was ihrem Innern entquillt, nicht Täuschung sei, scheut sie sich nicht zu antworten: „Der Mutter hab' ich gar nicht gesagt, daß Du geschrieben hattest: ich hätte mich geschämt, wenn ich ihr diesen Perrückenstyl hätte vortragen müssen" (I.). .... „Zuletzt hast Du ein Dompfaffenstückchen dran gehängt von besonderer Theilnahme; allein ich lasse mir nichts weiß machen; das war nach der alten Drehorgel gepfiffen" (II.). Aber von Tag zu Tag werther wird dem alles anerkennenden Weisen diese tiefe, mit all' ihren zarten aber ewigen Kräften ihm zugewendete Natur; er bekennt: „Mein liebes Kind! ich klage mich an, daß ich Dir nicht früher ein Zeichen gegeben, wie genußreich und erquickend es mir ist, das reiche Leben Deines Herzens überschauen zu dürfen. Wenn es auch ein Mangel in mir

ist, daß ich Dir nur wenig sagen kann, so ist es Mangel an Fassung über alles, was Du mir gibst. Ich schreibe Dir diesen Augenblick im Flug, denn ich fürchte da zu verweilen, wo so viel Ueberströmendes mich ergreift" (I.)..... „Predige Deine Natur-Evangelien nur immer in der schönen Zuversicht, daß Du einen frommen Gläubigen an mir hast" (I.)..... Ich vernehme mit beglückendem Erstaunen die Lehren Deiner Weisheit (I.). ...... „Kein gescheidtes Wort bringst Du vor, aber Deine Narrheit belehrt besser, wie ihre Weisheit" (II.). ..... „Du bist ein einzig Kind, dem ich mit Freude jede Erheiterung, jeden lichten Blick in ein geistiges Leben verdanke, dessen ich ohne Dich vielleicht nie wieder genossen hätte" (II.)..... An diesem olympischen Neigen des Hauptes genügt ihr, und sie streichelt die Locke, die mild und segnend zu ihr herniederwallt.

Sollen wir nun, da wir es einmal mit einer Diotima zu thun haben, von ihrer Philosophie Rechenschaft ablegen, so müssen wir uns wohl bei einigen großen Konturen befriedigen, wofern wir nicht sechs Bände über drei schreiben wollen. Alles, was sie sagt, gehört zu ihrer höchsten Konfession. Wir haben in der Parallele zwischen Rahel und ihr den Wendepunkt ihrer Reflexion anzudeuten versucht; sei es gestattet, auf diesem Wege fortzufahren, und zu zeigen, wie jedem Auge, das redlich späht, und seien die Medien noch so verschieden, endlich die Eine Sonne leuchtet. Bettina: „Es kommt alles auf die Frage an; je tiefer Du frägst, je gewaltiger ist die Antwort. Der Genius bleibt keine schuldig, aber wir scheuen uns

zu fragen (II.).... Rahel: „Was ist am End' der Mensch anderes als eine Frage?.... Nicht kühn fragen, und sich schmeichelhafte Antworten geben, ist der tiefe Grund alles Irrthums." ..... Bettina: „Der Unterschied zwischen göttlichem und menschlichem Willen ist nur, daß jener... wig dasselbe will, dieser immer frägt" (II.).... Rahel: „Wir sollten, was Sache an uns ist, beweglich, und was Wille ist, unbeweglich gemacht haben.".... Bettina: „Leben ist Schmerz; wir haben so viel Leben, als unser Geist verträgt".... (Tageb.). Rahel: „Schmerz ist die Bedingung der Persönlichkeit, der Grund unseres Bewußtseins." ..... Bettina: „Ob denn Gott was anderes will, als daß sich die Tugend in die reine Kunst verwandle, — daß man nach den Gesetzen einer himmlischen Harmonie die Glieder des Geistes mit leichtem Enthusiasmus rege?" (so ruft sie beim Anblick einer Tänzerin); ..... Rahel (bei derselben Gelegenheit): „Tanzkunst! die schönste Kunst! wo wir selbst Stoff werden, uns zum Ideale läutern."... Bettina: „Wo bleibt die Freiheit, wenn die Seele Bedürfnisse hat, und sie befriedigt wissen will, durch äußere Vermittlung?" ..... Rahel: „Jeder trägt sein Schicksal in sich: Wünsche, ohne deren Befriedigung er nicht leben kann." ..... Bettina: „Ich glaube, daß jede Handlung ihre unendlichen Folgen hat" ..... (Tageb.), Rahel: „Unsere Handlungen sind die Kinder unseres Geistes; ..... sie haben wieder Kinder, und werden zu ganzen Geschlechtern." Und so könnte man noch manche merkwürdige Aeußerung denkend zusammenhalten, und man bekäme eine erhabene Gattung einer ernsten, tiefen Frauenphilosophie.

Spürt man nun dem Fundamente nach, auf welchem der Wunderpalast dieses Idealismus ruht, so vernimmt man Folgendes: „Ich sah ein Inneres in mir, ein Höheres, dem ich mich unterworfen fühlte; dem ich alles opfern sollte; und wo ich's nicht that, da fühlte ich mich aus der Bahn der Erkenntniß herausgeworfen; und noch heute muß ich diese Macht anerkennen; sie spricht allen selbstischen Genuß ab; sie trennt von den Ansprüchen an das allgemeine Leben, und hebt über diese hinweg. Es ist sonderbar, daß das, was wir für uns selbst fordern, gewöhnlich auch das ist, das uns unserer Freiheit beraubt: wir wollen gebunden sein mit Banden, die uns süß däuchten und unserer Schwachheit eine Stütze sind; wir wollen gehoben sein durch Anerkenntniß, durch Ruhm, und ahnen nicht, daß wir dieser Forderung das Ruhmwürdige und die Nahrung des Höhern aufopfern; wir wollen geliebt sein, wo wir Anregung zur Liebe haben, und erkennen's nicht, daß wir den liebenden Genius darum in uns verdrängen.... Was ist die Forderung, die wir außer uns machen, als der Beweis eines Mangels in uns?...... Wir alle sollen Könige sein; und je widerspenstiger der Knecht in uns, je kühner und gewaltiger der Geist, der überwindet...... Nur der Geist kann von Sünden frei machen.... Geist ist göttlicher Kunststoff; in der sinnlichen Natur liegt er als unberührtes Material. Das himmlische Leben aber ist: wenn Gott ihn als Kunststoff benützt, um seinen Geist in ihm zu erzeugen.... Selbstbeherrschung ist, wenn Deinem Genius die Macht über Deinen Geist gegeben ist, die der Liebende dem Geliebten

über sich einräumt. Mancher will sich selbst beherrschen; daran scheitert jeder Witz, jede List, jede Ausdauer, — er muß sich selbst beherrschen lassen durch seinen Genius, durch seine idealische Natur..... Du saugst göttliche Freiheit aus dem Blick der Liebe (Tageb.).... Selig sein ist frei sein: ein Leben haben, dessen Höhe und Göttlichkeit nicht abhängt von seiner Gestaltung; das in sich selbst göttlich ist, weil nur reiner Entfaltungstrieb in ihm ist: ewiges Blühen an's Licht, und sonst nichts" (I.). — Solche Worte schreibe ich mit Ehrfurcht nieder, und scheue mich, ihnen etwas anderes beizufügen, als: daß sie in Bettina nicht die Ergebnisse intellektueller Bemühungen sind, sondern daß sie hinzusetzt: „So sprach der Dämon heute Nacht mit mir.... er setzte Gedanken in mir ab, ich erwog sie nicht, ich glaubte an sie..... Das Eigene hatten sie, daß ich sie nicht als Selbstgedachtes, sondern als Mitgetheiltes empfand" (Tageb.). Die Liebe weckte diese Offenbarungen in ihr, so, daß sie, selbst betroffen über die Entfaltungen, die in ihrem Innern emporrauschen, ausruft: „Ich fürchte mich vor dem Geist, den Du in mir aufstehen heißest, weil ich ihn nicht aussprechen kann" (II.). Wie sollte ihr nun solches Schauen nicht auch das Räthsel der Menschheit lösen? Sie landet aus dem Ozean des Denkens, da, wo alles Denken landen muß, wenn es menschlich ist: im Hafen der Sittlichkeit. „Gutsein begnügt die Seele, wie das Wiegenlied die Kinderseele zum Schlaf befriedigt. Gutsein ist die heilige Ruhe, die der Same des Geistes haben muß, ehe er wieder gezeitigt ist zur Saat. Der Geist aber ahnt, daß Gutsein die Vor-

bereitung zu einem tiefen, unerforschlichen Geheimniß ist" (I.). Was ihr aber ganz eigen, ja vor ihr wohl nirgends mit solcher Zuversicht und Bestimmtheit ausgesprochen worden ist, das ist die Gewißheit: daß Kunst das Element des höchsten Lebens sei, daß dieser Sonne alle Pflanzen der Menschheit zureifen müssen. Wir sind hier auf dem Gipfel; noch einen Augenblick verweilen wir, damit das Gedächtniß der errungenen Aussicht in uns raste und den Rest unseres Lebens verschönere. „Gewiß liegen in der Kunst große Geheimnisse höherer Entwicklung verborgen; ja ich glaube sogar, daß alle Neigungen, von denen die Philister sagen, daß sie keinen nützlichen Zweck haben, zu jenen mystischen gehören, die den Keim zu großen, in diesem Leben noch unverständlichen Eigenschaften in unsere Seele legen, welche dann im nächsten Leben als ein höherer Instinkt aus uns hervorbrechen, der einem geistigern Element angemessen ist" (I.)..... „Die Kunst ist Heiligung der sinnlichen Natur;.... was immer die Menschen in ihr hervorbringen, ... immer ist's ein Buchstabiren des göttlichen: Es werde!" (II.) .... Und wenn sie nun im Einzelnen über Kunst sich ergeht, wenn sie, mit schönem Sinn für jede artistische Denk- und Bildungsweise, für's Wesentliche und Anmuthige, Reiche und Einfache, die Kölner Kunst- und Prachtwerke ihrer erstaunt zuhorchenden Frau Rath beschreibt (I.), wenn ihre unwiederholbaren musikalischen Evangelien einen Genius wie Beethoven bewegen, in dieß reine Gefäß den Schatz seiner höchsten Idee niederzulegen, — so scheint es hier am Orte, der Schönheit ihres Ausdruckes zu gedenken, um die sie man-

cher Dichter beneiden darf; denn was sie spricht, ist Poesie. Der reine Geist hat sich — wie sie es ausdrückt — einen reinen Leib gebildet im Worte — und die Sprache wird zum Styl. „Alles Große und Edle muß einen Grund haben, worin es edel ist; wenn dieser Grund rein, ohne Vorurtheil, ohne Pfuscherei von Nebendingen und Absichten, die einzige Basis des Kunstwerkes ist: das ist der Styl" (I.). Wenn man reine Werke der bildenden oder dichtenden Kunst in diesem Lichte betrachtet, so hat man den Schlüssel zu ihrer Wirkung. Lesen wir (um Beispiele aus der Gegenwart zu nehmen) Platen's Parsenlied, Mayrhofer's Memnon u. dgl. mit diesem Begriff, so möchte man glauben, gerade diese Gedichte seien damit gemeint; denn er bewährt sich auf's Gründlichste. Möchte man sich dann, durch diese Einsicht überzeugt, endlich einmal von jener blumen-übertünchten Lügendecke abwenden, die unter dem Namen „schöne Diktion" dem Seichten imponirt, und gepriesen wird; möchte man verstehen, daß das schöne Wort der nothwendige Körper der schönen Seele ist!

Wie nun das lebendigste Naturgefühl die Basis so schöner Bildung ist, so klingt auch kein Ton, der von Menschenherzen zu Menschenherzen zittert, in dieser harmonisch gestimmten Brust ohne begleitendes Echo vorüber; und nur das Leiden des kriegerischen Bergvolkes, dem sie sich in schmerzlicher Rührung verschwistert, und das so manchen Stachel betrogener Gefühle in ihre Seele preßt, wirft einen Schatten über das sonnige Gefild ihrer Jugend; so daß ihr Goethe schreibt: „Liebe Bettina! es ist mir ein unerläßliches Bedürfniß, Deiner patrioti-

schen Trauer ein Paar Worte der Theilnahme zuzurufen, und Dir zu bekennen, wie sehr ich mich von Deinen Gesinnungen mit ergriffen fühle. Lasse Dir nur das Leben mit seinen eigensinnigen Wendungen nicht allzusehr verleiden. Durch solche Ereignisse sich durchzukämpfen, ist freilich schwer; besonders mit einem Charakter, der so viel Ansprüche und Hoffnungen auf ein idealisches Dasein hat, wie Du" (II.). Aus solchen Läuterungen aber ging ihre Seele immer neugestählt hervor, und so bewährte sich im Schmerz die Kraft der Reinheit und des Willens. Als sie das unglückliche Ende ihrer phantastischen Jugendfreundin, deren Leben man den schwarzen Hohlspiegel ihres eigenen nennen möchte, betrauerte, da fragte sie sich, ob die Zeit sie über diesen Verlust beschwichtigen werde; und da war auch der Entschluß gefaßt, kühn sich über den Kummer hinauszuschwingen: „Denn es schien ihr unwürdig, Jammer zu äußern, den sie einstens beherrschen könne" (I.).

Wenn man zu all diesen hohen und ernsten Eigenschaften noch die heiterste, naive, unverwüstliche Laune, den kindisch lieben Humor, die Mignonartige, bewegliche, knabenhafte Abenteuerlichkeit hinzudenkt, so wird man begreiflich finden, daß Bettina mehr Proselyten machte, als ihr die prophetischen Gaben allein je gewonnen hätten. Und wirklich erblicken wir die bedeutendsten Gestalten in ihrem Feenkreise, nach denen wir uns umsehen wollen, wenn wir erst einen Zug erzählt haben, der ihren Humor charakterisirt: In langweiliger Gesellschaft, wo Räthsel aufgegeben wurden, gab sie dieses: Warum sehen die Menschen keine Geister? — Keiner konnt' es rathen. — Sie

sagte: Weil sie sich vor Gespenstern fürchten. — Wer? Die Menschen? — Nein, die Geister (I.).

Von den erwähnten Gestalten mag zuerst Wieland, der von den Charitinen Gesegnete, auftreten; zu dem, statt zu Goethe, Bettina sich verirrte. Er gab ihr dieß Billet an den Freund mit, das uns sein ganzes Wesen vor's Auge ruft: „Bettina Brentano, Sophiens Schwester, Maximilianens Tochter, Sophiens la Rochens Enkelin wünscht Dich zu sehen, lieber Bruder, und gibt vor, sie fürchte sich vor Dir, und ein Zettelchen, das ich Dir mitgebe, würde ein Talisman sein, der ihr Muth gäbe. Wiewohl ich ziemlich gewiß bin, daß sie nur ihren Spaß mit mir treibt, so muß ich doch thun, was sie haben will; und es soll mich wundern, wenn's Dir nicht eben so wie mir geht. Den 23. April 1807" (I.). — Interessant traf sie mit dem ehrwürdigen Herder zusammen, dem sie eine Ohrfeige gab, und der hieraus ihre Selbstständigkeit prognostizirte (Tageb.); gemüthlich schildert sie das Krankenlager L. Tieck's, das die kindliche Phantasie des Dichters mit trostreichen Blüten überdeckt (II.); mit achtungsvoller Neigung knüpft sie die Hoffnungen ihrer Seele an das Bild des damaligen Kronprinzen von Bayern (II.); Rumohr's Denkungsart weiß sie vielseitig, und (zumal II., S. 164) wahrhaft erbaulich darzustellen; vortrefflich malt sie Speckbacher's merkwürdigen Charakter (II.); mit dem biedern, hausbackenen Zelter weiß sie sich nicht recht abzufinden; doch schadet ihm ihre sprechend lebendige Zeichnung in unsern Augen nichts (II.); zu Jacobi freilich fühlt sie schon einen tiefern Zug; eine

zarte Begebenheit zwischen ihr und ihm überliefert sie uns (II.); Tante Lene und Lore irren sie nicht; fällt ja doch der Schatten von Platon's Lorbeer auf sie, wie auf ihn! Und so schmeichelt sie Goethen das Wort der Anerkennung ab, wie wenig er sonst mit diesem Geiste sich verwandt fühlte. „Gewiß ist Jacobi unter allen strebenden und philosophirenden Geistern der Zeit derjenige, der am wenigsten mit seiner Empfindung und ursprünglichen Natur in Widerspruch gerieth, und daher sein sittliches Gefühl unverletzt bewahrte, dem wir als Prädikat höherer Geister unsere Achtung nicht versagen möchten.“ — Ueber Franz Bader schreibt er ihr: „Ob ich seine Aufsätze verstehe, weiß ich selbst kaum; allein ich konnte mir Manches daraus zueignen“ (II.). Mit genialer Kühnheit und Charakteristik porträtirt sie den ritterlichen Ringseis, den eleganten Schenk, den würdigen Salvotti, den kindlichen Grimm (II.); aber hoch über sie alle, wie der Zeus des Phidias über die übrigen Götter, ragt Beethoven's riesige Gestalt; und man mag sich das herrliche Bild nur immer für's Leben festhalten, wenn man das Folgende mit Andacht in sich aufgenommen hat: „Es ist Beethoven“ — schreibt sie aus Wien an Goethe — „von dem ich Dir jetzt sprechen will, und bei dem ich der Welt und Deiner vergessen habe. Ich bin zwar unmündig, aber ich irre darum nicht, wenn ich ausspreche (was jetzt vielleicht Keiner versteht und glaubt): er schreite weit der Bildung der ganzen Menschheit voran; und ob wir ihn je einholen? ich zweifle. Möge er nur leben, bis das gewaltige und erhabene Räthsel, was in seinem Geiste liegt, zu

seiner höchsten Vollendung herangereift ist; ja möge er sein höchstes Ziel erreichen! Gewiß, dann läßt er den Schlüssel zu einer himmlischen Erkenntniß in unsern Händen, die uns der wahren Seligkeit um eine Stufe näher rückt ..... Er selber sagte: Wenn ich die Augen aufschlage, so muß ich seufzen; denn was ich sehe, ist gegen meine Religion; und die Welt muß ich verachten, die nicht ahnt, daß Musik höhere Offenbarung ist, als alle Weisheit und Philosophie. Sie ist der Wein, der zu neuen Erzeugungen begeistert, und ich bin der Bacchus, der für die Menschen diesen herrlichen Wein keltert, und sie geistestrunken macht. Wenn sie dann wieder nüchtern sind, dann haben sie allerlei gefischt, was sie mit auf's Trockene bringen. Keinen Freund hab' ich; ich muß mit mir allein leben; ich weiß aber wohl, daß Gott mir näher ist, wie den Andern in meiner Kunst. Ich gehe ohne Furcht mit ihm um; ich habe ihn jedesmal erkannt und verstanden; mir ist auch gar nicht bange um meine Musik; die kann kein bös Schicksal haben: Wem sie sich verständlich macht, der muß frei werden von all' dem Elend, womit sich die Andern schleppen." — Nun beginnen seine Offenbarungen über Tonkunst an Bettina; er spricht von Goethe's Gedichten, als Vorwürfen der Komposition; er sagt: „Wie Tausende sich um der Liebe willen vermählen, und die Liebe in diesen Tausenden sich nicht einmal offenbart, obschon sie alle das Handwerk der Liebe treiben, so treiben Tausende einen Verkehr mit der Musik, und haben doch ihre Offenbarung nicht. Auch ihr liegen die hohen Zeichen des Moralsinnes zum Grunde, wie jeder Kunst; alle

ächte Erfindung ist ein moralischer Fortschritt. Sich selbst ihren unerforschlichen Gesetzen unterwerfen, vermöge dieser Gesetze den eigenen Geist bändigen und lenken, daß sie ihre Offenbarungen ausströme: das ist das isolirende Prinzip der Kunst.“ — „Gestern Abends — schreibt Bettina wieder an Goethe — schrieb ich noch alles auf; heute Morgen las ich's ihm vor. Er sagte: „Hab' ich das gesagt? nun, dann hab' ich einen Raptus gehabt.“ — In Goethe's Antwort heißt es: „Es hat mir großes Vergnügen gemacht, dieß Bild eines wahrhaft genialen Geistes in mich aufzunehmen;.... Ich möchte Dir für einen innern Zusammenhang meiner Natur mit dem, was sich aus diesen mannigfachen Aeußerungen erkennen läßt, einstweilen einstehen. Der gewöhnliche Menschenverstand würde vielleicht Widersprüche darin finden; was aber ein Solcher, vom Dämon Besessener ausspricht, davor muß ein Laie Ehrfurcht haben; und es muß gleichviel gelten, ob er aus Gefühl oder aus Erkenntniß spricht; denn hier walten die Götter, und streuen Samen zu künftiger Einsicht, von der nur zu wünschen ist, daß sie zu ungestörter Ausbildung gedeihen möge; bis sie indessen allgemein werde, da müssen die Nebel von dem menschlichen Geiste sich erst theilen. Sage Beethoven das Herzlichste von mir, und daß ich gern Opfer bringen würde, um seine persönliche Bekanntschaft zu haben.“...... Sie aber erwidert diesem merkwürdigen Schreiben: „Dem Beethoven hab' ich Deinen schönen Brief mitgetheilt...... Er war voll Freude, und rief: Wenn ihm Jemand Verstand über Musik beibringen kann, so bin ich's“ (II.). — Um aber diese

schöne Reihe würdig zu krönen, stehe, zur Beschämung der Kleingläubigen in unserem lieben Vaterlande, die ewig mit zweideutigem Finger die Wage zwischen Goethe und Schiller balanciren lassen, folgendes Votivbild hier: „Ich gedenke hier Deiner und Schiller's. Die Welt sieht euch an wie zwei Brüder, auf Einem Thron; er hat so viele Anhänger wie Du (sie wissen's nicht, daß sie durch den Einen vom Andern berührt werden; ich aber bin dessen gewiß); ich war auch einmal ungerecht gegen Schiller, und glaubte, weil ich Dich liebe, ich dürfe seiner nicht achten; aber nachdem ich Dich gesehen hatte, und nachdem seine Asche als letztes Heiligthum seinen Freunden als Vermächtniß hinterblieb, — da bin ich in mich gegangen; ich fühlte wohl, das Geschrei der Raben über diesem heiligen Leichnam sei gleich dem ungerechten Urtheil. Weißt Du, was Du mir gesagt hast, wie wir uns zum erstenmal sahen? Ich will Dir's hier zum Denkstein hinsetzen Deines innersten Gewissens. Du sagtest: Ich denke jetzt an Schiller. Indem sahest Du mich an und seufztest tief. Und da sprach ich drein, und wollte Dir sagen, wie ich ihm nicht anhinge; und Du sagtest abermals: Ich wollte, er wäre jetzt hier. — Sie würden anders fühlen. Kein Mensch konnte seiner Güte widerstehen. Wenn man ihn nicht so reich achtete und so ergiebig, so war's, weil sein Geist einströmte in alles Leben seiner Zeit, und weil Jeder durch ihn genährt und gepflegt war und seine Mängel ergänzte. So war er Andern, so war er mir das Meiste, und sein Verlust wird sich nicht ersetzen.... Diese Worte haben mir wohlgethan; sie haben mich be-

lehrt, und oft, wenn ich im Begriff war, über Einen den Stab zu brechen, so fiel mir's ein, wie Du damals in Deiner milden Gerechtigkeit den Stab über meinen Aberwitz gebrochen..... Man berührt nichts umsonst, — sagtest Du, — diese langjährige Verbindung, dieser ernste, tiefe Verkehr ist ein Theil meiner selbst geworden, und wenn ich jetzt in's Theater komme, und sehe nach seinem Platz, und muß es glauben, daß er in dieser Welt nicht mehr da ist, daß diese Augen mich nicht mehr suchen, dann verdrießt mich das Leben, und ich möchte auch lieber nicht mehr da sein" (I.).

Stellen, wie diese, sind Eigenthum der deutschen Nation, und verdienen in unserem Herzen fortzuleben; sie enthalten die Bürgschaft und Versiegelung unseres Werthes. — An dem Buche aber, das wir besprachen, bleibt uns nun nichts mehr zu betrachten übrig, als der reine, tiefe, unendliche Azur des Himmels, den sie am Schlusse des Tagebuches, wie zur Glorie, über das Ganze wölbt; hier wird der Gedanke Religion, und die elegische Klage des Gedächtnisses zum prophetischen Hymnus; und melodisch wälzt sie den brausenden Dithyrambus der Liebe über das Grab des Dichters, daß er den schauervollen Raum ausfülle zwischen der Erde, auf welcher der Herrliche sich ihr geoffenbart, und der olympischen Heimath, in die er zurückgekehrt ist.

Nun wird es wohl Vielen scheinen, als seien wir doch gar zu lang bei einer in's Welt- und Tagsgetriebe wenig eingreifenden Erscheinung verweilt. Es handelt sich aber hier nicht um jenes zarte persönliche Verhältniß; es

handelt sich um das Höchste, das in diesem Handbuch der idealischen Liebe wieder einmal zur Sprache kommt: und solche Zeichen müssen begrüßt werden im Gewühle des Marktes, wie man die Spuren der Götter verehrt, welche sie hie und da auf der weiten Erde zurücklassen. Achtet sie doch fast keiner „in dieser Zeit der künstlichen Vernichtung!" Aber es wird und muß einmal anerkannt werden, daß wir nur deßhalb kommen und vergehen, damit sich das offenbare, was nie vergeht, — und daß der Geist das Leben bedinge. Quelque chose de plus qu'un grossier limon: das ist die Aufschrift auf der Stirn des Menschen. Möchte Jeder, der sie gewahr wird, sie buchstabiren helfen! und sage Niemand, daß genug geschrieben sei davon, und daß wir Maschinen bedürfen! Es kann nicht genug Erlebtes geschrieben werden, und diesen Stempel trägt Bettinens Buch. Jeder Strebende hat seine Lehrjahre; wenn er sie mittheilt, kommen sie Allen zu Gute: jeder ergänzt sich daraus, und welcher Blick in eine Segensernte thut sich vor uns auf!

Im Geiste und in der Wahrheit sind jene Blätter geschrieben, für Gläubige verständlich, für Erfahrene, die einen ernsten Blick in ihre Brust gethan; nicht für Phantasten, die „eine Geisterwelt in die irdische hereinragen" sehen; was soll hereinragen? Eine Welt ist eben Welt, weil sie ein Ganzes, in sich geschlossen, ist; im Geiste ist die Geisterwelt, nicht oben oder unten. — Nur zwei Bemerkungen seien mir noch gegönnt; erstens: Unfördersam, zumal dem Manne, ist es, sich ununterbrochen in den Labyrinthen der innern Welt zu ergehen. Dem Gottesdienst

ist der Sonntag zugewiesen, die Woche fordert den Schweiß des Angesichtes für sich. Wir sehen auch im Buch nur die Violen der Nächte zum Kranz gereiht; der Faden der Tage dazwischen ist unsichtbar; daher der Nimbus um das schöne Bild. So geht es uns mit dem lyrischen Dichter: im Buch sind nur seine lichten Momente beisammen; die dunklen dazwischen, die sehen wir nicht! Zweitens: wir wollen nicht vergessen, daß die Liebe nur Eine Manifestation des Göttlichen ist, das auch der Wissenschaft wie der Kraft sich kund gibt. Wer das wohl bedacht hat, der gehe d'ran, sich aus dem Buche zu erbauen; dann wird er verstehen, was als Aegide gegen Medisance am Eingang geschrieben ist: Dieses Buch ist für die Guten, und nicht für die Bösen.

3.

Waren es in den beiden eben entwickelten Erscheinungen vorzugsweise die merkwürdigen Naturen der Schreibenden, die uns interessirten, so dürfen sich nun wohl Betrachtungen über jenes Buch anschließen, aus welchem uns Goethe selbst, reiner und wahrer als aus irgend einem andern Spiegel, entgegenblickt. Ich meine: Eckermann's Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens.

„In den letzten Jahren seines Lebens!" Das legte das letzte Gewicht auf die Schale contra, als ich vorurtheilend das Buch zur Hand nahm. Und wer darf sagen,

daß er ohne ein solches Vorurtheil liest? Glücklich genug, wer es sich bekennt und deutet, ohne daß es ihn beherrscht. Goethe war nie der Mann, dem es darum zu thun war, daß man in sein Inn'res schaue, — am wenigsten in den letzten Jahren seines Lebens. Wenn er noch gegen Lavater und die Genossen einer unbedingt strebenden Sturm- und Drang-Jugend sein Herz dann und wann vom Ballast der Liebe und des Zornes entleerte, so nahm er schon nach der italienischen Reise die Decke Aarons vor's Gesicht, und, nach der förmlichen Installirung in die deutsche Dichter-Diktatur, den offiziellen diplomatischen Mantel. Ob er darum Tadel verdient oder nicht, ist eine andere Frage; ob nicht aller Tadel dasjenige treffen sollte, was eine solche Vermummung nöthig machte? Aber das ist gewiß, daß Alle irren, welche sagen, Goethe habe die Produkte seines Lebensherbstes im Schlafrocke geschrieben; den ersten Theil des Faust schrieb er im Schlafrocke, — den zweiten im Galla-Frack. Eben so gewiß ist es, daß man unter solchen Umständen keine Konfessionen erwarten wird, — und diese wären doch eigentlich das Interessante; am wenigsten wird man sie von Gesprächen erwarten, von denen Goethe voraus wußte, daß die Presse auf sie harre; ging es doch so weit, daß er zu Eckermann sagte: „Merken Sie sich dieses Wort, und unterstreichen Sie es" (II. 267.). Rebus sic stantibus nahm ich mir die Freiheit, zu vermuthen, daß Goethe hierbei nichts gesagt haben würde, als was in seinen Büchern reifer und ausgearbeiteter zu finden wäre. Dieses, nebst der trübenden Subjektivität, die sich nothwendig in solche

Referate mischt, wovon Falk's bedeutendes Buch ein Beispiel gibt, motiviren das Vorurtheil, welches ich, trotz dem, daß ich hörte, Frau von Goethe erkläre dieses Buch für das authentischeste, dagegen hegte. — Warum so viel von meinem Vorurtheile? weil es wahrscheinlich das der meisten Leser ist, und die Brücke, die zur Sache führt. Ehe ich aber zur Sache komme, will ich noch ein paar flüchtige Worte meines Freundes Hippel kommentiren, die wir hier vielleicht brauchen könnten. „Der Tisch-Styl und der Brief-Styl", sagt er, „sollten Natur aus der ersten Hand sein; wer kann Natur genug predigen?" Und wieder sagt er: „Gewisse Art Leute müssen bei Tische nie anders reden, als daß es zur Noth aufgeschrieben werden könnte." Wie geht das zusammen? ich weiß nicht anders als so: das Natürliche soll so ausgebildet werden, daß man es drucken könnte, — und: das Gedruckte soll mit dem Stempel der Natur bezeichnet sein. Merket mir dieses Wort und unterstreicht es! Uebrigens mag es ein Gefühl sein, so bei Tische bepaßt und abgeschrieben zu werden, wie sezirt zu werden bei lebendigem Leibe. — Ehe ich nun vom Vorurtheile zum Nachurtheile gelange, wollen wir sehen, wie sich jenes bei Eröffnung der Bekanntschaft halten werde.

Das Buch beginnt à peu près wie Gil Blas oder der Baccalaureus von Salamanca: „Der Autor gibt Nachricht über seine Person und Herkunft und die Entstehung seines Verhältnisses zu Goethe." Mit Lächeln beginnt, mit Ueberraschung verfolgt, mit Liebe und Staunen beschließt man diese Einleitung, und mit Ehrfurcht legt man sie

aus den Händen, überzeugt, daß nur der, der sich selbst so darstellt, wie hier Eckermann, fähig sei, einen Andern darzustellen. Wenn Einer berufen war, auf ein Bild von Goethe sein Leben zu wenden, so war es Eckermann; berufen war er, und — wohl dem Leser! — auch auserwählt. Denn Goethe hatte die königliche Kunst inne, seine Leute zu kennen und nach der rechten Schätzung zu gebrauchen. Kaum hatte er Eckermann kennen gelernt, als er ihn schon in seinem Geiste zum Herausgeber seiner Werke, zu seinem geistigen Testaments-Exekutor bestimmte (I. 41) — ein Zug, der Goethen bezeichnet.

Soll ich nun aus jener Einleitung ein Bild des Verfassers entwerfen, so gestehe ich, darin sehr im Nachtheile gegen ihn selbst zu sein. Die Treue, Einfalt, Besonnenheit, Schärfe und milde Klarheit, womit er sein eigenes Werden malt, ist völlig unnachahmlich. Zu Winsen an der Luhe, in einer Hütte geboren, „wo man auf einer gleich an der Hausthüre stehenden Leiter unmittelbar auf den Heuboden stieg", als Knabe beschäftigt, aus Schilf Streu für die einzige Kuh anzuhäufen, welche die Haupt-Nahrungsquelle seiner Aeltern war, frühzeitig Trieb und Geschick zum Zeichnen entwickelnd, und auf diesen Anlaß zu einigem Unterrichte gezogen, war seine weitere Bildung ganz das Werk seines eigenen beharrlichen, leidenschaftlichen Strebens, das ihn trieb, noch im Alter der Majorennität das Gymnasium mit den Knaben zu besuchen, weil ihm ein paar sogenannte Freunde weiß gemacht hatten, ohne das, was sie klassische Bildung nannten, sei kein Heil zu finden. In dieser Lebensepoche waren es nun

Goethe's Lieder, die ihn mit dem Gewahrwerden der jedem Selbst inwohnenden Poesie beglückten, und die Richtung seiner Seele für's Leben entschieden. Wie er produktiv ward, wie er erst durch Uebersendung eines Manuskriptes und dann persönlich den Weg zu seinem Meister nahm und dort sein Dasein bestimmt und ausgefüllt wurde, das muß man von ihm selbst hören. Die ganze Darstellung ist ein Meisterstück, und — wie sie dem übrigen Buche erst eigentlich Fundament und individuellen Werth verleiht — nach meinem Gefühle das Beste im ganzen Buche. Er selbst empfindet, wie schwer es in einem bedeutenden Zusammenleben falle, das festzuhalten, was eben für die ganze Welt bedeutend sei; „und wo wäre" — setzt er einsichtsvoll hinzu — „derjenige, der die Gegenwart immer so zu schätzen wüßte, wie sie es verdient?" (S. IX.) — Darum begnügt er sich auch, nur in ganz bescheidenem Sinne zu sagen: „Das ist mein Goethe!" (S. X.) Er, der es noch am wenigsten zu sagen gebraucht hätte, dessen Bild von Goethe gewiß das reinste von aller Beimischung ist, das wir besitzen.

Was nun den Inhalt der Gespräche selbst betrifft, so ist er so mannigfach und wie sich's von selbst versteht, ohne äußere Verbindung, daß sich nicht wohl anders darüber sprechen läßt, als notenweise. Und so nehme ich das Buch zur Hand, und erlaube mir, während ich blättere, meine Randglossen hinzuzusetzen.

Erster Band. S. 51. „Nehmen Sie sich in Acht" — sagte Goethe zu Eckermann — „vor einer großen Arbeit. Das ist's eben, woran unsere Besten leiden. — Ich habe auch daran gelitten und weiß, was es mir geschadet hat. — — Die Gegenwart will ihre Rechte; was sich täglich im Dichter von Gedanken und Empfindungen aufdrängt, das will und soll ausgesprochen sein. Hat man aber ein größeres Werk im Kopfe, so kann nichts daneben aufkommen. — — Welche Anstrengung von Geisteskraft gehört dazu, um nur Ein großes Ganze in sich zu ordnen; welche Kräfte und welche ruhige Lage im Leben, um es dann in Einem Flusse gehörig auszusprechen. Hat man sich nun im Ganzen vergriffen, so ist alle Mühe verloren. — — Es entspringt statt Belohnung für so viele Aufopferung nichts als Unbehagen und Lähmung der Kräfte. Faßt dagegen der Dichter täglich die Gegenwart auf, und behandelt er immer gleich in frischer Stimmung, was sich ihm darbietet, so macht er sicher immer etwas Gutes." — Ich glaube, so manchem, zumal dem von unbestimmter Produktionskraft Getriebenen, dem Dilettanten, dem ohne Klarheit Strebenden einen Dienst erwiesen zu haben, indem ich ihm dieses Wort abschrieb und vorhalte; denn es ist ein gutes Wort, ein Wort zur rechten Stunde, und man mag nach Eckermann's Weise es sich in's Täflein schreiben und dazu setzen: „Ich merkte mir dieses, damit ich wissen möchte, was ich von dergleichen Verfahren künftig zu denken" (II. 316); oder: „ich merkte mir dieses, als von großer Bedeutung" (II. 290). Und hier sei en passant bemerkt, daß dieser Ton

durch's ganze Buch geht — ein Verhältniß, wie in des dreimal großen Hermes Büchern das des Sohnes Tat zu seinem Vater, Herrn und Meister. Was Goethe sagt, wird dem Lebenskanon einverleibt, — wird zum Frommen für des Verfassers Kultur verarbeitet und vervielfacht, manchmal paraphrasirt und verschiedenartig angewandt; selten von der Kehrseite oder überhaupt von irgend einer Seite angesehen, — nie bestritten, als etwa einmal im Gebiete der Farbenlehre (II.), wo sich denn Hermes Trismegistos bärbeißig genug erweist, aber endlich (zu seiner Ehre für alle Zeiten sei es gesagt!) seinen Irrthum doch bekennt (II. 280), wenn auch nur so taliter qualiter; aber wie viele Professoren und Nicht-Professoren werden in gleichem Falle die Hand an den Busen legen? und doch, — wer könnte einer so bescheidenen, stillen, besonnenen, zarten, wahren, — um's auf Einmal zu sagen — einer Eckermann'schen Einwendung zürnen? — Was nun von dieser passiven Stellung des Verfassers gegen „seinen Goethe" dasteht, ist nicht als Tadel gesagt, sondern als Bezeichnung. Es ist wahr, daß ein auf eigenen Wegen zu andern Ergebnissen gelangter, vielleicht an Polemik froher Geist dann und wann bedeutendere Funken aus Goethe geschlagen hätte, — ihm nicht gestattet hätte, sich immer mit dem gewohnten Gesichte zu produziren, sondern ihn gezwungen, einmal die andere, bisher verhüllte Physiognomie des Januskopfes zu zeigen, — ihn auf manches noch unbetretene Rhodus geführt hätte, um da zu tanzen, — ihn — doch wozu all das „hätte?" Das „hat" und „ist" zu beherzigen, ist Menschen- und Leserpflicht; und

Eckermann kann fordern, daß wir ihn aufnehmen, wie er sich erkennt. „Jedes lebendige vis-à-vis — sagt er — übt eine solche Gewalt über mich, daß ich mich selbst vergesse, daß es mich in sein Wesen und Interesse zieht, daß ich mich dadurch bedingt fühle, und selten zur Freiheit und zu kräftigem Hinwirken des Gedankens gelange (II. 227). Wenn jedes vis-à-vis so wirkte, wie erst das Goethe's, dessen Person, dessen bloße Nähe schon bildend war, auch wenn er kein Wort sagte (I. 57). Dieses Gefühl hat übrigens seine Richtigkeit, weil man sich in bedeutender Gegenwart zusammennimmt. Vor dem Apoll von Belvedere — meint Heinse — müßte man immer fein gescheidt sein.

S. 74. Weil ich nun schon im Verrathen bin, so sei noch ein Arkanum ausgeplaudert, welches der erprobte Poet für den Jünger aus der Hand gleiten läßt. Es ist eine Kunst-Finte. „Auffassung und Darstellung des Besondern ist das eigentliche Leben der Kunst. So lange man sich im Allgemeinen hält, kann es uns Jeder nachmachen; aber das Besondere macht uns Niemand nach: warum? weil es die Andern nicht erlebt haben." Probatum est; wer nur den Vortheil zu nützen Kraft und Talent genug hätte!

S. 78 wird von Gegenständen bildender Kunst verhandelt — eines von Goethe's Steckenpferden. Er beklagt die Maler, die sich an seinen Fischer machen, und er hat, dünkt mich, Recht. Dieß Gedicht ist musikalisch; und ich bemerke bei diesem Anlasse, daß es eben das Hinüberziehen des Musikalischen in's Bilden ist, was der neue-

ren Malerei am tiefsten schadet. Schadet vielleicht das Bilden und Malen eben so den neuen Dichtern?

S. 95 findet Goethe das Schwierige und Eigenthümliche des Ghasels darin, daß der stets wiederkehrende Reim einen großen Vorrath von Gedanken will. Aber das ist lange nicht Alles. Das Ghasel ist eine ganz bedeutende, geistdurchdrungene, man darf sagen symbolische Form, deren Tiefsinn man erst bei längerer Bekanntschaft einzusehen fähig wird. Der Endreim, oder bei den Orientalen das Endwort, ist keineswegs ein willkürlich gewählter oder gegebener Ausgang, sondern in ihm ist, wie in der Tonart eines Musikstückes, wie im Farben-Akkorde eines Gemäldes, der Geist des Gedichtes gleichsam vorgebildet, und die Gedanken haben sich nun, entweder mit bedeutenden Gegensätzen, oder in überraschender Steigerung, oder in scheinbarer Verwirrung mit wiederkehrendem Bezuge, diesem Stabe wie Ranken anzuschließen, bis der Schlußvers, als eigentliche Pointe, sie entweder alle auf Einen zurückführt, oder widerlegt, oder, wie ein verhallendes Echo, in die Unendlichkeit fragend und unaufgelöst hinweist. Ich sage nicht, daß dieß ein geschriebenes Gesetz für das Ghasel sei, nach welchem man dichten müsse, sondern es liegt im Sinne dieser Form, und wer sie beherrscht, wird es von selbst befolgen. Man lese z. B. Platen's Ghasel mit dem Ausgange „nichts", oder das mit dem Ausgange „sein", oder die Kasside mit dem Ausgange „Zeit;" oder die Ghaselen der Orientalen mit den Ausgängen: „Rose, Sonne, Perle" u. dgl. m., und, was ich nur gedrängt andeuten konnte, wird der Empfindung klar werden. Hafis,

der Großmeister des Ghasels, weiß durch jede neue Wendung den Leser zu überraschen, bis sich die Ueberraschung endlich beim Empfänglichen zum Entzücken steigert, — so daß man die Summen begreift, welche persische Sultane in der Freude ihres Herzens für solche Distichen hinwarfen.

S. 112. „Ueberall", sagt Goethe, „treibt man auf Akademien viel zu viel, und gar zu viel Unnützes. Auch dehnen die einzelnen Lehrer ihre Fächer zu weit aus — bei weitem über die Bedürfnisse der Hörer. In früherer Zeit wurde Chemie und Botanik, als zur Arzneikunde gehörig, vorgetragen, und der Mediziner hatte daran genug. Jetzt aber sind Chemie und Botanik eigene unübersehbare Wissenschaften geworden, deren jede ein ganzes Menschenleben erfordert, und man will sie dem Mediziner mit zumuthen! Daraus aber kann nichts werden; das Eine wird über das Andere unterlassen und vergessen. Wer klug ist, lehnt daher alle zerstreuenden Anforderungen ab, und beschränkt sich auf Ein Fach, und wird tüchtig in Einem." — Sobald von der praktischen Brauchbarkeit die Rede ist, zu welcher Jeder für seine Stellung im Staate sich zu befähigen verpflichtet ist, bleibt diese Betrachtung von unschätzbarem Werthe; ja, es werden sich die auffallendsten Mängel unserer Epoche: eine gehaltlose Allwisserei, ein Vermischen Einer Wissenschaft mit der andern, z. B. eine physiologische Therapie, eine botanische Nosologie, ja eine poetische Medizin leicht daher ableiten lassen; wem es aber, auch außer dem, was er für den praktischen Haushalt bedarf, um tiefere Erkenntniß, um Mitwirkung am großen Werke einer allgemeinen Förderung des Wis-

sens zu thun ist, der wird, auch ohne äußere Nöthigung, dem Uebergange aus Einem Zweige der Doktrinen in den andern sich nicht entziehen können; ihn wird die ewige Verkettung mit verschlingen, in der alle Erkenntnisse der Menschheit sich auf einander und auf ein Letztes beziehen, welches, wie es scheint, dem vorschreitenden Geschlechte sich immer sichtbarer offenbart. Konnte Goethe selbst den Faden aller Naturwissenschaften aus den Händen lassen, dessen Anfang er in der Kunstforschung ergriffen, und der ihn immer tiefer in's Labyrinth der Unendlichkeit verlockte? — Jene praktische Ansicht übrigens, zumal in Betreff der medizinischen Lehrkurse, hat man in Oesterreich stets festgehalten, und darum dürfen wir uns auch noch immer eines schönen Vorzuges technischer und eigentlich nutzbarer Ausbildung der großen Mehrzahl unserer ärztlichen Praktiker rühmen.

S. 117. „Sie haben Recht," sagte Goethe; „es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnißvolle Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner römischen Elegien in den Ton und die Versart von Byron's Don Juan überträge, so müßte sich das Gesagte ganz verrucht ausnehmen." — Woran ich sehr zweifle. Sache bleibt Sache, Form bleibt Form; ein blaues Kleid macht keinen Derwisch, ein grüner Turban keinen Emir. Aber weil wir zuerst den Derwisch im blauen Gewande kennen gelernt haben, vermuthen wir nun, sobald wir ein blaues Gewand sehen, den Derwisch dahinter. Ich denke, es ist Gewohnheit und weiter nichts.

S. 118. „Könnte man die Menschheit vollkom-

men machen", meinte wieder Goethe, „so wäre auch ein vollkommener Zustand denkbar; so aber wird es ewig (— ewig?) herüber und hinüber schwanken; der eine Theil wird leiden, während der andere sich wohl befindet. Egoismus und Neid werden als böse Dämonen immer (— immer?) ihr Spiel treiben, und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben." — Keines? wir werden's nicht erleben, das ist gewiß; unsere Kinder auch nicht, — und auch ihre Kinder nicht; aber so wahr es einen Finger der Vorsehung in der Führung der menschlichen Geschlechter gibt, und ein Auge des Geistes, diesen Finger zu erblicken, so gewiß wird reine Menschlichkeit in der Welt erscheinen, Ehre werden Gott in der Höhe, Friede auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen. Was wäre das Leben ohne diesen Glauben? Ihn je aufgeben? „Lästerung!" sag' ich mit Lessing — „Lästerung!"

Ganz gewiß gibt es eine solche Antizipation der Welt im dichterischen Gemüthe, als Goethe sich (S. 126) zuschreibt, da er den Berlichingen, noch ohne Kenntniß wirklicher Zustände, gedichtet. Wer hätte nicht etwas Aehnliches in der schönsten Zeit des Lebens empfunden? Ach, das Leben, wenn es nun wirklich uns seine eiserne Brust eröffnet, — vermag nicht jenes Bild des Lebens zu ersetzen! es war schön und doch wahr dabei; wahr in jenem poetischen Sinne, wo der Schlamm und Kehricht ausgeschlossen bleibt. Wer dieses Bild in sich verloren hat, sollte nicht mehr dichten; wer klug und klar geworden ist, soll wirken, leben, kauf en und verkaufen — aber nicht mehr dichten!

S. 145 klassifizirt Goethe seine Gegner. Er unterscheidet Gegner aus Dummheit, aus Neid, aus Mangel an eigenem Sukzeß (möchten mit der vorigen Gruppe zusammenfallen), aus Gründen und aus abweichender Denkungsweise (gehören wohl wieder zusammen). Soll aber die Literaturgeschichte und Weltkenntniß hier ergänzend dem Dichter zu Hilfe kommen, so wird sie mit einem freundlich-kühnen Strich diese sämmtlichen Klassen auf die erste reduziren, wenn nämlich unter dem Begriffe „Gegner" diejenigen verstanden werden, welche das ganze Wesen eines Menschen verneinen. Goethe's Wesen aber, das heißt sein Streben und seine Bildung, verneinen, setzt voraus, daß man ihn nicht begreife. Ein anderes sind Meinungen; wer wäre mit Goethe so gut wie mit irgend wem in allen Dingen einerlei Meinung?

S. 153. Für Jene, welche dem Dichter einen menschenwürdigen Begriff von der Ewigkeit des Geistes — ich weiß nicht, aus welcher Präokkupation — abzusprechen gewohnt sind, stehe zum Ueberflusse folgende Stelle hier: „Wir waren indeß um's Gehölz gefahren, und hatten die untergehende Sonne im Anblick. „Wenn Einer", sagte Goethe mit großer Heiterkeit, „fünf und siebenzig Jahre alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet."

Eine große Ansicht, in Glauben und Selbstverläugnung wurzelnd, liegt in dem einfachen Worte: „Jene großen Vorgänger, die einst so nothwendig und wichtig waren, haben jetzt aufgehört Mittel zu sein" (S. 165). Hat auch Goethe schon aufgehört Mittel zu sein? Wenn uns die östlichen Lichtstreifen keinen Wüstendunst bedeuten, so fängt er an — aufzuhören. Jene Aussicht vom Berge hatt' ich im Auge, als ich, zur Schlichtung des Streites über Schiller und Goethe, die Brückeninschrift kommentirte: Alles ist nur Uebergang.

Auch S. 169 finde ich mich in meiner Ueberzeugung bestätigt, und ich habe nur gewagt, entschiedener hinzustellen, was Goethe andeutet, wenn ich den Lyrikern der neuern Epoche nur von der Ausbildung ihres subjektiven Gehaltes Heil versprach. Auch Goethe sah das Uebel der Vorkämpfer dieser Poesie darin, „daß ihre Subjektivität nicht bedeutend ist, und daß sie im Objektiven den Stoff nicht zu finden wissen." Dieses letztere nun lasse ich dahin gestellt sein. Der Stoff hat noch keinen Dichter gemacht, — und hätte er je dem Talente Anlaß gegeben, sich zu entwickeln, so ist es doch am Ende nur das Entwickelte, das der Menschheit zu Gute kommt: das ausgebildete Subjekt. Wir aber wollen uns, jenem schönen obigen Worte gemäß, immer nur als Mittel zu großen, heiligen Zwecken betrachten, und dafür sorgen, daß wir tüchtige Mittel sind.

Hierher bezieht sich, was S. 189 von den Motiven in Gedichten gesagt wird, als auf welchen aller Werth, alle Wirkung derselben beruhe. Frauenzimmer und Dilet-

tanten verkennen das besonders. „Dieß Gedicht ist schön,“ sagen sie, und denken dabei bloß an die Empfindungen, die Worte, die Verse. So werden denn auch Tausende von Gedichten gemacht, wo das Motiv durchaus null ist, und die bloß durch Empfindungen und klingende Verse eine Art Existenz vorspiegeln.“ — Ganz gut; aber mit den Motiven wird's auch nicht gethan sein. Unter Motiven werden hier die Situationen, das Historische, das eigentlich Stoffartige des Gedichtes verstanden. Mir aber kommt es auf den Gehalt an, auf das Stück Leben, welches in jedem Gedichte begraben sein soll, damit es dereinst wieder auferstehen könne, und Mittel sei im Werke des Geistes. Da sind nun Motive eben Motive, — Körper, in denen jene Seele herbergt, nicht Seelen selbst. Vers und Reim sind dann freilich nur Körper am Körper, — etwa wie Haare und Nägel.

S. 201 werden die drei Einheiten: „bewundert viel und viel gescholten,“ zu Nutz und Freude der ästhetischen Peripatetiker, mit klarer Leichtigkeit auf ihren Grund zurückgeführt. „Das Faßliche ist der Grund; und die drei Einheiten sind nur insofern gut, als dieses durch sie erreicht wird.“ — Mir scheint, an das Drama macht man billig, mehr als an jede andere poetische Form, die Forderung der poetischen Gegenwart; und in dem Gesetze des Gegenwärtigen wurzelt schon das der Einheiten.

Ich las irgendwo: Die Hoffnung der Welt beruht weder auf den Destruktiven, noch auf den Konservativen, sondern auf den Produktiven. Zu dieser kleinen Gemeinde hat Goethe gehört. Man mochte um ihn herum erhalten

oder zerstören, — er produzirte. Macht es doch so auch Mutter Natur! Sprach er dieß Verfahren je als ächtes Brokardikum aus, so geschah dieß in den Worten (Seite 204): „Alles Opponiren geht auf's Negative hinaus; und das Negative ist Nichts. Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber das Gute schlecht, so ist viel geschadet. Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um's Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfinde." — Daß es nichts einzureißen gäbe, bleibt nun freilich ein votum pium auf dieser höckerigen Kugel; bis es so gut ist, laßt uns versuchen, ob wir mit dem Hall der poetischen und literarischen Posaunen das Jericho des Bösen zu stürzen vermögen!

S. 224. An die Grübler und Zweifler: „Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lucrezia, eines Scävola, und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt kommt die Kritik und sagt, daß das Fabeln sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit! und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben." — Groß war es unbestritten, das gesagt zu haben. Uebrigens gibt es meines Bedünkens eine zweifache Art, Geschichte zu kultiviren: eine esoterische, zu welcher sich der Forscher, und eine exoterische, zu welcher sich der gebildete und strebende Mensch überhaupt bekennt. Die Er-

gebnisse, welche jener zu Tage fördert, sollen diesem zu Gute kommen; jener gräbt nach dem Faktum, diesen interessirt der Charakter. Es ist das allgemeine Schema menschlicher Ansichten: das Wissen und das Thun. Mögen beide neben einander leben und einander leben lassen!

Schlingt sich doch ein solches Verhältniß bis in die höchsten Angelegenheiten des Menschen fort! auch hier gibt es ein Inn'res und ein Aeuß'res, ein Glauben (denn wer möchte das Höchste dem Wissen anheimstellen?), und ein Handeln. Jenes bleibt ewig unaussprechlich, und dieses ist die eigentliche Sprache des ächten Geistes. — „Wir sollen höhere Maximen nur aussprechen, insofern sie der Welt zu Gute kommen. Andere sollen wir bei uns behalten; aber sie mögen und werden auf das, was wir thun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten" (S. 227).

S. 233 kommt wieder, wie in diesem Buche besonders häufig, Lord Byron auf's Tapet. „Hätte dieser," meint Goethe, „Gelegenheit gehabt, sich Alles dessen, was von Opposition in ihm war, durch wiederholte derbe Aeußerungen im Parlamente zu entledigen, so würde er als Poet weit reiner dastehen. Einen großen Theil seiner negativen Wirkungen möchte ich daher verhaltene Parlamentsreden nennen." Gewiß liegt hierin viel Wahres; nur daß der größere Theil von Byron's Klage- und Hader-Element in jenem innern Zwiespalt, in jenem Geist- und Körper-Dualismus wurzelte, der vor keinem irdischen Parlamente verhandelt und ausgeglichen wird.

S. 240 legt Goethe den Finger an den Mund und

sagt: „Ich will Ihnen etwas entdecken, und Sie werden es vielfach bestätigt finden. Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjektiv; dagegen haben alle vorschreitenden Epochen eine objektive Richtung. Unsere ganze jetzige Zeit ist eine rückschreitende, denn sie ist eine subjektive." — Ich kann dieser geistreichen Bemerkung nicht beistimmen. Für's Erste glaube ich an kein Rückschreiten, sondern sehe in jedem Aschewerden den Phönix, der sich daraus entschwingen wird. Dann aber scheint mir jene Bemerkung, insoweit sie geschichtliche Wahrnehmung ist, nur auf die erste Kultur vom sinnlichen zum intellektuellen Leben überhaupt zu passen; von letzterem aber beginnt eigentlich erst das Fortschreiten des großen Ganzen. So hat sich die antike Welt objektiv gebildet, — man möchte sagen: von der Kindheit zum geistigen Dasein herangearbeitet; wer aber wird sagen, daß unsere jetzige Welt-Kultur, deren Wurzel subjektiv ist, einen Rückschritt darstelle? Die äußere Welt hat nun einmal den höchsten und eigentlichen Zauber ihrer Schönheit, den sie nur Kindesaugen fröhlich offenbart, unserem vergeistigten Blicke entzogen, — sollen wir darum die Pflichten verachten, welche die Natur dem Mannesalter auflegt? Die Kindheit ist ewig objektiv, die Reife subjektiv; lasset uns das heitere Glück, das uns nun einmal nicht mehr beschieden ist, preisen, — aber thun, wozu wir in unserem jetzigen Zustande geschaffen sind, überzeugt, daß kein Schritt, den die ewige Vorsehung veranstaltet hat, ein Rückschritt sein kann!

S. 263 fühlt sich wohl manches Auge bestätigt, wel-

ches der Komposition von Overbeck: Christus mit den Kleinen, nichts Bedeutendes abzugewinnen vermochte. Was hier als Grund angegeben ist, möchte eben sowohl auch von dessen: Einzug Christi in Jerusalem, gelten.

Ueber Musik hört man Goethe am seltensten reden. Es bleibt auch das Reden, welches überhaupt mehr das Wissen als die Kunst zu fördern geeignet ist, bei dieser Kunst am allerunzulänglichsten. Seite 282 aber finde ich eine treffende Ansicht: „Es ist wunderlich, wohin die auf's Höchste gesteigerte Technik und Mechanik die neuesten Komponisten führt; ihre Arbeiten bleiben keine Musik mehr, sie gehen über das Niveau der menschlichen Empfindungen hinaus, und man kann solchen Sachen aus eigenem Herzen und Geiste nichts mehr unterlegen. Wie ist es Ihnen? mir bleibt Alles in den Ohren hängen." — Wem ist es nicht auch so, der überhaupt gewohnt ist, Unterlagen aus Geist und Herz zu suchen? Es ist eben auch hier wieder der alte Kapitalfehler der Zeit: das Vergessen der Zwecke über die Kultur der Mittel.

S. 302 wird über Goethe's „Novelle" verhandelt, die dann oft genug wieder zur Sprache kommt. Wenn der Dichter hier die Blume des Ideellen, welches er in diese Novelle eingepflanzt haben will, als das Wesentliche, und das Reale in der objektiven Darstellung nur als das grüne Blätterwerk betrachtet, so scheint er, wie sehr diese Ansicht mit der unsern auch zusammentrifft, seinen eigenen früher erwähnten Behauptungen damit zu widersprechen. Dem sei wie ihm wolle, darin wird uns wohl der größere Theil der Leser beipflichten: daß diese Novelle von

ihm und von seiner Umgebung zu hoch angeschlagen wird. Der Gehalt erscheint zu einfach gegen den Aufwand von kleinen Mitteln und Dekorationen, der Inhalt ist fast Null, das eigentlich menschlich Bedeutende, das Charakteristische wird vermißt, der Stoff ist bloß seltsam und arm und reicht eben für eine Anekdote hin, die Behandlung ist gekünstelt, und man merkt zwischen mancher Schönheit das Machen zu sehr. „Wie das Unbändige oft besser durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde" — wird darin nicht, wie Goethe angibt, gezeigt, sondern bloß erzählt. Mag sich übrigens Jeder erfreuen, woran er kann! Urtheil und Behagen sollen einander nicht stören. Man muß sich aber auch kein Wohlgefallen aufdogmatisiren lassen, wie es hier Eckermann sich gefallen ließ, dessen richtiges Gefühl ihm Anfangs das Wahre sagte, bis Goethe's Erklärung, die doch nur das aussprach, was der aufmerksame Leser bald wahrnimmt, ihm so imponirte, „daß es wie Schuppen ihm vom Auge fiel," und „daß er sich endlich freute, daß diese in ihrer Art einzige Produktion doch nun existire!" — Es ist wahr, daß die ächte Trefflichkeit, so in Menschen wie in Büchern, erst allmälig verstanden werde, aber bei einem schönen Werke der Dichtkunst geht dem Verständnisse auch schon ein erfreuender erster Eindruck voran, der sich später nur gründlicher bestätigt. Ich habe mich hier etwas aufgehalten, weil dieser Fall symbolisch ist, und zur Erklärung vieler ähnlicher dient.

Schiller schrieb einmal in einem Briefe: „Ich sehe nun ein, daß das Vortreffliche eine Macht ist, der gegen-

über es keine Freiheit gibt, als die Liebe." Dieser schöne Satz darf als das Resultat seines innern Lebens gelten. Vom Unbedingten ging er kämpfend aus, und eroberte sich nach manchen Wunden und Schmerzen das herrliche Reich der Selbstbeschränkung. In gleichem Sinne entfaltet hier der Freund seine Laufbahn, und spricht dabei das Ergebniß aus: „Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir es anerkennen, legen wir an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen, und werth sind, seines Gleichen zu sein." (S. 307).

S. 316. „Ein versiegeltes Paket lag auf dem Tische. Goethe legte seine Hand auf dasselbe." — „Was ist das?" sagte er. „Es ist Helena, die an Cotta zum Drucke abgeht." Ich empfand bei diesen Worten mehr, als ich sagen konnte; ich fühlte die Bedeutung des Augenblicks. Denn wie bei einem neuerbauten Schiffe u. s. w." — Nun ist die Helena eine sehr schöne Dichtung, aber eine solche Art, sich auszudrücken, muß man nicht billigen. Dieser Fall gehört zu dem obigen, den ich symbolisch nannte. Wir haben eben gehört, daß Ehrfurcht befreie, Anbetung aber beschränkt. — Wenn man nun vollends S. 317 vernimmt, daß der Dichter und sein Freund sich goldene Berge von der Aufführung dieses Drama's versprechen, — da muß man wohl lächeln!

Ich weiß nicht, ob die Definition, welche Goethe S. 319 von der Novelle gibt, nämlich: „sie sei eine unerhörte sich ereignete Begebenheit," — nicht bloß jener

Lieblings-Novelle zu Liebe gegeben ist. Wenn ich die Novellen der Italiener ansehe, so erscheinen sie mir als heitere Darstellungen interessanter Kombinationen von Lebensverhältnissen. Das ist nun freilich die Goethe'sche nicht.

Ein gutes Wort an die aufblühende Dichterjugend steht S. 322: „Um Prosa zu schreiben, muß man etwas zu sagen haben; wer aber nichts zu sagen hat, der kann doch Verse und Reime machen, wo dann ein Wort das andere gibt, und zuletzt etwas herauskommt, das zwar nichts ist, aber doch aussieht, als wäre es was." — Das wäre nun vortrefflich, aber wir haben's inzwischen weiter gebracht, und auch in Prosa etwas sagen gelernt, „das zwar nichts ist, aber doch aussieht, als wäre es was."

Ob sich das chinesische Reich, wie S. 324 angegeben wird, durch jene strenge Mäßigung in Allem, welche sich unter der Form des Sittlichen und Schicklichen in all seinen Legenden und Werken ausspricht, seit Jahrtausenden erhalten habe und dadurch ferner bestehen werde, — ist wenigstens eine interessante Frage. Ob auch hier Natur und Geschichte gleiche Gesetze bethätigen?

Darin löst sich der Knoten, den der Streit um das Antike und Romantische geschlungen: daß das Griechenthum deßhalb ein ewiges Vorbild bleibt, weil es ein Menschenthum war, mehr als irgend sonst ein „thum" in der Welt. Was dabei griechisch blieb, ist eben um nichts besser, als was am Modernen französisch, spanisch, altdeutsch oder serbisch ist. Diese Ansicht führt zu Goethe's Begriff von einer Weltliteratur, wie er sich Seite 325 daraus entfaltet.

S. 340 finde ich Goethe unbillig, wenn er, wiewohl um Lessing zu vertheidigen, im Nathan „polemische Piquen“ zugibt. Wer wird läugnen, daß Lessing's ganzes Leben und Streben Polemik war, — jene Polemik, welche einer seiner Brudergeister die läuternde Verwesung genannt hat, aus welcher Licht und Unsterblichkeit sich entbinden? Nun ist aber Nathan gerade das Werk, in welchem diese Polemik, überwunden vom durchbrechenden Geiste der Liebe und des tiefsten Menschengefühls, verklärt von dem milden Lichte duldender Weisheit, sich selbst aufhebt. Es ist nie etwas Reineres als dieses Buch aus eines Menschen Hand und Seele gekommen.

„Ich sage immer,“ begann Goethe (S. 342), „die Welt könnte nicht bestehen, wenn sie nicht so einfach wäre. Dieser elende Boden wird nun schon tausend Jahre bebaut, und seine Kräfte sind immer dieselbigen. Ein wenig Regen, ein wenig Sonne, und es wird jeden Frühling wieder grün, und sofort.“ — Ich fand auf diese Worte nichts zu erwidern und hinzuzusetzen, — fügt Eckermann bei. — Was wäre auch auf solche hörbar gewordene Gedanken zu erwidern? Höchstens ein Echo, dort, wo sie lang entschlummerte Brüder wecken. Und so ergeht es mir. Die Vergänglichkeit menschlicher Geisteswerke, die aus den reichsten Verzweigungen von Fähigkeiten und Stoffen aufgeblüht sind, — gegenüber der ewig treuen Gegenwart der Natur, — wem hat sie nicht im innersten Gemüthe schmerzliche Fragen angeregt? Saaten, der Erde anvertraut, gibt sie zwanzigfach wieder, und lohnt dem Menschen das Werk, das er ihr zuwendet, durch dauern-

des Gedeihen; wechselnde Geschlechter werden durch diese Thätigkeit an einander geknüpft, und die späte Zukunft genießt und erkennt in der Gestalt des mütterlichen Bodens das unvergängliche Leben der Vergangenheit. Die flüchtigen Werke des Wortes aber, die der sinnende Geist des Ahnherrn schuf, werden schon vom Enkel kaum mehr begriffen; die rauhe Hand der Zeit fährt durch die zarten Blätter, die eingehauchte Seele entflieht, und der trauernde Denker müßte sich einer vernichtenden Wehmuth hingeben, wenn nicht der Glaube versöhnend einträte, — der Glaube, der allein die Wunden heilt, welche klügelnder Verstand und irdische Bande der Menschheit schlagen.

So lockt uns ein ernstes, bedeutendes Wort in die gewohnte Tiefe verschlungener Betrachtungen; und wir werden zu ähnlichen gereizt, wenn Goethe S. 343 meint, sein Verhältniß zu Jakobi, weil es sich nicht auf Gleichheit der Bestrebungen gründete, habe der Freundschaft bedurft, um sich zu erhalten, während das zu Schiller derselben entbehren konnte, da es ein herrliches Bindungsmittel in gemeinsamen Bestrebungen fand. — Nun ist es aber eben dieses letztere Verhältniß, welches allein Freundschaft genannt werden sollte. Jede andere Verbindung zwischen Männern ist nur geselliger Verkehr in mannigfachen Formen. Nur ein hohes Ziel, in welchem sich die Edelsten begegnen, bindet ewig; nur die, welche in diesem Sinne verbunden sind, bilden eine wahre Gemeinde; die Trennung ist nicht im Stande, sie zu trennen, und sie finden sich wieder, auch wenn alle Bedingungen des irdischen Daseins gelöst sind.

Die Vorstellung, welche Goethe vom Pulsiren der Erde hatte, ist in seinen Werken kaum je so rein ausgedrückt als hier (S. 345): „Ich denke mir die Erde mit ihrem Dunstkreise gleichnißweise als ein großes, lebendiges Wesen, das im ewigen Ein- und Ausathmen begriffen ist. Athmet sie ein, so zieht sie den Dunstkreis an sich, so daß er in die Nähe ihrer Oberfläche herankommt, und sich verdichtet bis zu Wolken und Regen. Diesen Zustand nenne ich die Wasser-Bejahung; dauerte er aber über alle Ordnung fort, so würde er die Erde ersäufen. Dieß aber gibt sie nicht zu; sie athmet wieder aus, und entläßt die Wasserdünste nach oben, wo sie sich in den ganzen Raum der hohen Atmosphäre ausbreiten, und sich dergestalt verdünnen, daß nicht allein die Sonne glänzend herdurchgeht, sondern auch sogar die ewige Finsterniß des unendlichen Raumes als frisches Blau hindurchgesehen wird. Diesen Zustand der Atmosphäre nenne ich die Wasser-Verneinung. Denn wie beim entgegengesetzten nicht nur häufiges Wasser von oben kommt, sondern auch die Feuchtigkeit nicht verdunsten und trocknen will, so kommt bei diesem nicht nur keine Feuchtigkeit von oben, sondern die Nässe der Erde selbst verfliegt, so daß bei einer Dauer über alle Ordnung die Erde auch ohne Sonnenschein zu verdorren Gefahr liefe. Am Einfachen, Durchgreifenden halt' ich mich, ohne mich durch einzelne Abweichungen irre leiten zu lassen. Hoher Barometer: Trockenheit, Ostwind; tiefer Barometer: Nässe, Westwind. Wehet aber einmal bei hohem ein nasser Nebel her, so sehe ich daraus bloß, daß manches Mitwirkende existirt, dem man nicht sogleich bei-

kommen kann." — Nun ist es gut, daß Goethe gleich Anfangs das „gleichnißweise" beigesetzt hatte; denn Alles, was der Mensch anthropomorphistisch von dem Leben der Natur aussagt, ist nur ein Gleichniß. Jede ächte Naturforschung ist Hylozoismus, — aber sie kann es nie über die symbolische Anschauung bringen; und eben darin wurzeln die meisten Irrthümer und Phantastereien der sogenannten Natur-Philosophen, daß sie, Bild und Sache verwechselnd, die zarte Welt der Beziehungen mit der rohen Hand realer Anwendung zerstörten.

Ich will vom ersten Bande mit Ausbebung einer bedeutenden Bemerkung Goethe's scheiden, welche sich der Geschichtsforscher zurecht legen wird.

S. 349. „Es ist merkwürdig, mit welchen Lehren die Mohammedaner ihre Erziehung beginnen. Als Grundlage in der Religion befestigen sie ihre Jugend zunächst in der Ueberzeugung, daß dem Menschen nichts begegnen könne, als was ihm von einer Alles leitenden Gottheit längst bestimmt worden; und so sind sie denn für ihr Leben ausgerüstet und beruhigt. Sodann ihren Unterricht in der Philosophie beginnen sie mit der Lehre: daß nichts existire, wovon sich nicht das Gegentheil sagen lasse. Nun aber, nachdem von jedem aufgestellten Satze das Gegentheil behauptet worden, entsteht der Zweifel, welches denn von beiden das eigentlich Wahre sei. Im Zweifel aber ist kein Beharren; er treibt den Geist zur Prüfung, woraus denn endlich die Gewißheit hervorgeht."

Zweiter Band. S. 6 fühlt man sich in den Zustand versetzt, welchem das Gedicht „Dornburg, September 1828" entquoll, das ich für eines der schönsten halte, die Goethe gemacht hat; wobei ich bemerke, daß in der Duodez-Ausgabe (Bd. 47, S. 68) ein unnöthiges Abtheilungszeichen dieses Eine edle Gedicht zu zweien macht. Alle Kommentare, wie sie Goethe in den letzten Jahren seines Lebens den Sangeslerchen, die er am Morgen in den Aether gesandt hatte, an den Hals zu binden pflegte, sind nichts und helfen nichts. Der einzige und rechte Kommentar ist, wie hier, ein anderer Gesang aus derselben Atmosphäre. Da ich aber selber gern und pflichtschuldig kommentire, so erkläre ich „die geistige Zwiesprache," welche hier Goethe „mit den Ranken der Weinrebe" gehalten haben will (S. 7). Diese Ranken verriethen ihm damals eine seiner schönsten Naturbetrachtungen; die Betrachtung einer vertikalen und einer spiralen Tendenz in den Pflanzen, deren Beharren in jener, deren Bildung und Verwandlung in dieser repräsentirt ist. Es ist eine weit ein- und ausgreifende Wahrnehmung, die uns das liebliche Spiel des Alls in einem netten, faßlichen Bilde vor's Auge bringt.

S. 10 wird es doch zu arg, wie gründlich es nachgewiesen wird, warum Goethe beim Diner verstimmt war.

S. 13 erhalten wir Nachricht, wie Goethe bei der Naturforschung zu Werke gegangen sei. Das halte ich nun für sehr wichtig, und glaube, ein solches Bekenntniß von Seite Aller, die in den Naturwissenschaften berühmt geworden sind, würde uns mit einem Male gar viele

Binden von den Augen reißen. Die Geschichte einer Theorie wäre, dünkt mich, wichtiger als die Theorie; nicht die Geschichte der Theorie seit ihrer Geburt, in der Welt, sondern vor ihrer Geburt im Gehirne des Zeus, dessen Pallas sie ward. „Wenn ich", erzählt Goethe, „zu einer Meinung gekommen war, so verlangte ich nicht, daß die Natur mir sogleich Recht geben sollte; vielmehr ging ich ihr in Versuchen prüfend nach, und war zufrieden, wenn sie sich so gefällig erweisen wollte, gelegentlich meine Meinung zu bestätigen. That sie es nicht, so brachte sie mich wohl auf ein anderes Aperçü, welchem ich nachging, und welches zu bewahrheiten sie sich vielleicht williger fand." — Das ist nun noch ein leidliches Verfahren, und wäre sehr zu wünschen, daß alle Isis-Freier so sponsirten; aber wie wäre es, wenn wir lieber der ernsthaften und (sub rosa!) etwas eigenwilligen Dame gar nie zumutheten, unsere „Meinungen zu bestätigen?" Wenn wir sie reden ließen, und uns bloß auf's Sehen und Hören beschränkten? Die Damen haben einen solchen Trieb, sich mitzutheilen, daß, je weniger man ihnen Neugierde sehen läßt, sie desto mehr und Wichtigeres von selbst verrathen.

Warum man sich so gerne in's räthselhafte Düster unwiederbringlicher Epochen zurückdichtet, ist ein Problem. Wenn jede Zeit eine Sphinx ist, und sich in den Abgrund stürzt, nachdem ihr Räthsel gelöst ward, — wozu diesen Abgrund aufwühlen und das Vermoderte an's Licht reißen, statt ihn mit jener Lösung, die unser Tagewerk sein sollte, auszufüllen, daß es einmal glatt und eben werde auf den ewigen Bahnen der Geschichte? Das sage

ich in Bezug auf die altdeutsche Poetenschule, die uns einen dunklen Traum für unser helles Leben hintäuschen will; und bin mit Goethe des Glaubens, daß der Mensch der Klarheit und Aufheiterung bedürfe; „und daß es ihm Noth thue, sich zu solchen Kunst- und Literatur-Epochen zu wenden, in denen vorzügliche Menschen zu vollendeter Bildung gelangten; so daß es ihnen selber wohl war, und sie die Seligkeit ihrer Kultur wieder auf Andere auszugießen im Stande waren" (S. 14).

Was S. 15 u. w. über Walter Scott gesagt wird, ist sehr erfreulich. Möchte doch ein im Aburtheilen allezeit fertiges Publikum sich hier ein Beispiel nehmen, mit welcher Intention, mit welchem Studium ein großer Dichter die Werke eines andern liest! Der tiefe Gehalt jener Werke entgeht ihm nicht, wenn gleich sein Auge vorzugsweise — vielleicht allzusehr! — an der Behandlung sich weidet. So kann ich es nicht billigen, daß er (S. 18) auch die lesenden Frauen von der Betrachtung der Charaktere ablenken und in jene ästhetischen Mysterien einweihen will. Der Dichter genieße den Dichter, wie nur Er ihn genießen kann; das eigentlich Wirksame aber gehe in die Herzen der Menschen auch ohne Aesthetik über! — Daß keiner jener Romane mit Waverley den Vergleich aushalten könne, ist sehr zu bezweifeln. In Robin dem Rothen ist ein richtiger abgestuftes Verhältniß der einzelnen Partien gegen einander zu bewundern, während in Waverley die Exposition gegen die Katastrophe zu viel Umfang hat; abgesehen von dem eben so poetischen als mit Lebenseinsicht durchgeführten Ineinanderwirken von Le-

ben und Poesie, wodurch Osbaldistone's Bildung erzweckt und der Zwiespalt in seinen Anlagen und Wünschen geschlichtet wird — ein Triumph des dichterischen Genie's, welcher den Robin zu einem Romane macht, der seines Gleichen sucht. Das Romantische, das Ideale hat hier einen Körper, einen Boden, wozu dem Dichter sein geschichtlich-ethnographisches Element verhalf, — dergleichen selbst dem Wilhelm Meister mehr zu wünschen wäre; und am Ende bleibt es doch die Hauptfrage und die schwierigste Aufgabe der modernen Dichtkunst: auf welche Weise das Ideale in unser nüchternes Leben einzuführen sei, ohne Zwang und Unwahrheit, lebendig und versöhnend?

Sollte es wahr sein, was Goethe, begeistert vom Zusammenwirken der Mitarbeiter am Globe, ausruft: „In Deutschland wäre ein solches Blatt rein unmöglich. Wir sind lauter Partikuliers; an Uebereinstimmung ist nicht zu denken; Jeder hat die Meinungen seiner Provinz, seiner Stadt, ja seines Individuums; und wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen" (S. 18). Laßt uns dieses Wort Goethe's Lügen strafen! — Wenn nicht Alles täuscht, so schimmern überall verbindende Lichtstreifen hervor.

S. 33 vertraut wieder Goethe, der unnöthiger Weise gar zu oft den Zeigefinger an die Lippen hält, seinem Freunde, indem er ihn an ein Fenster zieht: „daß seine Sachen nicht populär werden können;" und sagt noch viel Schönes von solchen Dingen. Aber sollten wir die Welt so wenig zu überblicken verstehen? bloß Goethe's Werke hätten diese Eigenschaft? Welches Große und Tiefe ist je

populär geworden? welches Aechte ist „für die Masse geschrieben?“ welches nicht „für Jene, die etwas Aehnliches wollen, und die in gleichen Richtungen begriffen sind?“ Auch Eckermann verliert sich in diese Erkenntnisse, so naiv er Seite 35 die Worte des Orakels wiederholt: „Ja, Goethe hat Recht! Er kann nicht populär werden; und seine Werke sind nur für Jene, die etwas Aehnliches wollen, und die in gleichen Richtungen begriffen sind.“

Des Cartes nahm sich klüglich vor, bei seinem Philosophiren vom Standpunkte Adam's auszugehen. Es ist indeß mit dem Abthun alles dessen, was man Vorurtheil nennt, so eine Sache. Liebe und Haß, älter als das Ich, das sie aus sich zu gebären wähnt, lassen sich eben nicht ausziehen wie Beinkleider; und warum sollten wir auch dann Vorurtheile weglegen, wenn sie in Urtheilen wurzeln? „Ich war einst auf Wolff böse“, erzählt Goethe S. 37; „er hatte Abends zu spielen; ich saß in meiner Loge. Jetzt, dachte ich, sollst du ihm doch einmal recht aufpassen; es ist doch heute nicht die Spur einer Neigung in dir, die für ihn sprechen könnte. Wolff spielte, — und ich konnte nicht umhin, ich mußte ihm wieder gut sein.“ — Darf ich hier als Psycholog hinzufügen, daß Goethe nie so sehr vom Verdienste Wolff's überzeugt war, als in dem Momente, da er sich vornahm, es in Zweifel zu ziehen?

Darf ich ihn für S. 41 gegen ihn selbst in Schutz nehmen? „Meine dargestellten Frauen-Charaktere sind alle besser, als sie in der Wirklichkeit anzutreffen sind.“ — So? Philine? die Melina? Adelheid? und es gäbe keine

Ottilien, Theresen, Natalien? Gewiß, wenn nicht Leidenschaften und Angewöhnungen, sondern die tiefste Meinung des Herzens den Menschen machen, — so gibt es selbst Iphigenien. — Laßt uns von der schöneren Hälfte der Menschheit nicht so denken, als ob wir Körbe bekommen hätten.

S. 41. Goethe spricht vom Edinburgh Review: „Sie finden da folgende Aeußerung: Es gibt Leute unter den Poeten, deren Neigung es ist, immer in solchen Dingen zu verkehren, die ein Anderer sich gern aus dem Sinne schlägt. — Nun, was sagen Sie? da wissen wir mit einem Male, woran wir sind, wissen, wohin wir viele neueste Literatoren zu klassifiziren haben." — Wirklich? wissen wir das? und wissen's aus dieser Bemerkung? ich weiß daraus nichts, als was ich lange gewußt: daß es mancherlei Narren gibt. Wir kennen das an Goethe, daß er alle Gedankenglieder, die sich in ihm an einen Ring knüpfen, den er irgendwo liegen sieht, diesem Ringe zuschreibt. So fand er sich durch Heinroth's sehr simple Wahrnehmung von seinem gegenständlichen Denken, ich weiß nicht wie, getroffen und geschmeichelt; so durch Schubarth's halbwahre Vergleichung zwischen ihm und Shakespeare, und was dergleichen mehr ist.

Ein kompetenterer Richtspruch, mit billigerer, gnädigerer Anerkennung, ist wohl kaum je über den armen Schelm Voltaire ergangen, als den er S. 49 mittheilt. „Ich kann wohl die Kaiserin von Oesterreich anführen, die sehr oft gegen mich wiederholt hat, daß in Voltaire's Gedichten an fürstliche Personen keine Spur sei, daß er je

die Linie der Konvenienz überschritten habe.“ — Und doch war der Schalk verwegen genug!

Im vollen Ernste: die Schälke sind nicht zu verachten. „Wir müssen uns hüten“, steht Seite 52, „das Bildende stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.“ — Mich dünkt, zu lernen gibt es von Pugatschew mehr als von Howard; dieser ließ nur den Geist in sich gewähren, und legte der Liebe keine Fesseln an; welchen Aufwand von Verstand, Willen und Energie mußte jener entwickeln, um sich in der gesetzlichen Welt zu erhalten! Nicht umsonst schrieb ich zu meinen Resultaten:

Gebet Acht, wie Räuber schalten
Bei dem mörd'rischen Geschäfte:
Merket staunend, welche Kräfte
Sie bethätigend entfalten!

Ich nehme, wie Jarno beim Lehrbriefe Wilhelm Meisters, meine Rolle wieder zur Hand, und sehe, was es weiter zu erklären gibt. „Für das Theater zu schreiben, ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein Talent, das man besitzen muß“ (Seite 59). Nun ist Goethe im Tempeldienste Thaliens ergraut, und sollten sein Wort Alle beherzigen, die da glauben, mit der Poesie des Herzens lasse sich ein Stück für die Bühne erzeugen, — oder: der Dichter müsse mit Theater-Piecen anfangen und lyrisch enden! Der Schauspieler und der Schauspiel-Dichter haben das mit einander gemein, daß sie mit der Poesie so ziemlich fertig sein müssen. Es ist bei die-

sen Dingen mehr vom Handwerk, als die Unerfahrenen glauben und wünschen.

S. 63 stehe ich wieder für Goethe gegen Goethe auf. „Ich habe“, sagt er, „das Gedicht: „Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen“, als Widerspruch der Verse: „denn Alles muß zu Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will“, geschrieben, welche dumm sind, und welche meine Berliner Freunde bei Gelegenheit der naturforschenden Versammlung zu meinem Aerger in goldenen Buchstaben ausgestellt haben.“ — Hier spuckt wieder der selbstbespöttelnde Tic, den man vom Triumphe der Empfindsamkeit aus kennt, der aber, so lange es reine Kritik und wohlunterscheidende Anerkennung gibt, keine gute Seele irre machen soll. Deutsche Naturforscher wissen, Gottlob! für welche Worte goldene Lettern passen. So viel ist klar, daß jene dummen Verse genau dasselbe sagen, was die andern besser wissen wollen: eine rein gezogene Summe aller Goethe'schen Naturforschung. Es ist nur die Grammatik, der tödtende Buchstabe, was den Eris-Apfel zwischen diese Gedichte warf. Lesen wir: Alles m ü ß t e in Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren w o l l t e, — und bedenken wir, daß das Sein des zweiten Gedichtes nichts anderes ist, als das Werden des ersten, so erkennen wir das Gemeinsame beider: „das Ewige regt sich fort in Allem.“

Es ist die Lehre von der Metamorphose, die in jenen Worten, wie in einer Knospe verhüllt, ruht, und sich S. 65 in einer Blumenkette durch die Welt des Lebendigen schlingt. „Die Pflanze geht von Knoten zu Kno-

ten und schließt zuletzt ab mit Blüte und Samen. In der Thierwelt ist's nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm geht von Knoten zu Knoten und bildet zuletzt einen Kopf; bei den höher stehenden Thieren und Menschen sind es die Wirbelknochen, die sich anfügen und anfügen, und mit dem Haupte abschließen, in dem sich die Kräfte konzentriren. Was so bei Einzelnen geschieht, geschieht bei Korporationen. Die Bienen, auch eine Reihe von Einzelheiten, die sich an einander schließen, bringen etwas hervor, das als Kopf des Ganzen anzusehen ist; den Bienen-König. Wie dieß geschieht, ist geheimnißvoll, schwer auszusprechen. So bringt ein Volk seine Helden hervor, eine Epoche ihre Häupter." — Nun ist hier an das zu denken, was ich früher von den Natur-Philosophen gesagt habe. Man muß das zarte, mystische Gewebe mit sinnendem Auge beschauen, aber die Hände fein davon lassen, die den goldenen Faden gern hinausspinnen möchten in's verworrene Netz der Analogien. Sonst möchte Einer fragen: bringt der Kopf Samen hervor? erzeugt sich nie der Mann die Epoche?

S. 70. So wissen wir denn, daß die Verse vom Blocksberg:

In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fischen;
Darum seht ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln mischen;

Lavatern bedeuten. „Des Propheten Wort, oft ist's nur Charade." — Wissen, daß, was in des letzteren Physiognomik über Thierschädel vorkommt, von Goethe ist, was

unserer Ahnung so wenig entging, als wir seine Hand in Herder's „Ideen" verkannten (S. Falk S. 36).

S. 71. „In der indischen Philosophie wiederholen sich die Epochen, die wir Alle durchmachen. Wir sind Sensualisten, so lange wir Kinder sind; Idealisten, wenn wir lieben. Die Liebe wankt, wir zweifeln an der Treue, und sind Skeptiker, ehe wir's glaubten. Der Rest des Lebens ist gleichgiltig, und wir endigen mit dem Quietismus, wie die indischen Philosophen auch." — Nur weiß ich, daß aus der Raupe der Gleichgiltigkeit sich ein Schmetterling des Friedens entflügelt, der, in schönerer Apathie, über den Furchen der braunen, höckerigen Erde schwebt; die Keime seiner Schwingen sind in der Sehnsucht nach Ruhe angedeutet, die uns Alle hat, und die Pascal für eine Reliquie des verlorenen göttlichen Ebenbildes hält. — Omnia placata posse mente tueri.

Wie steht's aber dann mit S. 72, woselbst geschrieben ist: „Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen; und wenn ihn das Ur-Phänomen in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden, und ein Weiteres dahinter soll er nicht suchen." Setzen wir die Ehrfurcht an die Stelle des mirari, so behalten wir Alle Recht: Goethe, Lukrez, die Stoiker, die Inder, Pascal, und wir selber. Das Staunen ist blind, die Ehrfurcht aber siehet.

S. 75 drückt sich Goethe nur zu zart über Schiller's Amputation am Egmont aus, die mit einigem Verständnisse des Gedichtes gar nicht zu reimen ist.

Bei allem Respekt, den ich vor der Farbenlehre und vor Shakespeare's Blick in Natur und Welt habe, glaube

ich doch, daß Eckermann zu viel sieht, wenn er S. 80 das Bleich-Erscheinen Romeo's und Julia's dem Gewahrwerden eines chromatischen Phänomens zuschreibt. Der scharf sehende Britte war mehr ein Herzens- als ein Naturkundiger, und mag wohl das Phänomen innerer Vorgefühle hier im Herzen gesehen haben.

S. 90 beginnt das Dämonische, welches von nun an eine große Rolle spielt, und sich rechts und links wenden und analysiren lassen muß. Freilich, wenn man so auf seine Pilgerschaft von einem Hügel zurückschaut, wird man da die leise Spur vom Tritte eines begleitenden Genius übersehen können? und sollte sie nicht sichtbarer sein, je bedeutender der Wanderer? Ich blicke hier in die Rolle meines eigenen Lehrbriefes, und finde die Worte: Es schauert Einem, wenn man die zarten Fäden gewahr wird, an denen unsere innere Kultur, und also auch das eigentliche Heil unseres Lebens hängt. Was wärst Du, wenn es an jenem Tage nicht geregnet hätte, so daß Du, statt jenen Cirkel zu besuchen, Dich einschlossest, und den Gedanken gebarst, den Tags darauf der herrliche Freund zur Reife brachte? — Aber es ist Pflicht, dieses Geheimniß nicht weiter zu verfolgen, sobald man es erblickt hat, und fortzuschmieden, — als wäre man selbst der Schmied seines Glückes. So war denn auch Eckermann's Frage (S. 303): wie sich das Dämonische zur Idee des Göttlichen verhalte, Wagnerisch genug, und wenn ihm sein Faust nur ausweichend darauf antwortet, so sagen wir ohne Rückhalt: Dämonisch nennen wir Sterbliche in unserer Blindheit das Göttliche selbst, wo wir es nicht begreifen;

und wo wir es zu begreifen glauben, da nennen wir es gut; in der Einfalt unseres Herzens, vergessend des Wortes: „Wo warst Du, da ich die Erde gründete? sage mir's, bist Du so klug?" (Hiob 38, 4.) — Erst S. 317 athmet man wieder freier, wo es heißt, man müsse auch wiederum gegen das Dämonische Recht zu behalten suchen, und seine Arbeit so gut machen, als es gehen will. Es ist ein Ringen Jakob's mit dem Herrn, welches der Herr gnädig anschauen wird. Es ist — sagt Goethe — wie mit dem Spiele Codille, wobei die Würfel viel entscheiden, die Klugheit aber dann auch die Steine im Bret zu setzen hat. Hier thut nun Eckermann wohl, nach seiner Weise an die Brust zu klopfen und zu sagen: Ich verehrte dieses gute Wort, und nahm es als eine treffliche Lehre an mein Herz, um darnach zu handeln (S. 318).

Die Bezeichnung des Klassischen als des Gesunden, und des Romantischen als des Kranken, worauf sich Goethe S. 92 etwas zu Gute thut, hält keineswegs Stich. Wie? es gäbe keine gesunde Romantik? Nach meiner Ansicht existirt gar kein ächter Gegensatz zwischen Beiden. Kein geschichtlicher, denn es gab von jeher eine Romantik, und es wird — wir hoffen's — in alle Zukunft klassische Werke geben; kein formeller, wie S. 157 den Franzosen zugegeben wird, denn in allen Formen kann man romantisch dichten, in allen hat man Klassisches erlebt. Mir ist romantisch dasjenige, es sei nun klassisch oder nicht klassisch in der Ausführung, was jene mystische Tiefe aufruft, die, auch im gesundesten Zustande, wie ein stiller Lebenstraum in jedem menschlichen Gemüthe schlum-

mert; mir ist klassisch alles Vortreffliche, tiefen Gehalt in vollendeter Form darlegend, — sei es nun zugleich romantisch oder nicht.

S. 101 heißt es von Buch: „Er weiß nichts, aber niemand weiß mehr, und da ist's denn am Ende einerlei, was gelehrt wird.“ Diesen Ausspruch erkläre ich für den Gipfel alles Symbolischen, wo es als Ironie erscheint. Es ist hier nur von Geologie die Rede, aber all unser menschliches Lehren und Lernen ist in kein besseres Bild gebracht worden (sagt der Prediger; „sobald es über den Menschen hinaus-, ja in den Schöpfungsprozeß hineinreichen will“ — setzt Tristram hinzu).

Was Goethe S. 103 von Böhmen rühmt: „daß die Bildung der Literatoren da noch etwas Reines habe, welches im nördlichen Deutschland anfängt, selten zu werden, indem hier jeder Lump schreibt, bei dem an ein sittliches Fundament, an eine höhere Absicht nicht zu denken ist“ — dürfen wir wohl auf ganz Oesterreich beziehen, und die schönste Ernte daraus erhoffen.

Was oben bei Gelegenheit des Berlichingen von einer dichterischen Vorempfindung der Welt, vor ihrer Erkenntniß, gesagt worden, das ist es auch, was, in Verbindung mit Geistesgegenwart, jene Wunder des Heldenthums begründet, welche S. 113 bestaunt werden. Durch jenes Vorbewußtsein macht sich der Held der Zukunft Meister, durch die Geistesgegenwart des Augenblicks, und da ihm die Lehren der Vergangenheit unverloren sind, — muß ihm nicht das Leben gehorchen?

S. 119 erbaut sich Eckermann an der Claudine von

Villa Bella. Es ist ein lustiges, liebes Ding, man mag es leiden, ja lieben, aber mit dem Erbauen geht's beim besten Willen doch nicht.

„Nicht nur bei den Farben, wie Seite 124 steht, überall muß man sich hüten, zu zarte Unterscheidungen und Bestimmungen zu machen, indem man gar zu leicht der Gefahr ausgesetzt wird, vom Wesentlichen in's Unwesentliche, vom Wahren in die Irre, vom Einfachen in die Verwickelung geführt zu werden." — Hat sich die kürzlich vergangene Epoche der Synthese zu sehr hingegeben, so war dieß ein Merkmal jugendlichen Aufstrebens; die kritliche Feinheit und Aengstlichkeit im Distinguiren beweist, daß wir gealtert sind. Kunstrichter und vor Allen die Schüler Aeskulaps mögen sich das zu Herzen nehmen.

War es Goethen, wie billig, ärgerlich, daß man sich auszuklügeln bemühte, wer das Eine oder das Andere der Xenien gemacht habe, so bleibt es eben so philisterhaft, ihn zu katechisiren, wo er die Hexenszenen geschrieben, -- ob im Farnesischen, ob im Garten Borghese (S. 134)? Sie sind nun eben da, und so laßt uns nicht toller sein als sie!

S. 170 hört ihr's einmal von Goethe selbst: „daß der erste Theil des Faust aus einem etwas dunklen Zustande des Individuums hervorgegangen;" — ihr, die ihr mit deutschem Tiefsinne der Himmel weiß welches philosophische Bekenntniß und System „in diesen Kolben verlutirt, und ihn gehörig kohobirt" — und es heraus destillirt habt! — Nun werdet ihr aber, ihr Wagner's aller Regionen, die Ohren spitzen, zu vernehmen, was denn

das für eine Stelle im Plutarch ist, von der S. 171 geredet wird. Ich habe längst die Fiction im zweiten Theile Faust's darauf bezogen, und will euch die Freude machen. Sie steht im Marcellus, und heißt: Der Dienst geheimnißvoller Gottheiten, welche sie „die Mütter" nennen, wird zu Engyon in Sicilien an gewissen Jahrestagen feierlich begangen. Nun frage ich mit der Voluspa: was wisset ihr mehr?

Die Reise-Notizen, die uns Eckermann mittheilt, sind ganz im Style seiner treuen Seele; immer wieder diese reine, klare, liebevolle Auffassung, welcher das Kleinste nicht zu klein ist; wie am Meister die flüchtigste Laune, so an Frankfurt die guten Beefsteaks und das Weißbrot (S. 207). Ich sage das nicht mit Spott; ein jedes Gemüth will geduldet sein in seiner Weise, das kindliche aber hat auf Liebe Anspruch und auf eine innige Verehrung.

S. 267. Nun kommt das Wort, welches (s. oben) Eckermann unterstreichen sollte. Von dem, was den Bildern der Neueren fehlt, ist die Rede: das M ä n n l i c h e, sagte Goethe; und ich unterstreiche auch. Bloß den Bildern? frag ich weiter, sehe in meine Rolle mit Resultaten, und erlaube mir, auszuschreiben: Was denn eigentlich unseres Säkulums hemmend Prinzip sei? Krankheit ist's, Asthenie; kräftige sichs! es gedeiht. Und doch wollen sie Dir, wackerer Euripides, das Erhabene absprechen, — die armen Häringe! (S. 269.)

Ganz vortrefflich betrachtet Eckermann (S. 291) die Beschäftigung mit der Poesie, die dem Menschen schmei-

chelt und ihn meist läßt, wie er ist, im Gegensatze zu der mit der Natur, die unsere Schwächen ausmerzt und uns erhebt. Es ist das Sittliche, welches eigentlich sein Charakter ist, und hier in Schönheit durchbricht.

Mit einem solchen Herzen schloß er sich an Goethe, ward empfangen und befriedigt, und so ist es rührend, daß, wie das Buch von seiner Geburt beginnt, und die Gespräche mit Goethe gleichsam nur den Kern seiner Selbstbiographie ausmachen, mit dem Tode Goethe's auch sein Leben wie das Buch abgeschlossen erscheint. Eine solche Erscheinung im sittlichen Leben bewegt uns im Innersten zu Theilnahme und Achtung; wir unterdrücken, was uns, von den frechen Dämonen des Weltverstandes eingegeben, noch auf unheiligen Lippen schwebt, und bewahren das treueste Bild, das uns von unserem größten Dichter aufbehalten wurde, nebst der Erinnerung an den, dessen Liebe es gezeichnet, für immer in dankbarem Herzen.

Goethe und Schiller *).

Alles ist nur Uebergang.
Brückeninschrift.

In einer Zeit, wo so häufig die Namen, welche den Titel dieser Zeilen ausmachen, als Fahnen zum Streit ausgesteckt werden, — wo das Heil für alles Dichten und Trachten bald von der Nachfolge des Einen, bald von der des Andern prophezeit und erwartet wird, — mag es auch dem Einzelnen gestattet sein, von seiner Seite die Zulässigkeit dieses ganzen Streites zu negiren, das Heil anderswoher zu prophezeien, und die Gründe, die ihu hierzu bewegen, anzugeben.

Für's Erste muß der eigentliche Fragepunkt festgesetzt werden, damit wir nicht, nach der Mode neuester Genialität, in den Tag hinein phantasiren. Also: daß von Nachbildung der Formen, deren sich beide Dichter bedient, die ihnen eigen waren, nicht die Rede sein kann, leuchtet wohl gleich ein. Wer möchte noch daher irgend ein Heil er-

---

*) „Da streiten sie sich lange herum, ob Schiller oder ich den Vorzug verdiene; sie sollten lieber Gott danken, daß ein paar Kerls da sind, über die sie streiten können." — Goethe zu Eckermann. I.

warten? Jeder lebendige Gedanke wird mit seiner nothwendigen Form zugleich geboren, jede selbstständige Bildung schafft sich die ihrige selbst. Und was Goethen und Schillern eigen war, werden wir ihnen wohl lassen müssen, eben weil es ihnen eigen war, — weil wir nie Schiller und Goethe sein können, und weil Derjenige weniger wird, als er sein kann, ja als er ist, der mehr oder etwas Anderes sein will, als er selbst. Was man Reminiszenzen nennt, kann und soll bei einer so reichen Bildung, wie die moderne, zumal die deutsche ist, nicht vermieden werden. Die ganze Literatur ist Reminiszenz; und die Bemühungen der größten Geister wären verloren, wenn sie es nicht wäre, wenn das Schöne, das Große keine Spuren in uns zurückließe. Frägt es sich aber um ein Vorbild reinen Styls, wobei die Eigenheit des Persönlichen gemäßigt, veredelt werde, so schlage ich hierzu die Alten vor, die, wenn ich nicht irre, den angeführten großen Dichtern selbst zum eigentlichen Muster dienten. Wir dürfen dabei nicht fürchten, monoton zu werden; denn das Nachahmenswerthe im antiken Style besteht in der Einfachheit, Präzision und Anmuth — Eigenschaften, welche mit der eigenthümlichen Farbe jedes originellen Schriftstellers recht gut vereinbar sind. Oder waren die Großen unter den Alten nicht auch originell? geht Ein Ton durch Herodot, Thukydides, Platon, Cicero, Tacitus? Wenigstens haben wir dabei nicht mehr Eintönigkeit zu besorgen, als wenn wir Alle Goethe oder Schiller kopiren. Die Nachahmung von Goethe's früherem Style würde zu einer gewissen Nachlässigkeit, welche nur dem Genie, — die Nachahmung des spätern zu einem

Vornehmthun, welches kaum dem Genie erlaubt ist, verführen; die Nachahmung Schillers zu leerem Phrasenschwall bei Solchen, die den Pomp seines Ausdrucks ohne sein Gefühl besäßen, — zu einer Subjektivität, die nur einem so von Grund aus liebenswürdigen Subjekte, als er war, gestattet werden kann.

Doch schon zu viel hiervon! Um Kopie handelt es sich also nicht. Welcher von Beiden überhaupt den Vorzug verdiene, möchte wohl auch nicht gefragt werden können. Schiller wenigstens war der Antwort darauf gewiß, er, der, je weiter er vorschritt, desto mehr sich der realen Fülle und idealen Vollendung Goethe's zu nähern strebte; auch möchte es wohl von allen Gebildeten jetzt anerkannt sein, daß die höchsten Hervorbringungen Goethe's nicht nur das Höchste sind, was Deutschland, sondern was die neuere Zeit überhaupt aufzuweisen hat. Ich sage: die höchsten, weil es sich von selbst verstehen sollte, daß man nur diese zum Maßstabe eines graduellen Vergleiches machen darf; wer „Epimenides Erwachen" mit „Wilhelm Tell" zusammenhielte, würde so gut fahren, wie, wer „Cabale und Liebe" zum ewigen Vorbilde der Poesie machen wollte.

„Noch immer nicht die eigentliche Frage!" unterbricht mich der Leser; — „nicht um Manier, nicht um Vorzug handelt es sich, sondern um den Weg, den der deutsche Schriftsteller in Zukunft einzuschlagen habe, wenn er seinem Volke das werden will, was ihm zu ihrer Zeit jene Dioskuren gewesen sind; ob den Weg Schiller's oder Goethe's? Denn auf diese Doppelbahn ließe sich zuletzt alles literarische, zumal poetische Streben zurückführen." — Ich ge-

stehe, diese Voraussetzung nicht zu begreifen. Warum gerade Schiller's oder Goethe's Weg? warum nicht Lessing's, Herder's, Wieland's? kommt es überhaupt auf den Weg an? führen nicht alle Wege nach Rom? haben es nicht jene angeführten Dichter — ich möchte sagen — wundersam bewiesen? ist nicht Schiller, wie ich oben bemerkte, in der zweiten Hälfte seiner Bahn so ziemlich Goethe's Weg gegangen? Aber zugegeben, daß es sei, wie jene sagen — so muß ich mich weiter fragen: welches war denn Goethe's Weg? welches der Schiller's? Wenn ich hierüber nachsinne, so finde ich Folgendes: Goethe ist bei seinem Dichten und Denken vom Leben ausgegangen, und hat das große Glück gehabt, sich nie davon entfernen zu dürfen, wenn ihm gleich nach so manchen Pilgerfahrten das Land der Idee nichts weniger als fremd blieb; vielmehr das Reale und Ideelle, in seinen schönsten Produktionen, wie im Tasso, sich zu einer Einheit verband, wie man sie seit den Tagen Sophokles nicht mehr bewundert hatte. Schiller's produktive Kraft ward im Anbeginn durch den schmerzlich gefühlten Kontrast der äußern und innern Welt zur Opposition gegen die erstere geweckt, bis die Reife und Erfahrung des männlichen Alters allmälig die Forderungen des edelsten Herzens abspannten, und einen ruhigern Sinn für's Leben in demselben erschufen, — daß es, seinen ewigen Idealen nie untreu, in der Poesie endlich die gleiche Versöhnung zwischen Ideal und Leben suchte und fand, — wie sie aus Goethe's Dichtungen weht. Dieser Unterschied ist also, wie man sieht, durch Naturell und Verhältnisse bedingt, und es frägt sich demnach nicht: welchen von

beiden Wegen *soll* man gehen? sondern: welchen *kann* man gehen? So bliebe uns denn vor der Hand nichts übrig, als diese Frage an uns zu richten, und — nach erhaltener Antwort — zu gehen. Denn ein Schelm thut mehr als er kann. Wer dann am weitesten kommen wird? Hierauf scheint die Geschichte zu erwiedern: daß eine glückliche Organisation bei beharrlichem Weiterstreben, unter Begünstigung der Verhältnisse, das Höchste leistet. So war es bei den Griechen, so bei Goethe. Glaube ja Niemand, daß Goethe oder Schiller ihre Zeit gemacht haben; zu der Zeit, als diese Geister emporstrebten, strebte die Welt mit ihnen; eine Unzahl Opferflammen loderten auf einmal hinan, von einem gemeinschaftlichen Strahl von oben her entzündet, — nur daß Goethe's Flamme am höchsten emporschlug. Nur wenn eine *Zeit* Anlaß gibt, daß *eigene* Naturen sich rein und frei entwickeln, entstehen Vorbilder. „Man kann selten unterscheiden," sagt ein Stimmführer neuester Kritik, „wie fern ein Mann mehr auf seine Zeit, oder diese mehr auf ihn gewirkt. Große Geister sind nur die Spiegel der Zeit, durch die sie eben geschliffen werden." — In einem dieser Geister erreicht dann wohl die Zeit die man immerhin nach ihm nennen mag, das Letzte, was sie als solche erreichen kann, — aber nicht das Letzte überhaupt. Darum sind die größten, wirksamsten Geister als Durch- und Uebergangs-Medien zu betrachten, — als Triumphpforten, durch welche die Zeiten ziehen; die Formen, in denen sie sich bewegten, als Schlangenhäute, die bei der Wiedergeburt abgeworfen werden müssen. Umgehen kann, soll man diese Pforten nicht, — aber bei ihnen stehen

bleiben auch nicht. Schiller hat so ziemlich unter uns ausgewirkt, wie Lessing; Goethe's Geist wirkt noch fort, oder vielmehr, wirkt erst jetzt; aus ihm entsprang der Quell der Gegenwart, die uns umrauscht; die Söhne des gewaltigen Stromes erkennen ihn bereits selbst als Vater an: ihn, der die ursprüngliche Welle frischen Lebens entfesselte, und sich selbst keinen ächtern Namen weiß, als den des Befreiers (Goethe Bd. 45, S. 429); und in so fern könnte man sagen, daß seine Richtung für uns gemacht sei; aber auch diese Haut wird die ewig lebendige Bildung einst von sich abstreifen, und neuen Formen entgegenblühen.

Richtung sagte ich? hier habe ich die Saite berührt, die bei unsern Zeitgenossen am schnellsten und lautesten nachklingt. „In der Richtung, in der Tendenz ihrer Ansichten" — höre ich diese rufen — „waren sich doch jene beiden entgegengesetzt?" — Entgegengesetzt? warum nicht gar! von differenten Naturen habe ich einen Begriff, weil der Mensch das Holz, woraus er sich schnitzelt, von oben erhält; aber davon habe ich keinen, wie zwei reine, wohlwollende, denkende Geister über die heiligsten, höchsten Interessen entgegengesetzter Ansicht sein sollten. Die Bildungsgeschichte unseres Geschlechtes sollte uns hinlänglich belehrt haben, — wohin alle Geister, die sich ihrer und des Ganzen bewußt werden, tendiren. Hier gibt es keinen Eigenwillen, und die Neigung verliert ihr Stimmrecht; der gebildete Mensch kann sich die höchsten Bedürfnisse nicht verhehlen, — kann dem hörbaren Schritte der Menschheit das Ohr nicht verschließen; nicht das Auge dem sichtbar deutenden Finger der Vorsehung; — und der Gebildetste

aus uns, Goethe, hätte es gekonnt? Nimmermehr! Wenn man an ihm je diese Richtung, der er gerade sein ganzes Leben geweiht, verkannt hat, so war es Mißverständniß, das die Gesetze der Kunst mit denen der Moral verwechselte; oder Kurzsichtigkeit, die den lichten Punkt in der Ferne nicht gewahrt, wo beide zusammentreffen; oder Oberflächlichkeit, die sich die Mühe nicht gibt, in den Kern seiner Werke einzudringen; oder gar Bosheit und Absicht, der es um die höchsten Interessen der Menschheit nicht so sehr zu thun ist, als sie uns glauben machen will; was wir aber, zur Ehre unserer Nation, lieber nicht annehmen wollen. Sein Wollen und Denken ist den Tieferschauenden nicht fremd geblieben; auf einsamen Höhen erwarten diese Keime himmlische Befruchtung, mit jenen, welche der prophetische Herder gelegt, den man weit öfter zitirt als begriffen hat, und dessen Wirkung weit über unser Jahrhundert hinaus reicht. Schiller's Lebensathem drang in den Busen seines Volkes und seiner Zeit, und belebte unser Herz zu feurigen Pulsen; wir schreiben ihm allein die Richtung zu, die wir an ihm allein verstehen. Herrlicher hat Niemand seinen Werth ausgedrückt, als Goethe an Bettina *).

Nun ist nur noch eine Seite übrig, von der aus wir allerdings dem eifrigen Studium Schiller's vor dem Goethe's den Vorzug zugestehen möchten. Ich meine den Dichter, dessen Absicht es ist, von der Bühne herab, und zwar

*) Man sehe Goethe s Einwirkungen.

durch die Tragödie, auf uns und unser Vaterland zu wirken. Ihm hat Schiller den Weg vorgezeichnet, auf dem allein er sein Publikum zu einer Stufe emporheben kann, von der aus es einer reinen, höhern Wirkung empfänglich wird. Das scheinen die besten der neuern Dramatiker, das scheint Grillparzer vor Andern zu empfinden.

Was folgt nun aus diesem allem? was haben wir zu thun? Alles in uns aufzunehmen, und unsern Weg dabei fortzugehen. Unsere Bildung sei ein Strom aus ursprünglichem Born, von mündenden Bächen und Flüssen geschwellt, aber nicht gehemmt. So, und nur so werden wir die Ahnungen unserer Väter überflügeln; man wird nicht länger müßige Elegien anstimmen, daß kein Griechenland, kein Goethe mehr wiederkommt; es wird etwas in die Welt treten, was auch Griechenland, auch Goethe ist, nur anders. Denn die Menschheit ist unendlicher Entwicklungen fähig. Aber auf dem Wege, welchen die Himmelsstürmer der neuern Kritik zu bahnen wähnten, wird es nicht gehen; durch Verläugnung des Größten, was unter uns gedieh, werden wir nicht größer werden; wir müssen es erst in uns aufnehmen, bevor wir es verdauen, bevor wir es überwachsen. „Ich begreife nun," — schrieb einst Schiller — „daß das Vortreffliche eine Macht ist, der gegenüber es keine Freiheit gibt, als die Liebe."

Lasset uns ein so großes Wort durch Thaten der Ehrfurcht bekräftigen, — aber auch nicht vergessen, daß Jedem von uns Kräfte gegeben sind, mit denen er weiter reicht als mit allen fremden, — und daß nur von der

Entwicklung und Thätigkeit aller dieser Kräfte das zu erwarten ist, dem wir Alle sehnlichst entgegendürsten, und das kein Einzelner je darzustellen hoffen darf. Das hat Goethe mit seiner Weltliteratur gemeint; den Gewinn hat er berechnet, der der Menschheit fiele, wenn alles Monopol aufhörte, und alle einzelnen Interessen dem großen Kapitale zugeschlagen würden. Und wahrlich! wenn wir das ein goldnes Zeitalter nennen, in welchem eine Versammlung großer Charaktere und Köpfe auf eine Nation bildend einwirkt, — von welchem Metall wird jenes sein, das uns bevorsteht, wenn eine solche Bildung allgemein wird? Die Trägheit schiebt Alles auf's Genie; aber man beginne nur, — und man wird erfahren, was wir Alle können! wie man denn auch, wenn man Goethe's Leben prüft, gar bald bemerkt, daß es nicht so geistig schlaraffenmäßig war, als man fabelt, — daß ihm auch nicht Alles nur so eingefallen ist, wie der Blitz einschlägt, — sondern daß auch Er sich sein mißgönntes Theil Lorbeer sauer genug verdient hat, — saurer, als ihr eurer Bravo vom literarischen Parterre. — Lassen wir diesen seinen Schweiß nicht vergebens sein! kehren wir mit den von ihm erkämpften Trophäen in die Heimath zurück — in uns selbst; denn hier nur blüht unser Lorbeer. Dadurch, daß die Größten sie selbst gewesen sind, — gewesen sind, was nur sie sein konnten, dadurch sind sie die Größten gewesen; diese Pforte steht auch uns offen. Nicht uns geben, wie wir sind, — uns bilden zu dem, was wir, nur wir, sein können, das ist unsere Aufgabe. Ohne eigenes Leben kein Heil. Träumen müssen wir, um zu schaffen, eine eigene Größe träu-

men. Ewig zurückschauen, raubt uns die Gegenwart den Boden des heiligsten Samens. Anerkennung jeder Kraft, und Ausbildung der eigenen! Folgen wir diesem Wahlspruch, durch den Hellas groß ward, dann wird des Dichters Wort wahr werden:

Sind diese Thatenquellen wieder unser eigen,
— Das Dunkel ringt noch zweifelhaft mit Licht —
Dann wird gewiß sich eine neue Größe zeigen,
Dieß hofft, ihr Guten, und verzaget nicht!

III.

Kunst.

Ein schwierig Thema ist das Leben,
Die Wissenschaft ein mühvoll Streben;
Nur selten lächelt Göttergunst
Den Sterblichen. Sie nennen's: Kunst.

Elemente der künstlerischen Komposition.

In der bildenden Kunst steht der Gegenstand fest, wie der Glaube; der Geist des Menschen umwandelt ihn wie der Begriff.

Bettina.

Das Wort Komposition drückt den Begriff eines aus Einzelnheiten erschaffenen Ganzen aus. In diesem Begriffe ist eigentlich schon das höchste Gesetz der Komposition enthalten; aus ihm lassen sich alle Forderungen, die man an ein Ganzes zu machen berechtigt ist, ableiten. In einem Ganzen muß nirgends zu viel noch zu wenig sein, — alle Theile müssen nothwendig sein, und sich wechselseitig auf einander beziehen. Jeder Theil muß nur mit Rücksicht auf den andern da sein und verstanden werden. Nur ist dieß nicht so gemeint, daß alle Theile sich koordinirt seien; vielmehr müssen einige herrschen, andere dienen, und alle sich einem Mittelpunkte unterordnen, der sie hebt, indem er von ihnen gehoben wird. Diese Erscheinung bemerken wir in den Gebilden der Schöpfung, und nennen sie Organismus; wir wünschen sie in den Gebilden der Kunst gleichfalls ausgesprochen, und verlangen demgemäß, daß diese organisch seien. Das gilt von der einfachen Komposition so wie von der zusammengesetzten, welche, als eine Komposition aus Kompositionen, zwar

mehrere Ganze darstellt, die aber wieder nur erst im Bezug auf einander ihren völligen Werth behaupten. — Alles dieß wird, wenn auch von Jenen, die sich Künstler nennen, nicht immer befolgt, doch mindestens so ziemlich eingestanden. Weniger anerkannt, aber nicht weniger fruchtbar, dürfte das Folgende sein.

Jede Komposition besteht aus drei Elementen, deren einseitiges Vorwalten, bei Malern und Kunstrichtern, drei Schulen des Irrthums bedingt; deren einiges Zusammenwirken allein das Werk zu einem lebendigen Ganzen macht, und ihm das verleibt, was das lateinische Wort als Nebenbegriff enthält: Die Wirkung zu beruhigen, zu befriedigen.

Das erste dieser Elemente liefert der Gegenstand, den der Künstler zu seiner Aufgabe gemacht hat. Jeder Gegenstand nämlich, sobald er Vorwurf bildender Kunst wird, trägt das Gesetz seiner Darstellung in sich; der Künstler, wenn er das treue Bild desselben auf die Leinwand zaubern will, muß ihn vor allem rein auffassen; dieß wird nur dadurch möglich, daß er sich, wenigstens für diese Periode des Schaffens, selbst vergißt, sich dem Objekte unterordnet. Das Vermögen, die Geübtheit, dieß zu leisten, ist es, was man in der dichtenden Kunst unter der Benennung Objektivität mit Recht so hoch schätzt, und an den Alten, an Goethe, so sehr bewundert. Denn die höchsten Gesetze gelten gleich in allen Künsten. So wird in der bildenden das wahr, was, paradox klingend, von der Musik gesagt ward: daß nicht der Tonkünstler den Satz, sondern eigentlich der Satz den Musikus durchführe. Durch

diese allseitige, ungetrübte Aufnahme des Gegenstandes wird der Künstler zum herrlichen Organe, durch das die Natur wie die Geschichte zu dem genießenden, fühlenden Menschen spricht; durch sie festgebannt, stellt Roms Majestät in Rubens, die zauberische Heiterkeit der lächelnden Natur in Claude's Gemälden sich einer späten Nachwelt dar. Der Künstler wird also trachten, den ganzen Gegenstand, sei er Natur oder Geschichte, nach all' seinen Motiven zu erschöpfen, damit der Beschauer durch die Klarheit, womit er ihn übersehen kann, eines freien Urtheils, eines tiefen Eindrucks fähig werde. Doch wird er nicht außer Acht lassen, daß Vollständigkeit und Breite zweierlei sind; und daß ein Gegenstand erschöpft ist, sobald sein Wesen klar wird. Das Wesentliche aber einer Begebenheit, eines Gedichtes u. s. w. zu finden und in Eine pittoreske Handlung zu konzentriren, hat freilich seine Schwierigkeiten, die hier zu erörtern nicht der Ort ist. Diejenigen, bei denen dieß Element des Gegenstands vorwaltet, verkennen die Grenze ihrer Kunst; sie wollen auf der Leinwand den Dichter oder die Geschichte ganz ersetzen, oder, wenn sie Kunstkritiker sind, ganz ersetzt sehen. Ein Beispiel dieser Einseitigkeit ist die alterthümliche Weise, zwei auf einander folgende Handlungen in Einem Raume darzustellen — ein Verfahren, welches, indem es schreibt, statt zu malen, doch das Bedürfniß nach vollständiger Uebertragung des Gegenstandes unverkennbar andeutet.

Das zweite Element der Komposition bestimmt der gegebene Raum, der, nach den Gesetzen der Kunst, vom Künstler mit einer anmuthigen Harmonie von Formen, Far-

ben und Beleuchtung auszuschmücken ist. Denn dadurch, daß eine Geschichte Schmuck eines Raumes werden soll, wird sie erst Eigenthum der Kunst. Die Alten beweisen in allem, was sie hinterließen, daß sie diese Maxime erkannt und geübt haben; und Goethe, dem sie als Triumph der Kunst besonders zusagte, war sogar bemüht, im Laokoon ihr Walten nachzuweisen, und diese schmerzlich ergreifende Gruppe als herrlichen Zierrath darzustellen. Gewiß bleibt es, daß die bedeutendste, gefühlteste, klarste Handlung von der Leinwand nicht zu uns spricht, so lange sie nicht malerisch verarbeitet, so lange sie nicht Bild geworden ist; gewiß bleibt es andererseits, daß auch beim Element des Raumes ein Extrem möglich, ja wirklich ist; nämlich: zu Gunsten einer dem Auge (zumal dem durch akademische Phantome verwöhnten) schmeichelnden Symmetrie oder Farbenharmonie das Wesentliche des Gegenstandes aufzuopfern, und Charaktere zu Arabesken zu erniedrigen.

Das dritte Element endlich liegt in der Brust des Künstlers. Wie, nach Lenau's schönem Ausdrucke, das Weib etwas von ihrer Liebe in das Gericht mischt, das sie dem Manne vorsetzt, — so wird jener Maler die Tafel nur beklecksen, nicht beleben, der nicht einen Theil seines Selbst abzulösen und auf sie überzutragen vermag. Denn wenn auch jedes ächte Künstlerthema das Gesetz seiner Darstellung diktirt und sich in diesem Sinne selbst komponirt, so sieht doch jeder gebildete Mensch jedes Objekt auf seine eigene Weise; und keiner darf sagen, daß Er allein es recht sehe. Was von der gesetzgebenden Macht einfach ausgeht, vermannigfacht sich unter den Händen der vollzie-

henden. Tausend Dichter haben die Linde besungen, unter deren sanft bewegten Schatten sie glücklich waren; jeder hat sie anders besungen; wollt ihr es nun dem Künstler verdenken, der das stille, heilige Gedächtniß seiner besten Stunden über die Gestalten hinhaucht, die sein warmer Pinsel schuf? der den Farbenton seines Herzens über das Werk seiner Hände zieht? Nur wer gerührt ist, rührt; und was nicht vom Leben kommt, wie soll es Leben erzeugen? Wer seinen Bildern dieses Etwas nicht zu geben weiß, wodurch sie, nicht der Manier, sondern dem Gehalte nach, seine Bilder werden, der nenne sich nicht Künstler; er bleibt Kopist, und wenn er im Stande wäre, Phidias und Skopas bis zur Täuschung zu kopiren. Das Uebermaß dieses Elements des Individuellen ist es, wenn der Komponist sich statt des Objekts hinstellt, wenn er das Wesentliche des letztern einer geliebten Grille opfert, wenn er eigene Träume und Erlebnisse, zur Verwirrung der Handlung wie des Beschauers, in sein Bild hinein allegorisirt.

Hat aber ein Künstler eine Handlung allseitig dargestellt, zu malerischer Wirkung verarbeitet, und mit dem Namenszug seiner Liebe bezeichnet, so hat er komponirt. Sein Werk ist abgeschlossen, und genügt den Forderungen, die am Eingange dieser Zeilen gemacht wurden. —

In einer zweiten Skizze werde ich zu erörtern versuchen, daß der einzelne Künstler, so wie ganze Kunstschulen nur dann auf dem rechten Wege sind, wenn sie von der Natur, von der häuslichen Sphäre des sie umgebenden Lebens ausgehen, und sich durch Ausbildung zur Freiheit

und Allgemeinheit steigern, — nicht aber, wenn sie, ohne eigenes Leben, sprungweise durch Nachahmung des Vollkommenen die Vollendung ertrotzen wollen. Wenn wir die Antike erreichen, ja überbieten wollen, so müssen wir nicht nachahmen, was die Griechen gemacht haben, sondern fragen, wie sie dazu gekommen sind, es zu machen. Fragen wir aber: wie sie dazu gekommen? so erhalten wir zur Antwort: Dadurch, daß sie von der Natur ausgingen, und sie nie aus den Augen verloren. Auf diesem Wege wird dem menschlichen Geiste die Summe seiner Verhältnisse klar: daß er ein Ebenbild des göttlichen ist, und die Ahnung jener höchsten Einheit in sich trägt, in welche Kunst und Natur zuletzt verschmelzen.

Natur und Styl in der Malerei.

Man kann die Natur nicht abschreiben; sie muß empfunden, und von dem ganzen Menschen wieder neu geboren werden.

Heinse.

Es gibt, wie in allen menschlichen Angelegenheiten, so auch in der bildenden Kunst, Traditionen, die, gleich einem erblichen Grundbesitze, vom Ahn auf den Enkel übergehen; jeder fühlt sich behaglich im Hause der Vaters, und bedient sich des alten Geräthes, ohne viel nach dem Woher? oder Warum? zu fragen, als müsse es eben sein. Dann findet sich einmal ein baulustiger Erbe; er will in einer ihm lieb gewordenen Gegend eine Wohnung aufschlagen, wie die seiner Väter ist. Da untersucht er diese bis auf den Grund, — das alte Gerüst baut sich neu wieder in ihm auf, der Geist der Väter kommt über ihn, lehrt ihn, was sie wollten und wie sie's schufen, und er schafft seinen Nachgebornen das Erbe, das sie bedürfen.

Braucht das Gleichniß eine Erklärung? Dem Künstler, dem Liebhaber summen, wo er sich hinwendet, um sich Weisheit zu erhorchen, die schönen Worte: „Styl, Ideal, Antike,“ in die Ohren. Diesen Kompaß gibt ihm die Theorie mit auf die Fahrt: er segelt damit — in's Blaue. Verzweifelnd nach manchen trostlosen Irren, strebt er in

den Hafen der Natur zurück, — glücklich genug, wenn er nicht an den Sandbänken der Gemeinheit scheiterte! Nun wirft er den Maßstab der Schule weg, und betrachtet noch einmal die Werke der Meister. Da öffnet sich sein Auge, und, von den Thränen eigenen Ringens gereinigt, gewahrt es Lebensspuren, wo es einst nur Pinselstriche gesehen. Das Leben, und was es in ihm entwickelte, ist nun sein Maßstab; und da liest er aus jenen Werken ganz was anderes heraus als Kompositionsregeln, Licht- und Regenbogeneffekte. Er erlebt die Bilder seiner Vorgänger, weil sie erlebt worden sind; er erfährt, daß alle Meister von der Natur angefangen, und mit der Darstellung ihres Gemüthes geendet haben. Und kann der Mensch am Ende etwas Anders, etwas Höheres darstellen, als sich?

Alle ältesten Kunstschulen, so wie der beginnende Künstler, — was streben sie, als: die liebe Welt um sie herum auf ihre Tafel zu bringen? so wahr, so treu, als es gehen will. Das war und bleibt die erste Stufe der Kunst, -- von da steigt sie empor. Hier zieht der Mensch das Höhere herab; denn die Natur ist höher als der noch ungebildete Mensch, weil sie gesetzlich, er aber willkürlich wirkt; es ist ein gemeines Bestreben, aber der Künstler muß es mitmachen; denn wie will er den Dingen das Siegel seiner Herrschaft aufdrücken, ehe sie sein sind? Das Antike, das ihr thöricht der Natur entgegenstellt, hat keine andere Wurzel; niemand blieb, auch noch in der Periode des freiesten Schaffens, dem schönen Kreise der Natur und Heimath so treu als der Grieche. Das Altgriechische, das Altdeutsche, das Altitalienische, das Altniederländische, die

ersten Produktionen des einzelnen Künstlers, haben etwas, das Wesentliche, mit einander gemein. Nun wird der Künstler in den Formen, Farben und Beleuchtungen der Gegenstände immer heimischer, die Signaturen der Dinge werden ihm geläufig, und während so sein Auge und seine Hand sich bilden, dringt das Leben seinem Innern Resultate auf. Sein Verstand reift, seine Phantasie füllen Bilder, sein Herz liebt; die Fülle gährt und treibt in seinem Gemüthe, er schaut auf die Außenwelt, und auf das Werk seiner Hände, und siehe da! er gewahrt, daß die Natur ein Echo des Geistes ist, und daß er, indem er ihre Lettern verbindet, zu sprechen vermag. Und dann, und nur dann, wenn er das erlebt hat, nenne er sich Künstler. Wen es nicht von innen heraus treibt, in Linien und Farben, Lichtern und Schatten zu lallen, dem frommen Gesetz und Antike nichts. Seine Werke werden, wie die von Mengs, nicht bis zu unserem Herzen gelangen. Dieses nun ist die zweite Stufe der Kunst. Den Uebergang von der ersten zu ihr stellt uns die Schule der spätern Niederländer dar; die neuesten Künstler scheinen gleichfalls das höchste Bedürfniß zu fühlen, und, bereichert mit den Schätzen der Vorwelt, ein frisches Leben beginnen zu wollen. Auf dieser Stufe beginnt das Regiment des Menschen. Das Leben seines Geschlechtes wird ihm zum Spiegel seiner Gedanken, ächte Gestalten werden Typen, — ja die Thiere des Waldes und die Blumen der Flur weiß die Kunst seiner Hände zu nöthigen, daß sie, zum Bilde verbunden, Kunde von seinem Wollen geben. Er hebt die Natur zu sich empor, denn der gebildete Mensch ist höher als sie,

weil er sein Gesetz erkennt. Diese Stufe der Kunstübung aber setzt eine bestimmte Anlage voraus; nur dem spricht die Natur, der sie zu hören weiß. Viele Maler lernen nie sehen; ihre Werke sprechen also auch nicht zu den Sehenden, und es ist besser, daß sie durch erlernbare mechanische Technik dem gemeinen Auge zu Nutz und Frommen arbeiten, als daß sie die Antike travestiren, was sie dann für Styl verkaufen.

Frägt man mich nun nach der dritten Kunststufe, in der Hoffnung, endlich das Rechte vom Styl zu vernehmen, so antworte ich: es gibt keine als die Vollendung; und diese ist der Styl: die Uebereinstimmung einer ausgebildeten schönen Individualität mit den Gesetzen der Natur. Hat der Künstler sein Inneres so kultivirt, daß in ihm kein Widerspruch mehr ist, und die Außenwelt harmonisch im Spiegel seiner Seele sich verklärt, hat sein Meißel, sein Pinsel gelernt, mit lebendigen Formen wie mit Chiffern zu handthieren und äußeres Leben zum Ausdruck des innern zu erhöhen, so wird seine Schöpfung die Einheit des Menschengeistes mit der Natur, das seligste Gefühl, die höchste Erkenntniß offenbaren, und d a s ist Styl, das ist Raphael, das sind die Griechen. Die Kunst wird hier Sinnbild des Lebens; sie lehrt, daß das höchste Ideal der Menschenbrust Eins ist mit der tiefsten Seele der Wirklichkeit; die Liebe, welche die Leinwand beseelte, wird zum Glauben, das Tagwerk des Künstlers ist geheiligt. Nach solchen Werken machen dann die Andern ihre Regeln, damit sie was zu schwätzen haben, und die Nacktheit ihres Herzens mit antiken Lappen bedecken können. Es gibt

keinen andern Weg in den Künsten, für Völker wie für Einzelne, als den ich da gezeichnet habe. Er enthält die Geschichte der Kunst und erklärt sie.

Es handelt sich also darum: erst der Handgriffe Herr zu werden, durch die man der Natur ihren Schein abgewinnt, dann sich zu bilden, damit man etwas auszusprechen habe, was jenes Scheines würdig ist. Wer am wahrsten, und in dem Wahren das Tiefste darstellt, der ist Künstler, der hat Styl. Er braucht sich auch um keinen Effekt weiter zu kümmern; die Wirkung folgt ihm so gewiß, als sie ewig der Ursache folgt. Wer aber malen will, was er nicht gelebt, nicht geliebt hat, wird tadellose Kompositionen zusammenstylisiren, bei denen unser Herz in sich zusammenschrumpft. Wenn Goethe einmal zu verlangen scheint, der Landschafter solle fleißig seine Metamorphose der Pflanzen studiren, oder gar die Theorie von den Spiralgefäßen, um sie in seinen Blumen und Bäumen den Kenner merken zu lassen, so gönne man dem Philosophen seine Freude! Die Kunst will den ganzen Menschen, die Wissenschaft kultivirt nur den halben; den ganzen aber erweckt die Begeisterung; sie ist das Element der Wirkung: denn nur was vom Herzen kommt, geht zum Herzen.

Raphael's ganze Bildungsgeschichte stellt uns wie in einem Symbole die Bildung des Talentes, so wie der Kunst überhaupt, dar. Von einer treuen Ergebung an Natur und praktische Lehre geht sie aus. Der glücklich begabte Schüler übt sein Auge und seine Hand, und folgt dabei einstweilen gänzlich dem Meister. Er läßt in dieser Periode seinem Talente Zeit, sich zu entfalten, und greift ihm nicht vor,

ehe er die Mittel in seiner Gewalt hat, ihm zu genügen. Hier scheitern die meisten jetzigen Künstler; sie wollen singen, ehe sie lallen können. Glücklich, wer, wie Raphael, mit dem menschlichsten Sinne begabt, in eine Zeit und Schule fällt, wo noch nichts verdorben, nichts verkünstelt ist! Dieß ist die erste Periode, wo Raphael's Bilder von denen Perugino's oft nicht zu unterscheiden sind. Seine Arbeiten in Perugia, zumal die Krönung Mariens für das Kloster San Francesco, werden das Gepräge dieses Zeitraumes tragen. Nun aber, wenn der Stoff besiegt ist, wird die Seele sich ihrer eignen Schönheit bewußt, und wirft das stille Licht ihrer innern Anmuth auf alles, was die Hand vollendet. Dieß ist die zweite Periode Raphael's, wo seine Bilder alle der Abdruck seines Gemüthes sind, und wie in Seele getaucht erscheinen. Wir freuen uns in Wien des Vorzugs, in der Madonna im Grünen ein herrliches Werk aus dieser Epoche zu besitzen. Es ist die Blütezeit jedes wahren Künstlers, wo jeder am meisten er selbst ist. Da kommt es denn auf die angeborne Natur eines Jeden an, was sich in seinen Gebilden aussprechen wird, und zweimal glücklich ist nun Raphael zu preisen, dem die schönste inwohnte! Kommt nun noch die Gunst des Schicksals hinzu, die dem Künstler, wie unserem an Papst Julius dem Zweiten, einen edlen Gönner und Kenner zuführt, so rühmen wir ihn dreifach beglückt; er aber lernt, während sein Geist sich klärt, nun andere Forderungen an sich machen, als die, welche bisher sein eigen Herz in ihm erweckte; er will dem objektiven Begriff einer großen, von den Weisesten und Besten anerkannten Kunst

genügen, und dieß ist Raphael's dritte Epoche. Die Schule von Athen darf wohl zur Erläuterung des Begriffs von dieser Periode als Beispiel dienen. — Dieser Gang ist jedem Talente angewiesen, und der Kunst im Großen selbst. Nachahmung, Manier (im besten Sinne), Styl. In der ersten Epoche wird oft noch eine gewisse naive, trockene, herzliche Einfalt sichtbar werden, wie sie der Beschränkung, dem Unvermögen eigen ist, und man kann hieraus diejenigen beurtheilen, welche diese Epoche allen übrigen vorziehen, und ewig darin verweilen möchten. In der zweiten bemerkt man häufig die Mängel und Einseitigkeit des Individuums; und in der dritten wird manchmal eine theoretische Satzung überschätzt, und als Kunstgesetz in Ausübung gebracht. Von den beiden ersten Mängeln ist Raphael frei geblieben, — ob er dem letzten nie verfallen, wird schwer zu entscheiden sein, so lange nicht entschieden wird, was in der Kunst für Satzung, und was für Gesetz zu gelten habe. Auf jeden Fall wird deutlich, was Raphael dem Glücke zu danken hatte; und ist es nicht das Glück, welches jede himmlische Pflanze auf Erden reift und zur Blüte bringt? Dann wird auch klar, in welchen Zeitraum Raphael's Vollendung zu setzen sei: in den Uebergang nämlich vom zweiten zum dritten, wo die herrlichste Natur in den Schranken der Schönheit waltete. Um auch diesen Moment durch ein Beispiel zu fixiren, wähle ich aus vielen das unvergleichliche Bild lo spasimo di Sicilia. — So schwebt uns billig Raphael für immer als die schönste Erscheinung, als das bedeutendste Sinnbild vor!

Diese Zeilen sind allgemein, denn es ist hier der Ort nicht, das Thema zu variiren. Wer es gefaßt hat, wird es leicht auf Formen, Farben, Licht und Schatten, Köpfe, Landschaften, Genre's, Stillleben und Historie anwenden, denn aus allem läßt der Geist seine Stimme ertönen. Man erinnere sich jenes Malers, der, nach dem Tode seiner Geliebten, die hinterlassenen Kleinigkeiten ihres Zimmers, die Werkzeuge ihrer zarten Arbeiten u. s. w. zu hundert lieblichen, symbolischen Stillleben rührend zu verbinden wußte. Was aber im Großen von der Kunst aus jenen Sätzen zu folgern ist, wird sein: daß wir eine Kunst haben werden wie die Griechen, sobald wir ein Leben haben, wie sie. Laßt uns bis dahin aus der Welt, die wir die unsere nennen, seit wir am Mutterbusen schliefen, ein Elysium schaffen, und ihr das Leben unseres Geistes zur Freude der Mit- und Nachgebornen, in seelenvollen Werken aufprägen!

Die Wiener Kunstausstellung im Jahre 1836.

Prüfet Alles, und das Gute behaltet.

Man erinnert sich kaum aus den verflossenen Jahren einer so allgemeinen Theilnahme an der hiesigen Kunstausstellung, als sie dieses Jahr erfahren zu haben sich rühmen darf. Es ist gewiß, daß die vielen Anzeigen, Beurtheilungen und andere Aufsätze, die wir darüber zu lesen das Glück hatten, der vorzüglichste Grund eines solchen Antheils waren. Möglichste Ausbreitung und Diskussion fördert jegliche Art von Leistungen; das Gute wird doch hier und da erkannt, — und, wo es verkannt wird, von einer andern Seite vertheidigt; das Mittelmäßige lernt sich vielleicht, durch so manches Hin- und Widerreden, auf seinem Standpunkte begreifen, und nach und nach verstehen, wo es gebricht und wo Keime des Schönen treiben, und das Schlechte darf denn doch, da es einigen Widerspruch erfährt, seine gewohnte Tyrannei über den Geschmack der Menge nicht gar zu arrogant ausüben. Diese Vortheile sind einleuchtend, und die Künstler sollten sich selbst über manchen allzulauten Tadel und manches allzugrobe Mißverstehen hinaussetzen; das Reden ladet zum Sehen ein, und was verstanden werden soll, muß besprochen werden. Für mich aber haben diese vielen Kritiken, die

zum Theile an Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, noch einen Vorzug, den ich mit dankbarem Egoismus anerkenne. Sie ersparen mir gar viele Worte; und, wie bei der kurzen historischen Uebersicht, die ich nun in's Reine bringen will, mir jeder Leser danken wird, daß ich ihm das sat superque! Gesehene und Gelesene nicht noch einmal auftische, — so darf sich kein Künstler beklagen, der hier seinen Namen vermißt, weil es mir nun einmal gar nicht um Vollständigkeit der Namen, sondern um Resultate zu thun ist. Sind wir im Ganzen vorgeschritten? oder zurück? oder stehen geblieben? und wie im Verhältnisse einzelner Fächer? welche Richtungen, im Guten oder Gegentheile, thun sich hervor? wer macht sich bemerkbar? und wodurch? was bleibt zu wünschen? was zu thun? — das sind so ungefähr die Fragen, die unser ernsteres, an historische Fragen gewohntes Publikum uns vorlegt. Es soll dabei das vaterländische Interesse im Auge behalten werden. Solchen Forderungen wissen wir nun durch katalogmäßige Herzählung so wenig wie durch kunstkennerische Gourmandise in Detaillirung technischer Mängel und Vorzüge zu genügen. Wir glauben ihnen besser dadurch nachzukommen, daß wir das Auffallendste hervorziehen, das Meiste, Vielbesprochene ganz übergehen. Zu unserem Zwecke werden wir, wo es thunlich ist, aus einem Kunstzweige immer nur Ein Werk, als Spezimen des Besten, was in dieser Gattung bei uns geleistet ward, ausdrücklicher beschreiben, und uns bei dem, was wir betrachten, an das Wesentliche halten, was allein wir zu erörtern befugt, und woraus allein die obigen Fragen zu beantworten sind.

Das Wesentliche aber an Kunstwerken ist der Geist, in dem sie gemacht sind. Das Verdienst solcher, die in gar keinem Geiste gemacht sind, spricht ohnehin an's Auge selbst, und braucht keiner Worte, die nur Formeln sein sollen, jene Geister zu beschwören.

Es würde freilich sowohl dem Beschauer als jetzt uns, den Besprechern, gar sehr zur Erleichterung dienen, wenn sämmtliche Produkte in einer gewissen Folge, nach den Kunstfächern: Historie, Genre, Landschaft u. s. w., wenigstens innerhalb der Rubriken: Zeichnungen, Aquarell, Oelgemälde u. s. w. geordnet wären; der Liebhaber und Künstler könnte dann, ohne sich umzusehen, mit hastigen Schritten auf sein Fach zueilen; der Beschreiber wüßte, wo er anfinge und endete, und würde nicht zum Cicerone degradirt, der den Schaulustigen durch die Zimmer begleiten muß. Da es uns aber auch heuer so gut nicht geworden ist, so brechen wir uns selber Bahn, und beginnen mit unserer Geschichte bei der obersten Region.

Historie.

Hier würden wir uns nun gleich bei L. Schulz's Karton aufhalten, der uns die romantischen Helden des ersten Kreuzzuges in einer Situation sehen ließ, wo ihr Heldenthum andern Empfindungen, ihre Erscheinung fast der Wichtigkeit und Schönheit anderer Gruppen weichen muß, — wenn die Rücksicht auf den Lokalzustand vaterländischer Kunst uns nicht einem Bilde entzöge, welches als ein Abkömmling der edelsten neuern Malerschule und durch eigene, große

Verdienste, doch wenigstens auf Erwähnung Anspruch macht, da eine rechte Würdigung einer so reichen Komposition ohnehin die Gränzen, die uns angewiesen sind, überschreiten müßte. Im nächsten Jahre werden wir wohl das Bild selbst zu sehen bekommen; dann wird eine aufmerksame Detaillirung am Orte sein.

Rahl's Oelgemälde aus dem Nibelungenliede galt mit Recht als dasjenige historische Bild, welches bei respektabler Behandlung den Vorzug der gründlichsten Konzeption und eines ernsten Adels geltend machte. Es war zu bedauern, daß ein so anziehendes Gemälde so ungünstig gehangen war, daß ein gewöhnliches Auge, geschweige denn ein myopisches, von dessen Genuß ausgeschlossen blieb. Es war eben so zu bedauern, daß der Künstler den ihm so ganz gemäßen Gegenstand, nachdem er sein einmal Herr worden war, nicht lieber gleich in Lebensgröße ausgeführt hat, welches wiederum sowohl dem Gegenstande als der Manier des Künstlers gemäß gewesen wäre. Dem ersten „zu bedauern" ist nun wohl in der k. k. Galerie im Belvedere abgeholfen, — das zweite bewegt vielleicht, wenn die Theilnahme des Publikums sich steigert, den regsamen, energisch strebenden Künstler, sich in große, in kolossale Räume zu wagen. Beide Uebelstände aber haben nicht gehindert, daß einerseits das Bild durch Gehalt, Einfachheit der Anordnung, und Grandiosität der Formen in seiner Umgebung doch groß erschien; andererseits, daß die Verdienste der Farbe und besonders des Helldunkels doch nicht verkannt wurden. Die Komposition selbst ist zwar sowohl von Andern als von mir andern Ortes beschrieben wor-

den, — allein, wie man ein gutes Buch zweimal lesen, und, so lange man lernt, von einer Addition die Probe umgekehrt machen muß, — so schadet es auch weder einem guten Bilde noch einem guten Kunstfreunde, wenn jenes von diesem auf mancherlei Weise wiederholt in Betrachtung gezogen wird. In dieser Absicht will ich den Begriff dieses Werkes in uns zu erneuern suchen. Wir sehen, bei düsterer Beleuchtung, in der Mitte einer gothischen Kirche den aufgebahrten Leichnam eines Helden. Die Waffen zu seinen Füßen, der Schild, den berühmten Kampf mit dem Lindwurme darstellend, sagen uns, daß dies Siegfried war, — die Wunde, in der noch das tückische Eisen steckt, berichtet, daß er ermordet ward, — und die rothe Welle, die sich aus ihr hervordrängt, — dem alten Volksglauben nach, — daß der Mörder gegenwärtig sei. Und gewiß! es bedurfte weder der Rache und Schuld deutenden Hand der unglücklichen Heldenwitwe, noch der wilden, schmerzlichen Frage im Hinaufblick des greisen Vaters, der die schauerliche Wunde enthüllt hat, noch der nichtigen Entschuldigung des schwachen Günther, — um uns den Mörder kenntlich zu machen. Kühn und trotzend stellt er sich uns und einer Welt entgegen; alle Blicke hält er mit fürchterlicher Ruhe aus, sie gleiten an seiner Schroffheit hernieder; den seinen vertrüge Keiner. Gerecht und unantastbar fühlt er sich, so lange seine Rechte noch auf dem Schwerte ruht, auf das allein in der Welt er glaubt und vertraut; mit gelassenem Hohn stemmt er den rechten Fuß dem Widersacher entgegen, kein Blut tritt in die gelben, wie vom Wetter durchgearbeiteten Wangen, kein Schmerz

durchbebt, kein Sturm erschüttert den fühllosen Busen, den dieser Panzer deckt. Die alte Königin wird von frommen Schauder beim Anblicke eines solchen Mannes wie zum Gebet bewegt, Gernot sammelt seine Kraft gegen ihn, die entsetzte Menge scheut sich nicht, ihn unwillig zu bezeichnen, selbst sein Bruder wendet alle seine Theilnahme dem herrlichen Gefallenen zu, — nur die gesättigte Rache eines Weibes kann es hier noch an Trotz und Behagen mit ihm aufnehmen, und so freut sich Brunhilde im Stillen ihres Werkes. — Es bleibt, wir mögen sie betrachten, wie wir wollen, eine große bedeutungsvolle Szene, klar, ergreifend, kunstreich dargestellt, und wir wiederholen, was wir anderwärts geäußert: hätte der Künstler nichts als Hagens Kopf hervorgebracht, — dieser Kopf allein würde sein Talent verbürgen. — So hätten wir denn heuer, wenigstens an Einem Bilde, was wir im vorigen Jahre, mit einer Art von Beschämung, vermißten: eine gut gedachte, dem Individuum des Künstlers im Gegenstande, und seinen Fähigkeiten in der Ausführung schön entsprechende, historische Komposition. Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß die andern historischen Gemälde verdienstlos waren. Nur das Zusammentreffen günstiger Verhältnisse war bei keinem in diesem Grade zu bemerken, und dieses Zusammentreffen ist es, welches von jeher die besten Werke irgend einer Gattung entstehen gemacht hat, — und welches mich bewog, da meinem Vorsatze gemäß Eines auszuwählen war, im Historienfache bei diesem zu verweilen. Sonst war, der Quantität nach, dieses Fach besser besetzt, als im vorigen Jahre. Auch das ist ein gutes Zeichen. Wenn diejenigen

Felder nur einmal angebaut werden, wo die rechten Aehren gedeihen, so wird das Volk nicht mehr vor Hunger nach der Spreu verlangen. Von Führich konnte man sich mit dem tröstlichsten Gefühle sagen, daß er auf den frischen Spuren der Natur und Menschheit schrittweise vorwärts gegangen war. Seine Ruth, wie sie vor dem weidlichen Boas sich in Ergebung neigt: „womit habe ich die Gnade gefunden vor deinen Augen, daß du mich erkennest, die ich doch fremd bin?" war zum Mittelpunkt eines patriarchalischen Idylls geworden, bei dem man in der Freude an der naivsten, menschlichsten Auffassung so manches Unzulängliche der Behandlung gern übersah. Zumal wußte sich „der Knabe, der über die Schnitter gestellt war," wie er mit dem innersten Wohlbehagen des Herzens hinter dem Herrn auf die liebliche Magd herüberblickt, in die Herzen der Beschauenden zu schmeicheln. Von Kuppelwieser war nicht das Gleiche zu rühmen. Hielten wir uns im vorigen Jahre noch an der rein gefühlten und kunstgerechten Darstellung einer durch Wohlthaten Heiligen fest, so hat uns der Künstler dießmal keinen solchen Anhaltspunkt gegönnt. Was damals von der Richtung dieses Kunstvermögens überhaupt zu sagen war, galt dießmal nur noch mehr, und weder das bekannte Blendwerk des Fiesolischen Kolorits, noch der Mangel an Haltung, noch die hölzerne Starrheit und Schwere einer großen Drapperie konnten uns für das Abstruse einer Darstellung entschädigen, die einer durch Geschmack geregelten Phantasie und dem prüfenden Gedanken doch gar keinen Boden gewährte. Das Aeußerliche dieser Uebel war auch an der, dem Gegenstand

nach so fruchtbaren Darstellung „Christus am Oelberge“ zu bemerken. Es ist Schade, daß die schönsten Talente dadurch leiden, daß sie sich theils durch die unbedingte, wohlgemeinte Zustimmung eines freundschaftlichen Kreises, der Vermögen und Leistung verwechselt, im Fortschreiten hemmen lassen, theils Zwecke verfolgen, deren völlige Realisirung nun einmal eine Don-Quixotiade bleibt, und, wenn sie möglich wäre, den wahren, einzigen Zwecken der Kunst widerspräche. Das Alterthum wird schon einst, wenn sie es werth sind, auch unsere Werke ehrwürdig machen; herbeiraffen läßt es sich nicht, so wenig der Grünspan eines modernen Groschens ihn zu einer Münze Hadrians stempelt, und die Kunst ist an und für sich Gottesdienst, wenn sie sich göttlicher Weihe würdig bewährt, — am meisten, — wenn sie heilige Gegenstände auf eine, des reinsten Menschensinnes würdige Weise, die den Verstand befriedigt, und das Gemüth erbaut, den Sinnen erfreulich vorzuführen weiß. Was ist dabei gewonnen, wenn eine späte Nachwelt, wenn z. B. Steinle's Fegfeuer, oder selbst dessen sehr gemüthlicher, niedlicher Hausaltar, an sie gelangen, in Verlegenheit gesetzt ist, zu bestimmen, ob diese Werke aus der unsern, oder der altflorentinischen, oder gar byzantinischen Epoche herrühren? Man kann kaum sagen, wobei man mehr leidet: wenn man das Heilige unter träumerischen Grillen entmenschlicht, oder wie z. B. im vorigen Jahre bei Schiavoni durch modischen Leichtsinn entgeistigt sieht. Eine in Gruppirungen und Charakteristik erfreuliche biblische Komposition war Ign. Dullingers Darstellung der dem Maler sehr günstigen Parabel vom

Scherflein der Witwe, die ich anführe, um ein Beispiel von der Vermeidung beider erwähnten Irrwege aufzustellen; obgleich nicht zu übersehen ist, daß die Befolgung einer kalten, akademischen Norm auch nicht zum lebendigen Ziele führt. Wenn wir nun in diesem Bezirke uns nicht innerlich reicher sahen, als im vorigen Jahre, so sahen wir in unserer Lieblingswelt, im lieben Alterthum, der ewig jungen Heimath des Schönen, uns desto ärmer. Eine Art Wehmuth ergreift mich, die werthesten Gegenstände meines Herzens von rohen Händen, nur zu oft, gemißhandelt zu sehen, und ich will schnell vorübereilen, — weil ich denn doch auch das Verfehlte bemerkbar machen muß. Das alberne Erschrecken eines römischen Konsuls vor zwei Nymphchen, auf welche sein unbarmherziger Freund gar einhauen will, wäre es auch in Farbe und Helldunkel mit der gefälligsten Praxis dargestellt, — mit Waschen beschäftigte Frauenzimmer, welchen der Waldmann seine Aufwartung macht, was für Nausikaa und Odysseus gelten wollte, — Gewölk und ungreifbare Schattengestalten, welche sich Luna und Endymion zu sein dünkten, — würden uns an der Möglichkeit des Wiedererwachens griechischer Gedanken und Formen haben verzweifeln lassen, wenn uns nicht Ramelmayers Psyche getröstet hätte, zu der wir, ihren Orts, wiederkehren werden. Schon zu viel von der höchsten Kunstregion, in welche zu dringen uns noch bisher einseitige Richtung Einzelner, Mangel an höherer Seelen-Kultur bei Künstlern und Publikum, Beschränktheit akademischen Formelwesens hauptsächlich gehindert haben!

Genre.

Das ist unser Rhodus, auf dem wir tanzen. In diesen Zimmern hält sich die Menge der Sehenden auf; hier wird gelacht, gepriesen, gedeutet, bestritten, vertheidigt. Leider, daß heuer auch in diesem Kreise, besonders in der Wahl der Objekte, eine Lust am Niedrigen, am Gemeinen sichtbar war, die das Publikum verdirbt, und dem Künstler den Weg verrammelt.

Danhauser's oft genug beschriebener „Prasser" hatte sich hier des größten Beifalls zu freuen, und verdiente allerdings den ersten Platz. Die glückliche, einfach-symbolische Erfindung, die verständliche Darstellung, die gefällige Anordnung, die sprechende Charakteristik, die harmonische Färbung, der Geschmack und die Routine, womit alles bis auf's kleinste Beiwerk durchgeführt war, — deuteten an, was wir in diesem Felde leisten können, wenn wir die uns eigene treue Hingebung an die Wirklichkeit mit einem gebildeten Sinne für künstlerische Bedürfnisse verbinden wollten. Der Beispiele von einer entgegengesetzten Huldigung, welche Viele unserer Maler, selbst begabtere, den faden, niedrigen, auch wohl schlechten Neigungen eines frivolen oder entsittlichten Haufens bringen, gab es leider manche. Ritter's Gemüsehändlerin, ein Bild, dessen Gegenstand man nicht einmal mit anständigen Worten bezeichnen kann, stand an deren Spitze. Darstellungen, wie: ein slovakisches Bauernweib, eine Prozession betrachtend; ungarische Bauern im Heu; ein Taglöhner, der sein Mittagsessen kriegt; ein Rauchfangkehrer, der mit einer

Köchin dahlt; ein Bauer, der die Zustellung erhält, als Militärpflichtiger zu erscheinen; eine Schneider-Werkstätte, und noch mancherlei Bauern, Dirnen, Handwerksbursche, Schulkinder, alte Weiber u. s. f. schlossen sich würdig an. Diese Darstellungen fanden im Durchschnitte große Theilnahme; wobei jedoch zur Ehre unserer Landsleute nicht verhehlt werden darf, daß die eigentliche Bosheit und Schadenfreude, wie sie bei den Karrikaturen der Engländer und Franzosen mitwirkt, hier weder von den Künstlern noch von den Zuschauern mitgebracht wurde. Die ächte Karrikatur setzt mehr Verstand und weniger Herz voraus, und hat jene Folgen, die Hogarth so rührend bezeichnete. Die Kinder haben sich heuer vermindert. Das zarte, innige Motiv der Volkssage, daß den sterbenden Kindern Engel zuwinken, hat K. v. Vesque benützt.

Naturleben.

Ich weiß im Augenblick keinen bessern Ausdruck für die Gattung, zu welcher Gauermann's Bilder, und was ihnen nachstrebt, gehören. Da wir bei dem französischen Worte Genre unwillkürlich an das Treiben der städtischen Gesellschaft erinnert werden, so dachte ich mir nach der Analogie von „Stillleben" unter obigem Titel jene Darstellungen, die uns einen bedeutenden Moment der äußern Natur, durch irgend eine Handlung dergestalt belebt vor's Auge bringen, daß wir mit Einer Empfindung die Szene wie das Ereigniß umfassen. Landschaft mit Staffage sagt hier doch zu wenig, wenn nämlich, wie

gewöhnlich die Staffage der Landschaft, — sagt zu viel, wenn die Landschaft einer fast historischen Staffage dient. Genug, wie überall Wort und Theorie weit hinter der Praxis zurückbleiben, so brauche ich wohl auch hier nur an die genannten Bilder zu erinnern, und Jedermann, der sie gesehen hat, wird sofort verstehen, was ich meine. Der Bethätigung des geübtesten Kunstvermögens nach waren sie ohne Zweifel das Schätzbarste der dießjährigen Ausstellung.

Das Eine versetzte uns an einem schwülen Mittag, wo schwere Wolkenschichten von Zeit zu Zeit bedenkliche Schatten auf die Felder werfen, und die Vögel, wie gedrückt von der bangen Atmosphäre, näher an der Erde schweben, auf eine reiche, vom Golde der Aehren beglänzte Höhe, die nur rechts hinab, im blauen Dufte der Hitze einen Theil der weiten, beglückten Ebene ahnen läßt. Der bereits üppig bespeicherte Wagen des gesegneten Landmannes hält mitten auf der Höhe; von den Zugochsen, steyermärkischer Race, hat sich der eine behaglich gestreckt, und beugt so das Joch des andern herunter, bei welchem ein Knecht beschäftigt ist. Im Vorgrunde graset ein geschirrtes Pferd, und ein Füllen blickt kindlich zu demselben auf. Ein junger Bauer auf dem Wagen ist bemüht, den Bund Getreide heraufzuschaffen, den ihm ein zweiter von unten auf zureicht, während ein dritter schon wieder einen neuen zusammenbindet; so, daß das Mädchen müßig dabeistehen, und einstweilen „in die andere Woche“ schauen kann. Unterm Schatten aufgehäufter Gebünde aber ruht der brave Landmann nach dem Kruge langend, den ihm sein Weib

hinreicht; auch das kleine Mädchen daneben schaut bittend zur Mutter hinan, und der Hund beschnüffelt verlangend den schweren Korb. Um das ökonomisch Behagliche einer so hoffnungsvollen Szene durch das uneigennützige Spiel glücklicher Jugend zu veredeln, küßt ein älteres Mädchen im linken Vordergrund, mit mühevoller Innigkeit über einen Bund Getreide gebückt, sein jüngeres Geschwister. — Eine solche Komposition, ein Diebstahl an dem Zarten und Innigen, was die Natur im Vertrauen dem Maler preis gibt, spricht für sich selbst, wo in jedem Pinselstrich eben so viel Treue als Freiheit waltet.

Fast widrig wirkte die Virtuosität auf uns, als sie uns das peinigende Schauspiel eines rettungslos verendenden edlen Thieres zu empfinden gab. In der einsamsten Uferwildniß liegt blutig und lechzend der Hirsch, der mit dem letzten Kraftaufwande nur die Todesgefahr anschauen kann, die unabwendbar über ihm schwebt. Auf erhöhtem Felsenvorsprung steht ein Adler, der Füße, Flügel und Schnabel aufgespreizt, mit gräßlicher Feinschmeckerei die Beute anglotzt, die ihm der zweite nicht gönnen will, der ihm neidisch von der Seite zukrächzt, während unten am dunkeln Strande der dritte, den scharfen Blick in die Wolken sendend, den vierten herbeiruft, der schon still zum Fraße herniederschwebt. Eintöniges Grau umhüllt die traurige Szene. — Unfühlend wie die Natur erscheint Gauermann, wenn sein Pinsel sich mit gleichem Genügen jetzt in Saatengold und Himmelsbläue, jetzt in Blut tauchen kann. Ist aber die Natur unfühlend, oder nennen wir sie so, weil ihre Gefühle über die menschlichen hinausgehen, —

so wolle es die Kunst nicht sein, die das eigentlichste Palladium der Menschlichkeit ist! Die Charakteristik der Vögel erschien mir übrigens eben so erstaunlich, als die Färbung des Ganzen mein Auge nicht als wahr ansprach.

Wenn ich für Gauermann's Arbeiten, die mir sehr merkwürdig erschienen, eine eigene Rubrik erfand, so habe ich nur beizufügen, daß ich sonst Niemanden auf ähnlichem Wege traf, wenn man nicht etwa K. Gruber dahin zählen will, der das berühmte antike Motiv von Adler und Schlange (vergl. Goethe: Reizmittel in der bildenden Kunst. Bd. 44, S. 214) in Anwendung brachte.

Porträt.

Hier sind wir im Bereich einer Produktion, die von jeher etwas besonders Verfängliches hatte. Das Publikum hat dafür ein auffallendes Interesse; aber leider! meist ein bloß stoffartiges; der Maler sieht sich in der Verlegenheit, den widersprechendsten Forderungen genügen zu sollen; ein wahres Kunstwerk dieser Art ist von zu vielen Zufälligkeiten bedingt, als daß es oft zu Stande kommen sollte. Es geht fast wie beim Bau eines Hauses, zumal in nordischen Ländern, wo ökonomische Rücksichten die Aeußerung der Kunst fast unmöglich machen. Wir werden, unter solchen Umständen, den Künstler loben, der uns eine bestimmte Individualität, im abgelauschten Momente ihrer völligen Selbst-Offenbarung, in allen Theilen und Einzelnheiten folgerichtig, begreiflich und wo möglich gefällig zu machen weiß.

Einem solchen billigen Begriffe entsprach nun dießmal vor allen das Porträt eines Offiziers von H. Schlesinger. Ein Mann im Kulminationspunkte des Lebens, mit einem gesunden, kräftigen Naturell, vom Leben ausgearbeitet, aber nicht der Heiterkeit beraubt, auf sich selbst ruhend, die Rechte auf den Griff des Degens gestützt, die Linke bequem über die Rechte gelegt, in einer hechtblauen, die Fülle gerundeter Muskeln umschließenden, auf der gewölbten Brust rothausgeschlagenen Uniform, sah uns durch die beschattende Brille an, die einen gewissen praktischen Scharfblick nicht zu verbergen im Stande war. Die Modellirung der Züge, die Wärme des Incarnats, das Relief, die Ausführung des Einzelnen, der Gesammteindruck des Ganzen, — alles machte uns an diesem Bilde das größte Vergnügen.

Es war übrigens in diesem Bezirk, wie immer, des Gelungenen Mancherlei zu sehen. Amerling's Mädchen mit dem Buche und Israelit fanden, wie die Verwaisten von derselben Hand, den gebührenden Beifall, wogegen Waldmüller's Familienbild drei Figuren zur Schau bot, die in steifem Egoismus einander nichts anzugehen schienen, und den Verdacht erregten, als seien sie des Atlasses wegen da. Joh. Enders in Farbenschmuck prangendes Porträt Sr. Durchlaucht des Fürsten v. Metternich darf so wenig übergangen werden, als Waldmüller's kleinere Porträts, gegen deren Wahrheit und Technik uns das gerügte größere nicht ungerecht macht. An H. Hollpein's Bildniß des Hrn. Baron v. Hammer-Purgstall konnten wir die frappante Aehnlichkeit bewundern, die

in Betreff unseres Grillparzer weder diesem Künstler, noch einem andern, A. Hähnisch, gelingen wollte.

Mehr noch von einzelnen Porträten zu erzählen, wäre Unhöflichkeit und Mißbrauch der Geduld der Leser; genug, wenn die Freunde der Abgebildeten, und die Freunde dieser Freunde, daran ihre Genüge hatten und noch haben!

Landschaft.

Der Ausdruck „ideale Landschaft," dem wir auch heuer wieder begegneten, sagt eigentlich gar nichts. Er soll wohl im Grunde nur so viel als „imaginirte Landschaft" bedeuten, und diese thäte besser nicht zu existiren. Die Landschaft so gut wie alles andere, was in der Welt vorkommt, wird nur dann zum Kunstwerke, wenn der Mensch durch Verknüpfung, Ausscheidung, Anordnung, Hinzudichtung die bildende Kraft seines Geistes daran bethätigt. Insofern er dabei von einer Idee, nämlich von der des Kunstzweckes ausgeht, wird seine Schöpfung ideal zu nennen sein. Mehr war es dieß Jahr wohl keine, im Gebiete der Landschaften, als L. Schnorrs Dichtung, die so unglücklich geblieben ist, sich keine allgemeinere und entschiedene Zustimmung erwerben zu können. Von einer wohnlichen Höhe sieht man über ein schattiges Mittelgebirg, wo eine ritterliche Burg mit Mauern und Thürmen uns den Begriff von kriegerischer Abgeschlossenheit erweckt, in eine sich immer höher und höher thürmende Alpenferne. Friedliche Hütten und schattendes Laub beleben den Vorgrund, Burg und Wald umdämmern die Mitte, öder, rauher und felsiger

wird es im Hintergrunde; ein riesiges Gebirg erhebt über alle Vegetation hinaus die grauen Zinnen, und in dessen Rücken noch schließt ein Kreis ewig schneebedeckter Gipfel erhaben die einsame Weite. Eine Straße lenkt und deutet in diese Region hinaus, ein Gewässer ergießt sich rechtsher mit stillem Laufe, ein anderes links in stufenweisen Fällen aus ihr herunter. Links steht noch ein dunkles Gewölk über den Bergen; es scheint, das Wetter hat sich verzogen; wie sollte es auch anders, da auch das des Krieges wich, und der edle Herzog, der sich zum erstenmal wieder bloß Mensch fühlen darf, mit leichtem Schritte den Hügel heranstrebt. Er hat sein Roß den Knappen übergeben, frei und froh blickt er herauf, seine Arme öffnen sich schon von weitem herzlich zum Empfang, wie ihm von oben der freudige Gruß der lieben entgegeneilenden Gattin winkt. Der eine Knabe hält sich an die Mutter, fröhlich ruft ein anderer der kleinen Schwester, und mit hastiger Unbehilflichkeit arbeitet sich der dritte von einem erkletterten Felsblock herab. Auch den Kriegern unten lacht nun häusliches Glück und Ruhe wieder, nachdem sie jene rauhen Fernen hinter sich haben, — und der Segen des Friedens kehrt in diese stillen Gebirge zurück. — Das nennt man nun ein empfundenes Bild, und läßt sich durch eine gewisse Trockenheit und ein kleinliches Detail, welches wie bei unsern guten Altvordern aus Liebe entspringt, in der Freude nicht stören. Den Beisatz „nach einer Ballade," der im Katalog dieß Bild begleitete, fanden wir eher störend, als zum Verständnisse nöthig.

Daß sonst an Landschaften aller Art, Veduten, See-

stücken, Alpenpartien u. s. w., und zwar auch an guten, nicht eben Mangel war, brauche ich kaum zu erwähnen. Man weiß, daß hier unsere starke Seite ist. Auch die Unmöglichkeit, das, was uns in der Natur an der brausenden Herrlichkeit der Wasserfälle entzückt, auf der Leinwand festzuhalten, schreckt unsere gefühlvollen Künstler noch immer nicht ab, sich an dieses Problem zu wagen. Noch immer übt auch der Hallstädtersee seine zur Reproduktion nöthigende Herrschaft über sie aus; F. K. Geylings Auffassung war besonders glücklich, und es gelang ihm, das, was man eine wässerige Sonne nennt, auf's wärmste wiederzugeben. Thomas Enders Ansichten, zumal die italienischen, verfehlten nicht, den gewohnten glänzenden Effekt zu machen. Jos. Schwemminger machte keine so günstigen Gegenstände ausfindig, als im vorigen Jahre. Ueberhaupt ist eine gewisse Einförmigkeit in unsern Landschafts-Charakteren bemerkbar, die vielleicht in unseren Gegenden ihren Grund hat. Aber selbst die ungünstigsten Flachlandpartien hat J. Waltmann auf eine Weise zu verarbeiten gesucht, welche praktisches Bewußtsein der Kunstmittel verräth. — Es ist oft räthlich, ja Pflicht, auf das, bei geringerer Fertigkeit, schön Gewollte und Gedachte hinzuweisen, wo das virtuos Geleistete ohnehin durch augenfällige Wirkung Aufmunterung genug gefunden hat.

Blumen.

Wenn wir Waldmüllers Familien-Porträt in Verdacht hatten, des Atlasses wegen da zu sein, so sahen wir

auf einem andern Bilde desselben Malers zwei Menschengestalten zur Folie eines Rosen-Bouquets verbraucht, und wenn wir bei Schnorrs Landschaft die Technik gern über der Empfindung vergaßen, so ward uns hier zugemuthet, einigen Blumen zu lieb den Gedanken aufzugeben. Einigen Blumen, — denn kaum konnte man die ganze Masse als rund und vollendet ansprechen, wenn gleich die einzelnen Rosen unbestreitbar die schönsten in der Ausstellung waren.

Die meisten der übrigen Blumenstücke litten an den Uebelständen, die in der letzten Ausstellung zu tadeln waren: Ueberladung, Flachheit, Aengstlichkeit, rohe Farbengrellheit. Blaschecks Fleiß in Beobachtung der Abstufungen und einer geschmackvollen Anordnung, und Grubers Frische und Detail gaben Augenweide genug in einem Bezirke, dem vorzugsweise die Damen ihre Gunst und Aufmerksamkeit schenkten.

Uns aber erlaube man, uns zu sammeln, — dasjenige, was noch an Federwild, Früchten u. dgl. Dessertkost übrig wäre, geschweige denn die nachgeahmten Marmorarten und Aehnliches der Liebhaberei zu überlassen, — selbst manches Gute mit Schweigen zu ehren, da wir ohnehin schon breiter geworden sind, als wir Anfangs wollten, und den ausgesprochenen Zwecken gemäß sollten. Kupferstiche, Lithographien, Zeichnungen übergehen wir, um nur noch bei einer der dießmal zahlreichern und mitunter sehr netten

schließlich zu verweilen, die einen sehr freundlichen, zarten Eindruck zurück ließ. Es war: Ramelmayers Psyche. Das Piedestal dieser Alabastergypsstatue stellte ein Oktogon dar, auf dessen acht Seitenflächen die lieblichste Fabel des Alterthums, die Geschichte Psyche's, in Basreliefs vorgestellt war. Auf dem ersten erblickt sie Eros zum erstenmale; auf dem zweiten trägt sie Zephyr durch den Aether in den Palast des mächtigsten Gebieters; auf dem dritten sah man die Unglückliche den Schwestern ihre Schätze zeigen, und den ahnenden Gott ernst danebenstehen; auf dem vierten war der schreckliche Moment festgehalten, wo sie zugleich ihr Glück erkennt und ihre Thorheit bereut, da der Geliebte zürnend erwacht: der Flußgott nimmt sie auf dem fünften in seinen Schutz und Pan freut sich ihrer Anmuth. Nun folgte die traurigste Epoche ihres jungen Lebens, und wie danken wir dem Künstler, der uns still hinüberträgt, und uns auf dem sechsten nur noch die Zeichen der überdauerten Gefahren sehen läßt, bis auf dem siebenten Aphrodite selbst die Liebenden vereint, die dann, geläutert und verklärt, auf dem achten in die Versammlung der unsterblichen Götter einzutreten würdig sind, wo ewige Jugend Kränze für unwandelbare Liebe windet. Ueber diesen bedeutungsreichen Szenen ihres Daseins, als ob sie sie in göttlicher Ruhe übersänne, sitzt die entfesselte Psyche in der anmuthigsten Stellung auf dem Globus, — das liebliche Köpfchen abwärts gegen die linke Seite geneigt, die eine Hand nachläßig in den Schooß gelegt, mit der an-

dern, über deren Arm die leichte Draperie geworfen ist, das zarte Kinn unterstützend, so daß der Zeigefinger nachdenklich die schwellende Wange berührt.

Man sieht aus der ganzen Darstellung, daß der Künstler, im Geiste des Apulejus, wie es unstreitig für unsere jetzige Art zu fühlen und zu denken am passendsten ist, halb der altgriechischen, naiven Auffassung, halb einer später beliebt gewordenen allegorischen Deutung sich bequemte, so daß im Einzelnen keine Ansicht der andern Eintrag thut, im Ganzen aber doch der Haupteindruck durch die letztere bestimmt wird. Der Charakter der Psyche selbst ist ihm, nach meinem Gefühle, so gelungen, daß ich die seine den beiden mir bekannten Canovas unbedingt vorziehe: sie ist lieblich, ohne frivol, denkend, ohne kalt zu sein; ein anmuthiges Mittelding zwischen Kind und Jungfrau. Auf den Basreliefs sind die körperlichen Allegorien, wie sie der unschätzbare mythische Kunstgebrauch gestattet, auf's Gewandteste benützt, und eine erstaunlich reinliche und zarte Technik zum zierlichsten Erfolge in's Werk gesetzt. Mir sagte die gefällige Anordnung des zweiten, die originale Auffassung des vierten, und die gefühlvolle Heiterkeit des siebenten, besonders zu; das erste und das dritte haben einen modernen Beigeschmack, den unsere reinsten Künstler kaum ganz werden abthun können, weil er uns mit der Mutterbrust eingeflößt wird; das achte hat wohl der Raum in etwas beeinträchtigt. Der Eindruck aber, zu dem dieses Kunstwerk unsere Seele gestimmt hat, soll der letzte bleiben, den wir von dieser Kunstausstellung mitnehmen wollen. Möchte doch das Reine, — das Seelenhafte, wel-

ches darin vorwaltet, seine schöne, stille Wirkung nach und nach immer weiter und weiter auf empfängliche Gemüther verbreiten, daß die häßliche Lust am Rohen, Schlechten, Gemeinen mehr und mehr verschwinde, und die heilige Blume des Schönen einen heimatlichen Boden gewinne!

Ist es nun noch nothwendig, die oben gesetzten Fragen zu beantworten? oder geht die Antwort aus der, in treuen Umrissen summirenden Darstellung hervor? Ich hoffe das letztere. Wir stehen im Ganzen, wie im vorigen Jahre; im Verhältnisse der Fächer hat die Historie zugenommen, an Zahl und an Bedeutung; die schädlichste Richtung im höhern Kunstbezirke scheint in zwei Talenten sich dem Rechten zuzunähern; wer sich hervorthat, haben wir angemerkt; wodurch, gleichfalls; was zu wünschen bleibt, — reduzirt sich auf Weniges: ernsteres Studium von Seite der Künstler, edlerer Sinn von Seite des Publikums; was zu thun bleibt? ist eine müßige Frage; emsig fortfahren in unverdrossenem Streben — die einzige und ewige Antwort. Wozu wir denn unsererseits Alles, was Kräfte in sich spürt, unabläßig aufzumuntern nicht ermüden; — Schaffende und Richtende auf den heiligen Spruch hinweisend, der an der Spitze dieser Zeilen steht.

IV.

Aphorismen.

Dies Erdenleben ist ein Tagen,
Ein Kämpfen zwischen Nacht und Licht;
Was einzeln durch die Nebel bricht,
Läßt sich nur aphoristisch sagen.

So Manches, zögst du Konsequenzen,
Es würde Manchem nicht behagen;
Du mußt es aphoristisch sagen —
Der Leser mag es selbst ergänzen.

IV.

Alphonsus.

Die Erinnerung ist ein Engel,
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Zum Verständnisse.

Aphorismen schreibt entweder Jemand, der auf vereinzelte piquante Einfälle sich was zu gute thut; und das zeigt von Beschränktheit. Oder Jemand, der seine Aussprüche für Orakel hält oder gehalten wissen will; und das zeigt von noch größerer Beschränktheit. Und doch — indem man dieses weiß und ausspricht — schreibt man Aphorismen. In der That, es sollte doch dem Denkenden so schwer nicht fallen, neben jenen zwei Fällen viele und verzeihlichere zu erkennen; ja, auf den wundersamen Wegen menschlichen Denkens, die so schnell von Extrem zu Extrem führen, dahin zu gelangen, daß am Ende das beste Wissen doch nur aphoristisch zu Tage gefördert werden kann; und etwa: daß Ergebnisse irdischen Erkennens nicht mehr wahr sind, wenn sie nicht mehr aphoristisch sind. — Dem sei nun wie ihm wolle; der Verständigbillige wird nicht verkennen, daß die Geburten des Momentes — bald Ahnung, bald Wissen, aber immer bedeutend — nicht stets in die Register der Systeme können eingetragen werden; daß die Ruhepunkte der philosophischen Geschichte eines Individuums meist mit Wenigem anzudeuten sind, zu eigener Erinnerung und fremder Belehrung; — daß — doch

wozu? Ob etwas nothwendig oder willkührlich existire, zeigt sich bald, ohne Für- und Widerrede, an seiner Wirkung. — Daß der Schriftsteller das Publikum nicht nöthigen soll, seine Lehrjahre mitzumachen, ist eine thörichte Forderung. Wann enden seine Lehrjahre? —

Wenn sich Jene glücklich preisen dürfen, die, wohl organisirt, weise erzogen, ihre Ausbildung rein und ungetrübt zu Stande gebracht sehen, wie eine Kristallbildung vor sich geht, — so werden Jene, deren Entwickelung durch leise-kräftiges Untergraben in die Bahn geworfner Hindernisse, oder durch einen großen Impuls von Außen, wie durch ein befruchtendes Gewitter, gereift ward, mit einer wunderbaren Empfindung auf die denkwürdige Epoche ihres Lebens zurückblicken, da ihr Inneres aus dem Raupen- in den Schmetterlingszustand überging. Jene Periode der Wiedergeburt, jener Orient des Menschentages, da das Bewußtsein erst eigentlich praktisch wird; die Erfüllung des *γνωϑι σεαυτον*; denn dieses Wortes ächte Deutung heißt: Erkenne Art und Maaß deiner Kraft, um sie für die Menschheit zu verwenden! — Einzelne Lichtstrahlen aus jener Zeit werden Manchem, der eben in jenen Krisen verweilt, erfreulich und förderlich sein. So seien sie denn ausgestreut!

Wissenschaft.

Es ist allerdings merkwürdig, daß in keinem Bereiche menschlicher Bestrebungen die Grundsätze des Wahren und Nothwendigen so allgemein geworden sind, als in der Politik. Man erstaunt, wenn man periodische und sonstige Schriften der Zeitgenossen liest, welche die höchsten Staatsinteressen behandeln, — wie anerkannt und überall geltend man die letzten Ergebnisse des Denkens, die Früchte bitt'rer historischer Erfahrungen findet. Eine andere Frage bleibt: ob diese Erkenntnisse auch allenthalben innig verarbeitet, mit dem Leben verwachsen sind? ob es nicht etwa bei Worten bleibt, während ganz andere Interessen das Handeln bestimmen? Traurig, wenn man fände, daß gerade in diesem Bezirke mit der Sprache der Weisheit, mit dem Urim und Thumim, die schauerlichsten Leidenschaften und der tiefste Egoismus sich beschilden, — so daß man sich bekümmert fragen müßte: wann, ja ob je dieser tödtende Zwiespalt geschlichtet werden solle?

Fichte nannte Glauben: Den Entschluß des Willens, das Wissen gelten zu lassen. Das ist mir kein Glaube,

sondern eine feige Resignation, die schlimmer ist, als eine herzhafte Verzweiflung. Mir ist Glaube jene heiligende Anerkennung des Höchsten, deren sich der reifende gute Mensch gar nicht erwehren kann. Zum Glauben bedarf er keines Entschlusses. Im Glauben ist die Wurzel seines geistigen Daseins, also auch seines Willens. Glauben ist Seligkeit und Gnade.

Was ist das für eine Welt gewesen, an deren Erbe die unsrige sich nährt und aufrecht hält, die unserm nüchternen Leben Würde, Bedeutung und edle Form verleiht! Wir übersehen, aus Gewohnheit, daß fast Alles, was uns bildend, erhebend, sprechend umgibt, nichts als der Schatten ist, der jener entschwundenen Prachtgestalt durch Jahrhunderte nachschwebt. Die Embleme und Randschriften unserer Münzen, die Monumente und Epitaphien unserer Großen, die in unsre Tempel und Palläste hineingeflickten Säulen, der Gebrauch der römischen Sprache in juridischen und medizinischen Wissenschaften, die Technicismen aus der griechischen entlehnt, womit jeder seine Gedanken, Erfindungen, Worte, zu schmücken glaubt, — was ist alles das, als Sehnsucht nach jenem unwiederbringlichen, einzigen Zustande, in welchem sich die Menschheit, wie ein gesunder Jüngling, in der Fülle ihrer Vermögen empfand? Wenn irgend eine Emphase zu verzeihen ist, so ist es die, womit der fühlende Archäolog jeden Scherben, jeden überkrusteten Buchstaben, jeden verwitterten Torso aus jenen ewigen Tagen betrachtet und verehrt.

Rochefoucault hat weit mehr sittliche Zartheit, als man gemeinhin glaubt, und man darf das absprechende Urtheil über ihn Verläumdung nennen.

Seine zweideutigen Sätze sind ehrlich gemeint; man muß sie nur bis an's Ende ausdenken, oder nicht mißverstehen.

Er zeigt das Egoistische, er lehrt es nicht.

Für Freundschaft hat er Sinn.

Oft muß man für seine herkömmlichen Ausdrücke andere setzen: z. B. für „Größe" — „Berühmtheit;" für „Liebe" — „Leidenschaft" u. dgl.

Er hat es überall auf das konventionelle Leben der Franzosen, zumal das Hofleben, abgesehen, was man berücksichtigen muß.

Durch Tiefblick in die Irrgänge des Herzens wird der gerade Weg nicht abgesperrt, sondern erleuchtet.

Gefährlich bleibt er, wie alle Lektüre, Solchen, die nicht würdig fühlen und nicht weiter, als das Buch sagt, denken.

Die physiognomischen Fragmente bleiben ein denkwürdiges Phänomen. Sie beruhen auf der Erkenntniß des tiefsten und universellsten Naturgesetzes; daß Wesen und Form, Ursache und Wirkung, sich ewig entsprechen, und berühren Kunst und Schöpfung mit unzähligen Lebensfunken, aus denen allenthalben Strahlenkreise schießen.

Lavater selbst ist der studiumswürdigste Mensch: Ahnung, Empfindung, Ertappung der bildenden Natur, fruchtbare Fingerzeige, große, scharfe Blicke mit seltsamen Ge-

sichtstäuschungen und einseitiger Schwärmerei. — Als Autor, historisch und technisch angesehn, ist er Spezimen damaliger deutscher Literatur; er strebt überall nach dem wahrsten, kürzesten, unmittelbarsten, und dabei poetisch erhöhten Ausdrucke, und das mit entschiedenem Erfolge.

Bei G. Pfitzer werden nicht Gräber mit Blumen überdeckt, daß man sie nicht mehr sehe; die Gräber stehen offen, und die Blüten liegen an den Rändern. Sein Gedicht: Hermes Psychopompos ist ein poetischer Gipfel und völlig unvergleichbar. Immermann's reiches, tüchtiges Gemüth ist nicht mit ästhetischen Tiraden abzufertigen; hier liegt viel zu Grunde, und dem Verständniß eines Mannes zu lieb müssen Zeit, Form und was sonst das Wohlgefallen bedingt, vergessen werden. Heine hat noch Manches in sich auszugleichen, und wenn es ausgeglichen sein wird, wird der lyrische Blütenstaub verweht sein. An Platen sahen wir die Manifestation des höchsten dichterischen Talents, das, wie eine Flamme, die den Stoff suchte, um sich an ihm zu nähren, in den Aether hinaus leckte, und leuchtend, prasselnd und sehnsüchtig in sich selbst zurückkehrte, um zu verlöschen. Ehrfurcht verdienen die Gedichte J. Mayrhofer's (Wien b. Volke 1824); der Geist verkörpert sich in Geschichte und Natur, den Schmerz muß die Darstellung und das Ideal versöhnen; als ein einziger Tropus erscheint Kunst und Welt, und wie der Sohn Aurorens, vom ewigen Strahl berührt, athmet sie

die verhüllte Klage ihres Lebens hin — „die Seele mit den treuen, tiefen Klängen!"

Das Ganze der geistigen Bildung bezieht sich auf drei große Objekte: Geist, Natur, Kunst. Was außer diesen Kreis fällt, gibt keine Wissenschaft.

In die erste Sphäre gehört Philosophie, Mathesis u. s. w.; in die zweite Physiographie mit ihren Zweigen: Physik, Physiologie u. s. w.; in die dritte Aesthetik, von der Philosophie, dem Objekte nach, zu trennen. Die Betrachtung des Werdens, der Entwicklungen, ist nur ein Theil jeder Wissenschaft, keine eigene. Die Religion ist keine Wissenschaft.

Der Denkende wird dieses Schema zu nützen wissen.

Es war dasselbe Element im römischen Charakter, welches die Tugenden der Cocles, Regulus, Torquate u. dgl., und die Laster der Nerone und Caracalla auf jenen Grad des Grotesken trieb, der uns unüberdenkbar bleibt, von dem aber im heutigen römischen Charakter noch genug rührende und erstaunliche Spuren sind (Cose grosse).

Auch war es dasselbe Element im griechischen Leben, welches in die Dichtung Homers, in die Weisheit Sokrates, in den Heldenmuth Epaminondas, wie in Polyklets Gebilde jenes Maaß legte, ohne welches alles menschliche Beginnen unvollendet bleibt oder in's Ungeheure verfließt (*Χαρις*).

Diese Grundzüge fördern beim Studium des Alterthumes. — Und läßt sich eine solche Betrachtung nicht weiter verfolgen? Floß nicht die Weisheit und Thorheit der Egypter, die Weichheit und Sittlichkeit der Inder aus Einem Quell? Hier schließt sich die Reflexion an das allgemein Menschliche an.

„Instinkt" bezeichnet räthselhaft etwas an sich Klares. Wozu erklären wollen, was, wie das Dasein selbst, allgemein giltig erscheint? was ist Instinkt? was ist nicht Instinkt? Geht nicht ein (veniam verbo)! sensus communis durch die ganze Natur, von dem jener der Schwalbe, der Biene u. s. f. nur ein Theil ist? wodurch hängt der dünkelhafte Mensch mit seiner Erde zusammen? wozu ein individuelles Wort für einen generellen Begriff? Daß der West Veilchen bewege, der Löwe auf seine Beute springe, der Mensch sich selbst bestimme, die Boa das Reh umschlinge, der Fels ruhe, krystallisire, verwittre, stürze, sich löse, — hier sehe ich überall Ein Waltendes, Ein Gebot allwirksamer Natur. Und warum soll die Schwalbe, der Biber allein davon ausgenommen sein?

Und so ist es mit hundert Problemen in der Naturlehre. Wir suchen unergründliche Kräfte für Erscheinungen, die sich selbst begründen; wir beweisen das Leben, das einzig der Beweis unserer Beweise ist.

Die sogenannte völlige Unpartheilichkeit ist ein Unding. Eklektiker bleibt jeder nach seiner Art; selbst der

Dogmatiker. Ganz unparteiisch aber ist nur der Unwissende. Wozu auch soll jener Zwang, dem unter'm Schilde der Objektivität ihr euch unterwerft, frommen? Kenne Jeder das Beste, und lege dessen Maaßstab an's Uebrige! Was wäre aus Winkelmann's Kunstgeschichte geworden, wenn er die ägyptische Kunst der griechischen koordinirt hätte? Kein antiker Geschichtschreiber ist unparteiisch, jeder ist, nach seiner Ueberzeugung, pragmatisch. Aber die modernen suchen ängstlich selbst am Erhabensten eine Schattenseite, um nur unparteiisch zu scheinen.

Der Dichter kann nur durch unmittelbare Mittheilung seiner Stimmung erheitern; die Gründe, die er angibt, um froh zu werden, sind eben dieselben, die den Hypochondristen verdrießlich machen.

Die Philosophen, wie die, welche sich der Geschichte widmen, nennen sich nur insofern Eingeweihte, als sie sich mit dem Unwesentlichen befassen: Der Schul-Philosoph mit formaler Dialektik, der Schul-Historiker mit unfruchtbaren Exegesen; jenen, die, den Leichnam der Wissenschaft verlassend, aus ihrem Geiste erzeugen und gebären, schreiben „die vom Fache" nur eine dilettantenmäßige, konventionelle Einsicht zu. Jene sind die Fauste, diese die Wagner. Wohl den Dilettanten, denn sie lieben!

Der Lapidar=Styl repräsentirt den römischen Charakter. Ist es nicht, wenn man die Annalen des Tacitus liest, als läse man Epitaphien? Sein ganzes Werk ist ein Epitaphium seines Volkes. Aus ihm kann Rom, Griechenland aus dem freundlichen Xenophon verstanden werden.

Es ist wahr, die lyrische Kunst ist ein schönes Spiel. Aber auch das Spiel verlangt, um schön zu sein, Bedeutung, Einsicht und Geschmack. Was im Rhythmus liegt, will durch Liebe und Ernst begriffen werden; es zu begreifen ist ein Glück; dann schweben uns in trüben Stunden Chöre und Stanzen vor, die uns vom Grund aus erheitern und beleben.

Ueber ein treffliches Werk der Dichtkunst kann es verschiedene, aber nie entgegengesetzte Ansichten geben. Recht mag Jeder haben, das Rechte hat Keiner, oder Alle zusammen; denn ein solches Werk ist ein Spiegel für alle Seelen.

Gerade in das, was Schubarth an Göthe's Werken, im Vergleich zu Homer und Shakespeare geringer findet, — daß sie von unserm beschränkten Zustande ausgehen, und uns nur allmälig in einen reineren, idealen versetzen, — gerade in das lege ich ihren größten Werth. Hierdurch werden sie bildend, und befähigen uns erst zum Genasse der reinsten Kunstgebilde. Sie müssen aber, wenn sie so viel leisten sollen, gelebt und geliebt werden.

Man sagt wohl, Geographie werde durch Geschichte belebt. Ich weiß nicht, ob die frische Gegenwart der Vergangenheit zum Leben bedarf; das aber ist gewiß, daß die Geschichte erst durch Geographie, durch die Bezeichnung des Bodens, auf welchem sie fußte und schritt, wahrhaft, körperlich und reizend wird. Darin begründet sich der Vorzug vaterländischer Historie.

Man bemüht sich in neuesten Tagen vielfach, die Kunstgeschichte durch sorglich ausgearbeitete Künstlerbiographien zu fördern. Dabei ist nur zu wünschen: daß das, was den besprochenen Künstler von den übrigen unterscheidet, so wie das, was ihn mit ihnen verbindet, scharf nachgewiesen werde; und dann: daß man über die Gestalt seines Innern, welche stets die seiner Gebilde bedingt, wie sie ward und wechselte, Aufklärung erhalte. Das Verzeichniß seiner Werke und der Orte, wo sie sich befinden, nehmen wir als Zugabe gerne an.

Es hält gar schwer, in den Versuchen, seine Umgebung an der eigenen Fortbildung Theil nehmen zu lassen, bei Geduld zu verbleiben. Sie wollen Alle wissen, ohne zu lernen; sie empfinden etwas Unbestimmtes, kleben an Worten und Namen, versetzen sich in Gedanken auf den Gipfel, denken nie über das Verschwiegene, bemühen sich nicht um die Sache. Man hört dich an, fühlt sich unterhalten, für und wider angeregt, tadelt und lobt, statt zu denken, vergißt dich, und geht selbstzufrieden den alten,

lieben Schlendrian. Wie oft, wenn ich, mit dem besten Willen, das Erkannte, das Frommende, mittheilen wollte, sah ich es abgewiesen, daß ich bitter lächeln mußte; wie oft, wenn ich Einzelnen bot, was sie bedurften, ja was sie begehrt hatten, und sie erkannten es nicht; wie oft konnte ich meinen besten Ergebnissen nur dadurch nützliche Geltung verschaffen, daß ich sie, als nicht von mir stammend, unter der Firma irgend einer Autorität einführte; wie niederschlagend sind diese Erfahrungen!

Kraft ist das Wirksame. Und so ist in menschlichen Werken der Gehalt an Kraft das Wesentliche, dem durch Ausbildung die Anmuth als Gestalt entsprießt. Was aber gewährt Kräfte, als der Geist? Dahin muß unser Blick gerichtet bleiben.

Wir meinen, Gott weiß was, gewonnen zu haben, und die Alten weit zu übertreffen, da wir die Geschichte, wie wir's nennen, zur „Wissenschaft" erhoben haben; d. h. da wir ihr Proömien vorangehn, Resumée's nachfolgen lassen, und die That-Ereignisse wie Mineralien in eine Lade, zwischen bestimmte Fächer, gezwängt haben; statt daß sie, wie bei Thukydides und Tacitus, lebendig auf- und auseinander sprießen, und eine wahre „Geschichte" bilden.

Es gibt wenige Naturen unter den Schriftstellern. Eine frische, anmuthige, gesunde war Heinse, mit frohem Instinkte überall den Kern ertastend, aus der Fülle des

Durchlebten verschwenderisch Leben mittheilend. Zu diesen Quellen des Frühlings unserer Literatur sollten wir jetzt im Herbst öfters wallfahrten; es sind die rechten Gesundbrunnen für die Schwind- und Wassersucht unserer Journalistik.

Abscheulicher Grundsatz moderner Kritik: es müsse Alles von der Licht- und Schattenseite betrachtet werden; Lob sei platt, Tadel zeige von Einsicht, Schärfe und Freiheit des Urtheils; je imposanter die Erscheinung, desto gewaffneter müsse der unbestechliche Blick für die Schwächen sein; u. was dgl. mehr ist. O über den Areopagus! so werden wir weit kommen!

Der Dichter erwirbt sich Lob, so lange er zu den Leidenschaften der Menschen spricht. Das Geläuterte wird keine Theilnahme finden.

„Da schweigt er nun, und ruht, und läßt sie zieh'n."

Oft soll die Menge von Gründen ihre Kraft ersetzen; nach der Analogie von $\frac{1}{2} + \frac{1}{2} = 1$. Doch, wie überall mathematische Gewißheit von lebendiger unendlich verschieden ist, so auch hier. Aus vielem Halbgewissen wird nichts Gewisses. Ungleiche Größen kann man nicht addiren. Man setzt bei jener Schlußweise dunkel den Satz voraus: „Es gibt nichts Qualitatives; die Qualität eines Ganzen ist nur die Quantität seiner kleinsten Theile." Ein

wichtiger Irrthum, auf welchem alle atomistische Ansicht von den Dingen beruht; der Tod des Wissens.

Im Ganzen entsteht alles Irren aus der Zerspaltung unseres Wesens, unserer Vermögen. In keinem Momente soll der Mensch ganz Wille, ganz Intelligenz u. s. w., immer soll er ganz Mensch sein. Hier liegt die Differenz aller Philosopheme. Die ächte Weisheit ist ein allseitiger Zustand.

Man kann nicht alles aphoristisch, nicht alles systematisch sagen.

Alles was da ist, ist nur durch eine Kraft, die ihm innewohnt; das Leben dieser Kraft ist: Aeußerung; die Bedingung der Aeußerung: Thätigkeit, — aktive Metamorphose. Das ist die Wurzel des Lebens. Wo Kraft des Einzelnen zu wirken aufhört, überläßt sie das Objekt allgemeinen, lösenden, elementarischen, — wir nennen's Vernichtung, passive Metamorphose: das ist die Wurzel des Todes. Kräfte sind die Kapitalien der Natur, Erscheinungen ihre Interessen. Die göttliche Oekonomie verewigt jene, indem sie diese opfert. Sie nachzuahmen, ist Aufgabe des Menschenlebens. Denn auch die Sterblichen sind in diesem Gesetze mitbegriffen. Zwischen der Allmacht und der Unmacht liegt das Streben — die reine menschliche Thätigkeit, wodurch wir unsere Kraft aussprechen, leben, da sind. Trägheit übergibt uns den verneinenden Gewalten, dem Tode. Den Irrthum gleicht der Fort-

schritt aus, — wer sich aber aufgibt, und sagt: es ist genug! — der ist verloren.

Es ist eine der falschen gangbaren Vorstellungen, daß das Genie, wie die Unschuld, nichts von sich wisse. Das Genie, eben weil es eins ist, wird bald genug seinen Standpunkt, wie den der Andern gewahr; es kann sich nichts verbergen, also auch sich selbst nicht; und überhaupt ist das Genie Geist und Einsicht, und nicht, wie so Viele wähnen, eine wundersame, überaus geschickte Dummheit.

Die Schule spricht immer von einer unendlichen Möglichkeit und einer endlichen Wirklichkeit. Und doch ist nur das Mögliche endlich, das Wirkliche aber unendlich.

Man kann sagen, wenn man Wortspiele liebt, daß all unser Wissen Anthropologie ist; die Philosophie: philosophische Anthropologie, die Naturwissenschaft: physische u. s. w. Und es ist nicht nutzlos, daß man dieß sagen kann.

Es ist gewiß, daß zuletzt alle Philosophie in eine Identitätslehre zusammenfließt. Der ächte, gründliche Dualismus ist im Grunde identisch mit dieser Identitäts-Doktrin. Denn Analyse und Synthese sind so Eins wie Expansion und Kontraktion. Wissenschaft wäre nur dann vollendete Wissenschaft, wenn sie eines aus allem und al-

les aus einem erklären könnte. Dann wäre, wie im Universum, auch in ihr keine Lücke.

Geschichte, will sie was bedeuten, muß von der Kenntniß des einzelnen Menschen und seiner Modifikation im Weltverkehr ausgehen. Je mehr sie, wie ein guter Roman und ein wirkliches Ereigniß, aus Individuen sich entfaltet, und dann, Zweige mit Zweigen verknüpfend, Kronen und Massen bildet, desto fruchtbarer wird sie sein. Hierin liegt die allenthalben empfundene Bedeutung der Memoiren. Je mehr sie gleich anfangs unter dem Vorwande von Ideen und Prinzipien, in die Wolken greifend, Massen ballt, desto leerer läßt sie uns. Alle Theorie muß Resultat sein, nicht aber Fundament. Der Mensch aber bleibt Wurzel, Stamm, Blüte und Frucht der Geschichte.

Das Produziren, die eigentliche, freie, geistige Zeugung, bleibt, wie die leibliche, eine geheimnißvolle Operation erhöhter Momente. Nicht bloß vom Dichter gilt jenes est deus in nobis; — auch in der Wissenschaft wird Jeder, der sich ihr ganz und lebendig hingibt, diese Mittheilung von oben erfahren, vermöge welcher er zu schaffen befähigt wird. Denn auch die Wissenschaft hat ihr poetisches (schöpferisches) Element.

Es ist wenig Verstand in der Beschuldigung: Spinoza räume dem Verstande zu viel ein (kalter Verstan-

desmensch u. dgl.); da wir Spinoza aus seinen Büchern beurtheilen, die von Dingen des Verstandes handeln, so ist das, als sagte man: A hat den Fehler, beim Rechnen zu viel Arithmetik anzuwenden. Zum Verstehen gehört Verstand; und wenn hierin ein Fehler liegt, so wäre er unsern neuern deutschen Weltweisen zu wünschen.

Den Gelehrten, die sich vorzugsweise „wissenschaftlich" zu sein rühmen, fehlt meist der Begriff eines organischen Ganzen. Was sie System nennen, ist nur ein gut geordnetes Kompendium, ein Schulbuch im Kopfe; sie verwechseln innern und äußern Zusammenhang. Dieser besteht oft ohne jenen; jener oft, scheinbar ohne diesen.

Die, welche die Welt gebildet nennt, unterscheiden sich von den wahrhaft Gebildeten dadurch, daß jene die Aeußerungen, diese die Sache haben.

Dasein ist das einzige, das ungeheure Geheimniß. Tausende, mit ihrer erhitzten Phantasie in Wundern wühlend, ahnen nie das eigentliche Wunder. Auf diesem Begriffe ruht, in ihn verliert sich alle Reflexion.

Die Idee der Kompensation im sittlichen wie im körperlichen All ist groß und praktisch; eine fortzeugende, unschätzbare Geburt der Naturphilosophie, ein Schema, welches dem Denker allenthalben als Gesetz vorschwebt.

Keine Regel ohne Ausnahme? Das wäre mir eine saubere Philosophie! Jede Regel ist ohne Ausnahme; sonst ist sie keine Regel.

Will man aus der Existenz von Isomorphen mit differenten chemischen Bestandtheilen einen Beweis gegen die tiefe Naturwahrheit, auf der die Möglichkeit einer Naturwissenschaft beruht — gegen die Wahrheit ableiten: daß Form und Wesen sich ewig typisch entsprechen? Sind denn Edukte das Wesen einer Substanz, sie sei nun organisch oder kryptobiot? Mit unsrer Chemie ist es noch so eine Sache.

Die Theorie ist nicht die Wurzel, sondern die Blüte der Praxis.

Zum Lernen ist das Interesse nöthig; zum Interesse der Glaube. Der Anfänger muß das Ueberlieferte vorerst gläubig aufnehmen. Die Skepsis findet sich schon selbst ein.

Es gibt eine ewige, unumstößliche Wahrheit. Sie, wie die deutschen Philosophen, aus etwas vor ihr beweisen wollen, ist Puppenspiel. Wer sie nicht, wo sie sich offenbart, anerkennt, hat keine Stimme im Reiche des Wissens. Irrthümer suchen sich als „Ansichten" geltend zu machen. Freilich sind wir alle nur Subjekte, Individuen; aber allen Individuen liegt ein gemeinschaftliches Ur-Individuum zu Grunde, welchem die Wahrheit als

Objekt entspricht. Wer nur die Dinge, wie sie sind, auffaßt, und sein Tiefstes an ihnen entwickelt, der hat die Wahrheit. Denn alles Lernen ist ein Achtgeben auf die Entfaltung des Göttlichen in uns selbst.

Wir nützen selten dadurch, daß wir Wahrheiten aussprechen, Lehren ertheilen; weit öfter dadurch, daß wir anregen, Probleme hinstellen, den Widerspruch aufrufen, das Gefühl ansprechen. — Man kann wohl den Weg weisen, — aber gehen muß Jeder selbst.

Kunst.

„Wie die Perser der Sonne, so werden einst die Völker der Kunst huldigen.“

Nur wenn man die Bitterkeit des Lebens geschmeckt hat, fühlt man ganz die Süßigkeit der Kunst.

Kunst ist keine Entdeckung, keine Erfindung, kein Plan, keine Weisheit, keine Kirche; sie spricht nicht das forschende, nicht das fühlende Vermögen im Menschen einzig an, — sondern den Menschen selbst und ganz. Sie überliefert das Unaussprechliche, selbst unaussprechlich; ein ächtes Geheimniß.

„Einem ächten Künstler kann das Leben nie langweilig werden, denn es liefert Resultate; ernste oder heitere, gleichviel: sie müssen die Herrschaft der bildenden und ordnenden Kraft anerkennen.“

Das Malerische ist der Uebergang des Plastischen in's Musikalische.

Was nicht das Innerste des Menschen befreit, ist kein Werk der Kunst, sondern des Handwerks.

Man spricht ohne wahre Sachkenntniß, wenn man das Metier der Schauspieler Kunst nennt. Nicht jede Ausübung eines Talents, wozu Geist und Bildung gehört, macht den Künstler, — nur die freie, schöpferische Manifestirung der Idee.

In der Kunst, wie im Leben, beginnen wir empirisch mit Nachahmung; bilden uns allmälig eine Manier (im guten Sinne); und gelangen endlich (wenn uns die Götter wohl wollen) zum Styl.

Styl ist freie Ergebung des ausgebildeten Individuums an das allgemeine Gesetz. Religiosität.

Im Style verlieren sich allmälig die Gegensätze, oder vielmehr, sie verbergen sich. Es entsteht die antike Einfachheit: Reichthum der Motive bei Einheit des Resultats.

Der Anblick des Firmaments wie der des Meeres oder ruhig hinfließender Ströme in weiten Ebenen gibt

uns das große Gefühl eines einfachen Zustandes, wo unendliche Bewegung zuletzt im Ganzen als Ruhe erscheint.

Die Phrase, man lege einem ächten Kunstwerke mehr unter, als es enthalte, ist hohl. Als ob ein wahres Kunstwerk nicht Alles enthielte! als ob man's je auserklären könnte! Die Kunst, wie die Natur, spricht an's Ganze der Menschheit, welches in den einzelnen Menschen vertheilt, und wie ein Lichtstrahl gebrochen ist. So mögen Winkelmann, Goethe, Herder, Lessing, Heinse und Feuerbach an dem Einem Laokoon forterklären.

Das Gute ist schwer zu wirken; das Wahre zu finden, kostet noch mehr Bemühung; kein Mensch hoffe, das Schöne hervorzubringen, es werde ihm denn von oben gegeben.

Kunstwerke wirken zur sittlichen Veredlung, indem sie das Beste in uns frei machen, unsern Standpunkt erhöhen, unser Inneres läutern. *Καϑαρσις*. So werden wir besser, indem der Künstler bloß seinen eigenen Zweck im Auge hält, und die eigentliche, unmittelbare Moralisirung den Predigten, Müttern und Prügeln überläßt.

Gemeine Porträtmaler glauben zu veredeln, wenn sie auf eine vornehme Allgemeinheit hinarbeiten.

Alle Kunst ist Symbolik. Wenn sie bedeutungslos bleibt, wird sie Handwerk; wenn sie allegorisirt, wird sie Philosophie; das sind ihre beiden Abwege.

In Beurtheilungen von Kunstwerken heißt es gewöhnlich: der Künstler hätte besser den oder jenen Moment gewählt! — Es frägt sich aber, was er aus dem gewählten zu machen gewußt hat.

Die Kunst kann nicht trösten; sie verlangt schon Getröstete.

Gorgo-Medusa, — der höchste Kunstbegriff.

Ein Werk bildender Kunst ist unvollkommen genug, wenn sich dessen Vorzüge durch Worte deutlich machen lassen. Der Künstler hat sich dann seiner eigensten Mittel begeben.

Die Stimmung, in welcher der Künstler schuf, geht durch sein Werk auf Andere über. Darum warte er die gute Stunde ab, glaube an ein höheres Walten, und wisse, daß er Organ ist.

Der Maler, zumal der Oelmaler, muß nicht Komposition und Form allein im Auge haben; muß bedenken, daß er ohne Licht und Farbe nicht Maler wäre.

Die Natur ist eine Sprache, von der wir selbst nur Accente sind: Häßlichkeit, Tod und Uebel verstehen wir nicht. Die Kunst ist eine Sprache von Menschen zu Menschen. Hierin liegt viel.

Der Augenblick der Konzeption ist der Augenblick der Begeisterung. Wenn dem Geiste ein ihm gemäßer Gegenstand in gemäßer Gestalt erscheint, fühlt er eine sinnliche Berührung. Man merkt es den Werken an, ob sie diese Feuertaufe haben.

Kunst ist dem Wesen nach: Darstellung des Göttlichen. Göttlich ist das Wahre, Gute, Schöne. Die Werkzeuge unterscheiden die Künste. Auszusprechen ist keine; jede spricht sich in Thaten aus: ein offenbar Geheimniß. Die höchste Kunst ist die, wo die ganze Menschheit Organ wird, und ihr Leben Darstellung des Göttlichen.

Leben.

Die Trägheit ist der wahre Teufel; die eigentliche Verneinung des Sittlichen. Fortwährend arbeitet die Indolenz mit müßiger Allmacht am Ruine des Einzelnen wie des Ganzen; alle Kraft, die Lust und Mannheit gewähren, ist aufzubieten gegen diesen Erbfeind des Guten.

Bulwer erinnert irgendwo, daß, wenn man einmal eine Maxime für allgemein gültig erkannt habe, man sich durch kein Privatmotiv je von ihr abwenden lassen sollte. Das ist so tief wahr und praktisch als jenes sophokleische Wort: daß Jenem Alles übel bekomme, der seine angeborne Natur verlasse; denn das geistig Erworbeve erweist sich, nicht minder denn das Angeborne, als die wahre Natur des Menschen. Gesetzt, ich habe erkannt, daß für mich das Spiel durchaus verwerflich ist; nun tritt der Fall ein, daß ich einen Menschen retten kann, wenn ich spiele; wenn ich nur dießmal spiele. Soll ich spielen? Nein.

Das Schlimmste, was die Kränklichkeit unserer Zeit mit sich bringt, ist, daß in ihr selbst ein einlullendes Gefühl verborgen liegt, eine Süßigkeit, welche in den armen Kranken sogar den Wunsch zu genesen unterdrückt. Kann man daher in ihnen nur die Ahnung der Gesundheit rege machen, so ist zur Heilung der erste Schritt gethan.

Wer das Große nie in seiner Manifestation an lebenden Menschen gesehen hat, der hat nur davon geträumt. Bücher sind nur ein schlechter Ersatz dafür.

Die unmittelbare Einwirkung des Menschen auf den Menschen ist das einzige geistig Wirksame; und nur was davon in ein Buch geheimnißvoll übergeht, verleiht dem Buchstaben Werth. Der Sittliche verbreitet eine Atmosphäre des Anstandes um sich her, der Begeisterte entzündet, in der Nähe des Klugen schärft sich das Urtheil, Liebe erzeugt Gegenliebe, der Frohe belebt.

Hat man nur einmal den Ton getroffen, aus dem mit einem gegebenen Individuum zu sprechen ist, so bildet sich ein bestimmtes Verhältniß. Der Ton, einmal angeschlagen, klingt von selbst immer wieder.

Vom Zentrum aus beginnt die Bildung, strahlenförmig. Hat der erste Radius die Peripherie erreicht, so entfaltet sich sein Nachbar, oder meist, nach dem Gesetze der Extreme, sein entgegengesetzter; und so einer nach dem andern, bis die Sphäre vollendet ist: harmonische Ausbildung.

Es ist in unserer Natur, nebst dem Streben nach Enträthselung, etwas Träumerisches, das auch befriedigt, ja ausgebildet sein will.

Objektivität im geistigen Leben, Mäßigkeit im physischen, in beiden rastlose Thätigkeit ohne Hast, — bedingen einen behaglichen Zustand.

Die Väter sehen in ihren Kindern meist nur ihre Kinder. Was sich in diesen auch durch Zeit und Verhältnisse oder von innen heraus entwickle, — für jene ist es nicht vorhanden. Das macht nun oft die Söhne unwillig und unbillig. Es sollte aber nicht. Den Aeltern gegenüber sind wir nichts als Söhne; da ist Liebe und Ehrfurcht an ihrem Platze.

Der Vorgesetzte, der General, der Minister, der Monarch u. s. f. bedürfen der Selbstverläugnung besonders. Es ist nicht zu vermeiden, daß sie von Einigen gehaßt werden. Sie können ihrer Stellung nicht genügen, ohne

Manchen weh zu thun; und wie viele Menschen gibt es, die eine solche Handlungsweise begreifen, wenn sie darunter leiden?

Es ist für den Arzt und Wissenden genug gesagt: wie man Geisteskranke behandelt, so müßte man die meisten Menschen behandeln, wenn man ihnen helfen wollte. Mag es dem Unerfahrnen grell klingen!

Das Beste ist zu finden, wo es Niemand sucht; Schätze der Einsicht in wenig geachteten Büchern, größere Schätze in Menschen, die man kaum berücksichtigt. Wer nur recht sucht, der wird finden; wer strebt, wird erlangen; schweigend versteht man sich, wundersam trifft man zusammen; nicht das, was man sich sagen kann, nur das Erweckte bleibt Besitz. Die stillen Erwerbnisse verschließt man vor der Menge, seltene Keime in jungfräuliche Erde senkend; und wer je solche Wege gegangen ist, weiß, daß es weder Räthsel noch Träume sind.

Man muß immer dasjenige treiben, wozu man sich am wenigsten getrieben fühlt; das ist: nach Zwecken, welche die Vernunft zur Vollendung des mangelhaften Individuums diktirt, sich leiten und bestimmen.

Es ist wahr, man kann sich keine andere Empfindung geben; aber man kann sich durch einen kühnen Entschluß in eine Situation bringen; da gibt sich dann das

Empfinden von selbst. Erst will man, dann muß man, und dem wird die Palme, der müssen will.

Die wenigsten Menschen sehen ein, daß es noch immer dieselben Interessen sind, welche die Welt zersplittern und vereinen, wie vor zweitausend Jahren; mutatis nominibus.

Menschen von trägem Genie haben keine Vorstellung von der Wollust, die das kühne Kombiniren gewährt; sie sind blind für den Faden, der, auch zwischen die buntesten Enden der Dinge eingewebt, sie verbindend Einer Farbe nähert. Aber oft sehen Menschen von allzuschnellem Genie Fäden, wo keine sind, und ziehen ein willkürlich Gespinnst über die Welt der Erscheinungen und Gedanken, das sie trübt und verschleiert.

Die tiefsten Gefühle des Menschen gehen allerdings erst aus der Intelligenz hervor.

Das Aechte wird immer wieder hie und da — wenn nicht anerkannt, doch „anerfühlt," — und so sei es genug! Nichts geht spurlos über die Erde, das Gute wie das Böse. Alles ist Saat im ewigen Acker.

Die Sehnsucht ist ein Irrthum der Seele, welche die Kraft des Geistes verkennt. Denn der Geist allein vermag zu erschaffen, was jene von Außen ewig vergebens

erhofft. Wer nach Liebe sucht, wird sie nicht finden; wer aber Liebe gibt, wird sie wieder empfangen. Das verzärtelte Gemüth fordert, wie ein weinendes Kind, den Himmel von der Erde, der nur im Geiste und in der Wahrheit ist.

Das wahre Unglück ist dasjenige, welches den Geist sich selbst entfremdet, daß er, in Verhältnißbanden, sich seiner Herrlichkeit schämt. Das Unglück als Schande zu empfinden, ist das Vorrecht einer sehr zarten, jungfräulichen Seele, die den Keim und das Verdienst zur Seligkeit in sich spürt.

Jeder lernt nur, was er im Tiefsten schon weiß; so daß man, im unmuthigen Momente, alles Schreiben für eitel erklären möchte: Denn wer Dich versteht, braucht Dich nicht, und wer Dich brauchte, versteht Dich nicht.

Das Leben des Menschen erscheint als ein geheimnißvoller Kreislauf, in welchem das Ursprüngliche, Einfache geläutert, vervielfacht endlich wieder zur Erscheinung kommt, der Anfang als Ende wiederkehrt. So lernt man, was man weiß, so wird man, was man war.

Leicht setzt sich das einseitige Bestreben durch, indem es eine vereinzelte Kraft auf Kosten der andern bewegt, während das Aechte nur durch die allmächtige, aber unscheinbare Harmonie der Kräfte gedeiht, die nur in den Händen der Vorsehung ruht.

Die Leere des Innern, da sie eine Negation ist, kann man nicht eigentlich empfinden; es gibt aber Momente, in denen sich dieses vacuum gleichsam verdichtet; und nun entsteht das Gefühl derselben. Dieses ist der Anfang der Heilung, denn es erzeugt ein Streben.

Es gibt eine herrliche Konsequenz, die nicht das kümmerliche Ergebniß berechneten Selbstzwanges ist, sondern das treue Bilden und Wesen einer stillen, klaren, in sich einigen Natur.

Jede wahre Verehrung flößt mir wieder Verehrung ein. Denn, daß wir das Schöne und Rechte erfassen dürfen, ist doch die höchste Gnade, die uns wird.

Das Hoffen ist aus dem Wünschen und aus dem Vermuthen zusammengesetzt; beides aber deutet auf die Grenzen der menschlichen Natur.

Wie im Auge ein Punkt ist, der nicht sieht, so ist in jeder Seele ein dunkler Punkt, der den Keim des innern Verderbens enthält. Alles kommt darauf an, diesen Punkt in sich durch sittliche Klarheit zu begrenzen, daß er unsichtbar bleibe, so lange wir leben. Wird ihm Raum gewährt, so breitet er sich aus, weiter und weiter, ein Schatten legt sich über die Seele des Menschen, und die Nacht des Wahnsinnes bricht endlich über den Unglücklichen herein.

Bis in's späteste Alter lernen (nicht auswendig, sondern inwendig), das ist Genießen, das ist Leben. Da wächst die Seele, in konzentrischen Kreisen, göttlichen Sphären zu.

Je bescheidner, ja zaghafter man beginnt, desto sicherer, kräftiger werden bald die Schritte.

„Die Kinder der Welt sind klüger als die Kinder des Lichtes; diese aber sind seliger."

Armuth und äußerer Druck sind nichts; aber fürchterlich ist das Loos des Edlen, das ihn unthätig macht, und der Willkür der Gemeinen unterwirft.

Der Glaube gibt durch sich selbst, was er verheißt.

Die Verschwendung, wie die Kraft, spielt mit Mitteln, die der Schwäche, dem Geize Zweck und Höchstes sind.

„Arroganz, die Karrikatur des Stolzes."

Aechte Tugend ist Stärke des Geistes; ihr Grund ist Weisheit, ihre Erscheinung Schönheit.

Wer stets in Ironie und Satyre sich ergeht, gibt zu erkennen, daß er auf niederer Stufe steht; daß er mitleidet, unfähig sich zu erheben.

Entwürdigender Ausspruch: daß Liebe blind sei! — Leidenschaft (cupido) mag die Binde vor dem Auge haben, — aber nichts, im Himmel und auf Erden ist s e h e n d, als die Liebe.

Göttliche Apathie und thierische Indifferenz werden so oft verwechselt. Diese ist der Zustand der Larve, jene des Schmetterlings.

Man ist scharfsinnig im Leiden, weise in der Freude.

Ein Mensch ohne Liebe — eine Landschaft ohne Himmel; ein Mensch ohne Streben, — eine Landschaft ohne Fluß.

Wenn man gefehlt hat, so ist man über Andere unwillig.

Man fürchtet, was man nicht versteht.

Ueber etwas grübeln, und sich etwas klar machen, — das ist zweierlei.

Die Wahrheit eröffnet sich uns nicht: wir müssen uns ihr öffnen.

Gebundenes Feuer zeitigt Früchte.

Der steht hoch und am höchsten im Leben, der in gewissen Stunden sich nach Schmerzen sehnt.

Man lehrt am besten, wenn man vergnügt, lernt am besten, wenn man betrübt ist.

Man hat noch nicht bestimmt, bei welchem Grade von Seelendisharmonie der Wahnsinn anfängt.

Ein gewisses Selbstgefühl macht besonders geschickt zum Umgange mit Menschen; und nichts erzeugt dieß Selbstgefühl gewisser, als der Umgang mit Menschen.

Auf Kultur kommt alles an. Kultur ist Angewöhnung zum Rechten. Wie der physische Mensch an alle Klima's gewöhnbar, so ist der geistige nach allen Seiten hin entwicklungsfähig.

Die Redensart: „Dieß oder Jenes erhebt uns über uns selbst" ist uneigentlich; es muß heißen: „zu uns selbst."

Das ist der Fels, an dem die Besten scheitern, daß sie aufhören zu lieben, wenn sie anfangen zu erkennen. Wohl Jenem, der Erkenntniß errungen, und Liebe bewahrt hat, — der die Welt, ihr zum Trotze, liebt!

Pläne sind die Träume der Verständigen.

Es ist nicht genug, sich als Objekt zu betrachten; man muß sich auch so behandeln.

Nur der Beseelte ist empfänglich: ohne Begeisterung wirkt man nicht; der Enthusiasmus hindert; es vernichtet der Fanatismus.

Das Geschick ist stumm; ihm gegenüber sei es der Mensch.

Das Geschick spricht durch Ereignisse; durch Thaten spreche der Mensch.

Die Kluft zwischen zwei Naturen ist nicht auszufüllen; denn so hat es die Natur gewollt. Aber hier wird Liebe Pflicht, die nichts als Duldung ist.

Schicksal und Zufall! Jenem unterwirf dich, diesen unterwirf dir — und du bist, was Menschen sein können.

Willst du das Licht sehen, so darfst du nicht den Kopf hängen; aufwärts mußt du blicken, denn es kommt von oben.

Die Philosophie lehre uns unser Loos begreifen; die Religion lehre es mit Ergebung tragen; die Kunst lehre es verschönen.

Bei der Welt setzt man sich in Respekt, wenn man tadelt, — bei Vernünftigen, wenn man billig ist.

Weder Demokrit noch Heraklit ist mein Mann. Es ist in der Welt nichts zu belachen, nichts zu beweinen, — aber viel zu betrachten.

Universalgenie? Jedes wahre Genie ist ein Universalgenie. Man hat mehr oder weniger Anlage zu diesem oder jenem, aber man ist ein Genie ein- für allemal.

Die Welt spürt die Ueberlegenheit eines tüchtigen Geistes; sie gibt dieß Gefühl durch Kritteln zu erkennen, weil sie sich gern von der Uebermacht befreien möchte; allein nur Liebe und Anerkennung befreien wirklich.

Den wahren Werth Anderer erkennen, heißt seinen eigenen aussprechen; denn nur der Würdige würdigt.

Die Unzufriedenheit ist auch ein Element in der Komplexion des Menschen; es ist zu etwas da; man muß ihm seinen Wirkungskreis anweisen.

Mit wenig Bemühung, im Rausche des Momentes, wird das Ungeheure zur Welt geboren; rastloser Aufwand harmonischer Kräfte bringt nach langen Jahren das unscheinbare Große hervor.

Instinkt ist das Naturgesetz unter dem Scheine des Willens; Wille ist das Naturgesetz mit Selbstbewußtsein; Charakter ist die ausgebildete Gewohnheit zu wollen.

Reue ist Verstand, der zu spät kommt.

Man hätte die Anlagen zu bilden, die Neigungen dagegen zu dämmen, und dabei stets die Uebereinstimmung mit sich selbst im Auge zu behalten.

Jeder Mensch will eigentlich jeden Andern anders haben; das ist der Ausdruck für das gemeine Menschenver-

hältniß. Jemanden nicht anders haben wollen als er ist, heißt ihn lieben, und entspringt aus Erkenntniß. Alle Menschen haben wollen, wie sie sind, heißt die Menschheit erkennen, und lieben. Es versteht sich, daß hier bloß vom Menschlichen die Rede ist, das diesen Namen verdient. Der Höchste läßt uns Alle gelten.

Was wäre das Große, wenn es vom Kleinen gefaßt werden könnte?

Die gemeinsten Sätze sind noch nicht verstanden genug, weil man sie oft gelesen hat. Es wird Einem nichts geschenkt; man muß eben Alles erleben, und dann erst begreift man die Verkettungen.

Man hört immer vom Ideale; man schwärmt darüber und hält es sich so erst recht vom Leibe. Das wahrhafte Ideal des Menschen aber ist: ein gesunder Zustand, innen und außen.

Wenn uns das Schicksal anrührt, so beginnt erst unser Dasein. Der Finger des Unglücks deutet auf unser Ziel. Ein Leben ohne rechte Aufgabe erscheint dem Denker schaal und unnütz. Mit was ein Jeder zu kämpfen habe, das unterscheidet die tüchtigen Menschen von einander.

Wo nichts mehr zu enträthseln bleibt, hört unser Antheil auf.

Alle Mittel, die geeignet sind, dem Menschen über die Steppen des Weltlebens zu helfen, müssen liebevoll

gepflegt werden. Der Leichtsinn, diese liebe Göttergabe, gehört dazu.

Es ist ein alberner Vorwurf: man überschätze das Nahe, Bekannte; als wenn man im Stande wäre, das Ferne, das Unbekannte nach Verdienst zu schätzen!

Das höchste Glück, das du erfuhrst, die tiefsten Schmerzen, die du littest, das ist dein wahres Eigenthum. Du kannst es nicht veräußern, nicht hinterlassen.

Rühme sich Keiner seines Muthes, der allein auf Erden ist!

Wie der Strom über die Leichname der Ertränkten seine Wogen hinwälzt, so lerne der Geist die Opfer des Herzens überfluthen, und, während sie unten ruhen, oben das Licht des Himmels wiederstrahlen.

Der Natur ist so viel abzulernen: die Ruhe, die Unermüdlichkeit, die stete Produktion, die Dauer im Wechsel, die Grandiosität, die fortbildende Entwickelung.

Grandiosität ist die Eigenschaft, Alles im Großen und Ganzen, ohne Rücksicht auf's kleinliche Einzelne, zu wirken.

Ein Gefäß, bis an den Rand voll, läuft über, wenn ein Tropfen darauf fällt. Dann sagen die Leute: Das Gefäß ist von Einem Tropfen übergegangen!

Umändern kann sich Niemand, bessern kann sich Jeder.

Die Mode ist ein interessantes Phänomen. Noch hat es kein Philosoph gehörig beleuchtet.

Oft genug hört man sein Echo in der Welt; selten einen verwandten, selbstständigen Anklang; seltener eine wahre, fördernde Beurtheilung.

Das Gefühl, auf sich zu beruhen, ist mit nichts in der Welt zu vergleichen. Es ist das wahre Prometheusabzeichen.

Geringe Menschen sind stolz. Sie halten fest an ihrem idealen Besitz in der Sozietät, weil sie fühlen, daß sie ohne ihn nichts mehr sind. Große Charaktere wissen, daß ihnen Alles bleibt, wenn sie scheinen Alles geopfert zu haben.

Der Einseitige wird, auch bei großer Ausbildung, stets etwas Rohes behalten.

Harmonie ist nicht Gleichsetzung, sondern gehöriges Verhältniß. Das Niedere muß dienen, das Höhere herrschen. So muß die Vernunft der Phantasie gebieten, nicht beide dürfen gleiches Recht genießen.

Es gibt eine Sittlichkeit auch in den gemeinen Verhältnissen des Weltverkehrs. Man nennt sie Diskretion.

Daß die sozialen Zustände nicht wesentlich sind, macht sie nicht weniger nothwendig.

Was du dir selbst glaubst, glaubt dir Jeder.

Nichts ist leichter, als außerordentlich zu scheinen: man braucht nur seine Bedürfnisse zu verbergen; nichts schwerer, als es zu sein: man muß den Bedürfnissen der Menschen entsagen.

Alles Gute liegt in der Beschränkung des Subjektiven gegen das Objektive: Liebe, Weisheit, Aufopferung. Alles Böse ist Egoismus. Jenes erhält, dieser verneint das Ganze, und würde für sich die Welt zerstören.

Aus dem Vergleichen und Unterscheiden geht die Erkenntniß hervor.

Auf der Erkenntniß beruht die Freiheit.

Jeder, der sich bildet, hat eine Epoche der Wiedergeburt; wohin er da geboren werde, das entscheidet über sein Schicksal.

Ein gebildeter Mensch ist kein fertiger. Bildung ist der Weg von Nichts bis zum Anfang. Man hat sich orientirt, — nun heißt es wandern!

Es schauert Einen, wenn man die Spinnewebenfäden sieht, an denen unsere innere Kultur, also unser eigentliches Glück hängt.

Die Anlage zur Furcht wird durch Ausbildung des Denkvermögens oder des Stolzes bekämpft.

Mängel gehören so sehr zur menschlichen Natur, daß sie bei der Erziehung gar oft gehegt werden müssen, wenn ein Mensch das werden soll, was nur Er werden kann.

Der Zartheit ist die Geduld beigegeben, um sich zu erhalten; der Kraft bereitet die Ungeduld oft den Untergang.

Reine geistige Ein- oder Mitwirkung ist die höchste Wohlthat, die der Mensch dem Menschen gewähren kann.

Hypochondrie ist Egoismus. Am gewissesten wird sie durch Erweckung des Sinnes für die Welt und Menschheit geheilt.

Skeptizismus ist Schwäche. Man resignirt sich beim Gewahrwerden von Schwierigkeiten, die der Muthige mit Ausdauer bekämpft. Halbe Aerzte sind meist Skeptiker.

Es gibt mehr Dinge im Gehirne der Narren, als der Weise begreifen kann.

Wenn Menschen einander hassen, so kennen sie sich nicht.

Doppelt bleibt die Aufgabe des Menschen: abgeschlossen zu sein in sich, aufgeschlossen für die Menschheit.

Ein großer Impuls frommt mehr als tausend kleine.

Thätigkeit nach einem ernst durchdachten, tief empfundenen Zwecke, mit Ruhepunkten des Genusses, hebt und erhält die innere Lebenskraft.

Man erkennt, was Andre leisten, und möchte sich selbst vorgreifen. Das ist ein Kriterium unserer Zeit.

Das Gute, Aechte, wenn es ruhig und unverdrossen, sich wiederholend fortlebt, gewinnt magische Kräfte, und endlich den gewissen Sieg. Unsere Waffe ist die Offenbarung unsers innern Seins.

Religion ist das tiefste und letzte Bedürfniß des hochgebildeten Menschen. Er fühlt, daß er verehren und anbeten muß, und sucht sich dieß Gefühl zu deuten, um ergeben und klar im Lichte der Gottheit zu wandeln.

„Es ist leicht, da, wo die Gesellschaft empfänglich ist, etwas praktisch hinzustellen. Geht es aber nicht an, so denkt man: Du wirst im Stillen etwas machen, was die Andern nicht verhindern können, und was noch Andere erfreut und in Gesinnung und Streben befestigt.“

Edle Erinnerungen sind der Stoff, woraus unser Gemüth die Poesie unseres Lebens gestaltet.

Das Beste läßt sich durch Worte nicht mittheilen. Es offenbart sich das Mark der Dinge dem stillen, durchdringenden Geiste durch treue Hingebung an die Gegenwart; der Geist des Lebens dem Guten durch Umgang und strebendes Zusammensein mit den Besten, die, in Liebe und verschwiegenen Thaten, eine große, ewige Gemeinde bilden.

Inhalt.